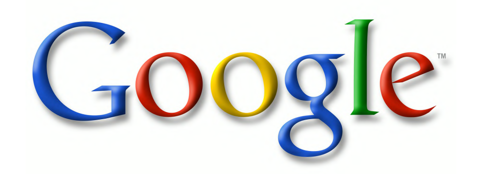





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Die ewige Jüdin

und

der Orang-Outang.

Eine Reise auf, unter und über der Erde.

Von

Ch. Kuffner.

Erster Theil.

Wien, 1846.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Das schöne unerforschliche Geheimniß, die sublime Mystik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrscheinliche ist oft das eigentliche Wahre.

E. T. A. Hoffmann.

Erstes Buch.

I.

Kometenbahn der Liebe. Namenspiel. Trennungsschmerz und Reiselust.

Ich weiß es so gut als Einer, daß die Moral am Eingange eines Romans eben so wenig Wirkung thut, als am Schlusse desselben, am wenigsten aber in der Mitte, obschon es übrigens keinem Zweifel unterliegt, daß die Moral dem Menschen so nöthig ist, wie das Haus, in dem er wohnt; bringt er Tag und Nacht im Freien zu, so wird er endlich ein Wilder, den selbst der unmoralischeste und langweiligste Salon nicht mehr zurecht bringen kann.

In unserer jungen, einst moralisch gewesenen Zeit, wo wir rings um uns her nichts als ewige Juden und ewige Jüdinnen, stets reiselustige Leute ohne Ruh' und Rast, halb und ganz Zerrissene, Weltschmerzler, mit und ohne Collier grec, und Virtuosen ohne Maß und Ziel sehen, waren Volcanelli und Lunetta — Er ein liebender Dichter, glühenden Angesichts wie ein Vulcan, Sie eine dichtende Geliebte, schmachtend blaß wie Luna im Abnehmen, — bisher als Liebende ein sehr moralisches Paar; weil aber gewöhnlich die Liebe länger dauert als die Moral, und weil in dem vorliegenden Falle keine Aussicht zum Heirathen sich

zeigen wollte, so stellten sich in dem zärtlichen Verhältnisse einige Dissonanzen ein, aus welchen nach und nach eine völlige Disharmonie entstand, die ihren eigentlichen Grund doch nur in der zu vollen Harmonie ihrer excentrischen Seelen und Herzen hatte.

Volcanelli war ein großer Geist, in eine Zauberflasche gebannt, Lunetta ein geistreiches Fräulein, das noch lieber steinreich gewesen wäre. Er wollte immer fliegen, Sie wollte unaufhörlich schwärmen; Sie wollte Alles, Er noch mehr als Alles; Er war ein rasender Roland, Sie ein Faust im Häubchen; Er glaubte, sie müsse sich glücklich preisen, die Geliebte eines so großen Geistes zu sein; Sie hielt sich überzeugt, er könne in der weiten Welt kein Wesen finden, welches fähig wäre, ihn so zu lieben, so zu begeistern, so zu beglücken wie sie.

Und so geschah es denn, daß diese beiden Menschenkinder in dem wechselseitigen Bewußtsein ihrer Vortrefflichkeit und Beglückungsgabe so weit gingen, daß sie dadurch den Grund legten, mit einander unzufrieden zu werden und sich wechselseitig unglücklich zu machen.

Es ist jedem Leser bekannt, daß ein volles Glas, wenn ein Tropfen zu viel hinein fällt, überfließt. So ist's auch bei dem Nektarbecher der Liebe. Ein kleiner Zwist — und der Nektar läuft auf und davon!

Volcanelli war in dem Hause eines reichen Banquiers nicht nur Hausfreund, sondern auch Hauspoet, Hauslehrer

in allen schönen Künsten und Wissenschaften, gewissermaßen sogar als ein Kind vom Hause gehalten. Durch ihn war auch die ästhetische Lunetta in's Haus gekommen, wo sie sich bald beliebt zu machen wußte und eine Rolle zu spielen anfing. Es wurde auch keines der zahlreichen Familienfeste in diesem Hause ohne die beiden liebenden Genies gefeiert.

Ein solches Fest fand jetzt in dem prächtigen Landhause des Banquiers statt. Volcanelli hatte dazu ein halbes Dutzend Gelegenheitsgedichte verfertigt, die man für Meisterstücke erklärte, weil sie von Schmeicheleien für die Familie und die vornehmsten Gäste überströmten. Lunetta phantasirte auf dem Pianoforte, einst Fortepiano genannt, und improvisirte über Gegenstände, deren Auswahl ihr schon vor acht Tagen unter dem Siegel des Geheimnisses bekannt gemacht war.

Als man sich zu den Spieltischen setzte, verloren sich diejenigen, die ihr Herz schon vergeben hatten oder zu vergeben wünschten, in den Garten. Den Fräulein folgte der Segen der Mütter und Väter, die ihre holden Töchterlein, je früher, je lieber, als wohlversorgte Gattinnen sehen wollten.

Auch Volcanelli hatte den Salon verlassen, um sich seinen Träumereien so lange hinzugeben, bis ihn etwa ein paar schöne Verehrerinnen seines Genies darin stören würden. In dieser süßen Erwartung wurde er durch die — aus einem Rosengebüsche plötzlich hervorspringende Lunetta getäuscht. Sie überhäufte den Flüchtling mit einem geistreichen Wechsel von zärtlichen Vorwürfen und vorgeworfenen Zärtlichkeiten.

Lunetta hatte die sonderbare Grille, daß ihr kein weiblicher Name in die Länge gefiel. Sie wollte immer denjenigen, der ihr für einige Zeit der wohlklingendste und bedeutungsvollste zu sein schien. Sie verlangte daher bald so, bald anders genannt zu werden. Mit jedem neuen Namen bildete sie sich dann ein, ein anderes Wesen geworden zu sein, eine andere Gestalt erhalten zu haben, und eine andere Rolle spielen zu müssen. Dem Dichter Volcanelli, obschon er weder dem Wechsel in Liebesangelegenheiten, noch dem Ausstellen von Wechseln abgeneigt war, mißfiel dieses Wechselspiel der Namen um so mehr, je mehr er eine leise Neigung in sich verspürte, die weniger geliebte Geliebte gegen eine andere zu verwechseln, da sein Herz einem Palaste glich, dessen Thore zur Aufnahme der vielen Gäste immer weit offen stehen.

Lunetta kannte seinen Widerwillen gegen jene Spiegelfechterei mit dem Namen. Sie trug daher ihr Anliegen, neu getauft zu werden, nach einem Vorspiele von Zärtlichkeiten und Schmeicheleien, sehr schüchtern vor und erklärte endlich, den Geliebten umarmend und küssend, sie bäte ihn dringend, sie nicht mehr Lunetta, sondern vom Augenblicke dieses Kusses an Mephista zu nennen.

Volcanelli fuhr bei diesen Worten, aus den umschlingenden Armen sich losreißend, zurück, als hätte ihm eine Schlange aus dem Rosengebüsch entgegen gezischt. Er schlug die Hände zusammen und rief: „Thörin der Namensucht! weißt Du denn auch, was Du verlangst? Weißt Du denn auch, daß Mephisto oder Mephistopheles der Name des

bösen Geistes ist, der in der Hölle und in Göthe's Faust eine so abscheuliche Rolle spielt?"

Lunetta erwiederte darauf, ihre Liebkosungen verdoppelnd: „Ich weiß es, und eben das bewegt mich zu dem Wunsche, von Dir künftig Mephista genannt zu werden. Ich schwöre Dir, daß ich fest entschlossen bin, bei diesem herrlichen Namen bis zum letzten Athemzuge meines Lebens standhaft zu verbleiben. Faust ist eigentlich ein erbärmlicher Mensch, der selbst nicht bestimmt weiß, was er will, und dessen armselige Halbheit Dinge erreichen möchte, die er aus Mangel an Kraft doch nicht erreichen, auf jeden Fall nicht ertragen konnte. Wie viel höher steht der schauerliche Mephistopheles in seiner unheimlichen Größe! Der gewaltige Geist treibt mit dem ohnmächtigen Menschlein ein belustigendes Spiel. Der von so vielen Dichtern und Dichterlingen aus- und abgedroschene Faust wird als ein nichtiges Phantom des Mittelalters bald verschollen sein, während Mephisto, ein echtes Kind unserer romantischen Zeit, auf Geist und Phantasie stets seinen mächtigen Einfluß behaupten wird. Der große Mephisto entzückt, der kleine Faust langweilt mich. Uebrigens klingt auch der Name Lunetta, so bescheiden, so matt; das paßt nicht zur göttlichen Kühnheit unseres Zeitgeistes, dem nur ein ungeheurer Mephistopheles imponiren kann. Diese keusche, bleiche, kränkliche Luna, als deren Diminutiv ich erscheine, ist mir nun einmal verhaßt. Ich blicke wohl zu ihr hinauf — aber mit Geringschätzung. Ich will überhaupt keine negative Göttin der verklungenen Mythenwelt, sondern ein durch und durch modernes Wesen

der romantischen Gegenwart sein, und von Dir, Geliebter, so wie von der lebenglühenden Welt, Mephista genannt werden."

Volcanelli schwieg lange. In ihm erwachte die Besorgniß, Lunetta, die während der Dauer ihrer Liebschaft schon mehr als zwanzig verschiedene Namen in Anspruch genommen und geführt hatte, wolle dem Gewährenden über den Kopf wachsen. Er erklärte fest, er werde sie nie Mephista nennen, sondern sie müsse, wenigstens als seine Geliebte, fortwährend den Namen Lunetta behalten, der viel weiblicher und sanfter klinge; auch stehe sie dadurch mit ihm, als ihrem Apollo, in näherem Rapport. Endlich sei es ungeziemend, daß Frauen und Mädchen eine parforce-Jagd auf das Neue halten, und, obschon Schiller in dem schönen Gedichte, die Würde der Frauen, sagt:

„In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte;"

wie die wilden Katzen in der Welt herumspringen.

Beide verharrten auf ihrem Willen; Beide gingen schmollend auseinander; Eines tadelte den unerträglichen Eigensinn des Andern, den Todfeind der Liebe. Ein Zwist der Verliebten und Eheleute, selbst der geringfügigste, gleicht dem Gummi elasticum, dessen kleinstes Stück zu einer bedeutenden Größe und Länge auseinander gezogen werden kann.

Hat ein Pärchen auf dem Pfade der Liebe einmal die divergirende Linie eingeschlagen, so geht es mit jedem Schritte immer weiter auseinander, indem Jedes von Beiden das

Recht für sich zu haben glaubt und auf Kosten des Andern sich selbst überschätzt.

Der Fall trat auch jetzt ein. Volcanelli, eigentlich ein Deutscher, der Feuersberg hieß, übersetzte diesen Namen, folglich gewissermaßen auch sich selbst, in das Italienische. Der letzte Zwist führte ihn auf den Gedanken, Lunetta sei eigentlich mehr Schwerstein als Hebel seines Lebens; Sie glaubte dagegen in ihm mehr ein blindlings hinfliegendes Locomotiv als eine erwünschte Station ehelichen Still-Lebens zu finden.

Die Zwietracht, die gern jede Gelegenheit ergreift, ihren verderblichen Samen in die Herzen der Menschen auszustreuen, zeigte sich nun sehr wirksam. Jedes von Beiden, auf dem Scheidewege der Liebe stehend, suchte auf grelle Weise seine angemaßten Vorzüge vor dem Andern geltend zu machen.

Volcanelli erhob die Vortrefflichkeit seiner Romane; Lunetta drückte sie nieder durch Anspielungen auf das geringe Honorar, welches keine Aussicht auf einen Ehestands-Roman gebe, indem die Silberblicke seliger Stunden ohne Silbermünzen kaum bestehen können. Beide sprachen sich immer härter, und sie, die zuerst für einander geschaffen zu sein glaubten, fanden endlich, daß sie durchaus nicht für einander paßten. Lunetta fand seine Romane kalt und matt, und Volcanelli sah in der Entgötterten ein überspanntes und doch alltägliches Geschöpf. Sie wünschte sich Emancipation, Er die Freiheit. Lunetta lief Sturm, um Capitulation und Heirath zu erzwingen; Volcanelli

schlug den Sturm ab, allen Leuchtkugeln ihrer Blicke, allen Congreve'schen Raketen ihrer Seufzer, allen Granaten ihrer Thränen zum Trotz. Wechselseitige Vorwürfe unterhielten ein wohlgenährtes Kreuzfeuer, und — die Trennungsstunde schlug.

Eine geniale Abschiedsscene tragikomischer Art folgte, und Beide beschloßen, auseinander und in die weite Welt, das heißt, auf Reisen zu gehen, um sich in diesem Leben nie wieder zu sehen. Keines wußte zwar wohin und mit welchen Mitteln zur Bestreitung der Reisekosten, aber — die Liebe war einmal ausgewandert und die Reiselust mußte ihre Stelle vertreten. Zwei Umstände, aus den Zuständen der Zeit aufgegriffen, begünstigten und stählten die Hartnäckigkeit der Zerfallenen.

II.

Lebenslast und Phantasieflug. Das Ideal vom ewigen Juden.

Volcanelli hatte in einem der gefeiertsten Journale von einem Orang-Outang gelesen, der auf der Insel Borneo *) lebe und eine der seltsamsten und merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit sei, ein Wesen, welches durch Geist und Kenntnisse manchen Menschen beschäme. Diese Nach-

*) Borneo, eine zur Sundagruppe gehörige Insel Asiens, das eigentliche Vaterland des Orang-Outangs.

richt warf in das geniale Pulverfaß des zu Entzündungen aller Art geneigten Dichters einen solchen Feuerfunken, daß er über die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Sache gar nicht nachdachte. Er hatte schon viele Romane geschrieben, und nun beschloß er, deren noch mehre zu schreiben, und zwar so viele, daß er sich ein Reise-Kapitälchen von dem, dafür zu beziehenden, reichlich gespendeten Honorar zusammenlegen konnte. Er beschloß ferner, diese Romane so schnell als möglich auf einander folgen zu lassen, um die Reise ja recht bald antreten zu können. Er sagte sich: „Ich muß viel schreiben, weil ich viel brauche, und die dicken Bände müssen schnell voll werden, weil mein Beutel schnell leer zu werden pflegt."

Geld, materielle und industrielle Interessen, Fragen und Zustände der Zeit, Phantasie-Verwilderung, Ueberspanntheit, Weltschmerz, Zerrissenheit und Zerfallenheit, — sie waren das Ziel, um welches seine krankhaften Lieblings-Ideen wie Nachtvögel um die Ruinen einer Geisterburg schwärmten. Sein heißestes Streben ging dahin, pikante, extravagante, bizarre Stoffe zur poetischen Darstellung aufzutreiben. Er hatte es versucht, hierin mit den neuesten Pariser-Dichtern zu rivalisiren; nun aber ging er auf nichts Geringeres aus, als alle seine Zeit- und Kunstgenossen durch ein Werk, und zwar durch den großen Orang-Outang-Roman, auf das Haupt zu schlagen. Ihn hatte nun einmal die geniale Idee ergriffen, jenen großen Orang-Outang mit seinen Erlebnissen und Zerwürfnissen, deren Großartigkeit ungeheuer imposant werden müsse, zum Helden seines neuesten,

höchst originellen und drastischen Romans mit gewaltigen Tendenzen zu machen.

Einen Tag vorher, da Volcanelli seinen Roman zu schreiben anfing, schrieb er an Lunetta-Mephista einen Brief, in welchem er ihr meldete, daß er nach Amerika abgereis't sei, obschon er eigentlich nur in einem gedrängt vollen Omnibus nach einem, ein Stündchen von der Stadt entfernten Dörfchen abgefahren war, wo er in dem überflüssigen und deshalb unbewohnten Hause eines, vom Glanze seines Reichthums geblendeten Großhändlers eine comfortable Freiwohnung bezog und den ganzen Sommer schreibend zuzubringen gedachte.

An Lunetta-Mephista hatte er geschrieben, theils weil bei mündlichen Lügen das Gesicht leicht roth wird, die Dinte aber immer schwarz bleibt, theils weil er sich vor der Abschiedsrührung fürchtete, die ihn wieder in glücklich gelös'te Fesseln zurückführen könnte. Lunetta gerieth beim Lesen des Briefes in Verzweiflung.

Nachdem sie die hinreichende Quantität von Thränen vergossen, auch reichliche Seufzer beigefügt und die Hände costummäßig zusammen geschlagen hatte, brach sie in den Pathos der Worte aus: „Nun weiß ich erst, wie grenzenlos ich Dich liebe, Gefühlloser! Nun weiß ich erst, daß ich ohne Dich nicht leben kann! Du selbst aber, Verräther, wirst es bitter bereuen, mich verlassen zu haben! Du wirst es schmerzlich erkennen, daß nur eine — nicht Lunetta, sondern Mephista, auf der Welt ist, und daß Keine für Dich so geschaffen ist, wie ich, und keine Dich so lieben

wird, so lieben kann, wie ich. Es ist mir nicht möglich, Dich, Unglücklicher, dem Schicksale so preis zu geben, wie Du es verdienst. Ich will Dir beweisen, daß ich Dich an Glut und Fülle der Liebe so weit übertreffe, wie die Sonne den Abendstern, wie das Weltmeer einen Bach. Durch mich lerntest Du die Macht der Liebe kennen; nur in solcher Liebe konntest Du eine unversiegbare Quelle finden, aus welcher Du für Deine Dichtungen die herrlichsten Gestalten, die tiefsten Empfindungen, die entzückendsten Gedanken zu schöpfen vermochtest, denn ich war der Sonnenstrahl, der sich für Dich in den Zauber der sieben Farben brach. Ich will edler sein als Du; ja! ich folge Dir, Dich zu suchen, in die weite Welt; ich folge Dir, sobald die elendesten der Metalle, Gold und Silber, mich in den Stand setzen, Dir folgen zu können."

Nach dieser Extase fühlte sich Lunetta nicht nur erschöpft, sondern auch bedeutend abgekühlt. Sie zweifelte, ob der gefühllose Eigensinn jener zwei elenden Metalle für sie je eine innige Zuneigung empfinden würde; sie zweifelte noch mehr, ob es ihr gelingen würde, den Flüchtling und sein treuloses Herz, über Berge und Meere dahinbrausend, je wieder zu erhaschen. Diese allerdings sehr gegründeten Zweifel setzten sie in Verzweiflung, und diese Verzweiflung fachte ihre Reiselust neuerdings an. Sie beschloß, die weite Welt zu durchwandern, nicht aber, um den Verräther aufzusuchen, sondern in der festen Ueberzeugung, sie müsse Denjenigen, den das Schicksal ihr bestimmt habe, — und irgend Einer müsse doch der Bestimmte sein und dann

Das Schiff landete. Der Erste, der, allen Uebrigen voreilend, auf das Ufer sprang, war der Dichter Romuald. Er hatte sich in Europa drei Empfehlungs-Schreiben an den großen Orang-Outang verschafft: eines von einem Großhändler, der aus einem dreimaligen Bankerott neuverjüngt, wie der Phönix aus seiner Asche, hervorging. Der große Orang-Outang sandte dem wackern Manne jährlich eine besondere Art Affen und Papageien, die wie junge Herren und Fräulein gekleidet waren, und für die Salons reißenden Absatz fanden; ein zweites Schreiben von einem Theater-Director einer Provinzialstadt, den der große Orang-Outang mit Schauspielern versah, die mit ihm nahe verwandt waren, und wegen des ihnen angeborenen Nachahmungstriebes sich für Kunstleistungen besonders gut abrichten ließen und keine andere Gage als die nöthigen Victualien aus dem Pflanzenreiche täglich erhielten. Das dritte kam von einem gelehrten Naturforscher, der bei dem großen Orang-Outang ein ganzes Jahr hindurch freie Kost und Wohnung genossen und mit ihm wissenschaftliche Ausflüge gemacht hatte.

Während der Reise war dem genialen Dichter — außerdem, daß er einmal als Vagabund verhaftet wurde, einmal dem Hungertode nahe war, einmal bei einer musikalisch-deklamatorischen Akademie, worin er als Improvisator auftrat, für wahnsinnig gehalten und in ein Irrenhaus gebracht wurde, endlich, mit einem entflohenen Orang-Outang verwechselt, sich für einige Tage den Aufenthalt in einer Mena-

gerie gefallen lassen mußte, — weiter nichts Unangenehmes begegnet.

Jene kleinen Leiden des menschlichen Lebens ertrug Romuald muthig und heiter als Einer, der, von einer großen Idee begeistert, der Welt und dem Schicksale trotzt. Ihm stand ja das Bild vom Helden seines Romans vor der Seele, und er spottete der Gegenwart im stolzen Bewußtsein, daß sein originelles Meisterwerk ihm Ruhm und Reichthum verschaffen werde.

Und so sehen wir ihn auf dem Ufer der Insel Borneo stehend, bei deren ersehntem Anblick er alle überstandenen Mühseligkeiten der Reise vergaß. Das Genie schwimmt ja auf der Flut des gemeinen Lebens immer oben, wie das Oel auf dem Wasser.

Die Häupter der mit ewigem Schnee gepanzerten Gebirgsriesen schimmerten im blendendsten Silberglanze, und die Flüsse, Gold und Diamanten in ihrem Schooße bewahrend, strömten im Glanze der Morgensonne, die sich im Wasserspiegel beschaute, wie flüssiges Gold dahin.

Als Romuald sich vom ersten Erstaunen über dieses Spektakelstück der Natur erholt hatte, fragte er einen auf der Insel ansässigen Holländer, der ihm wie eine Schnecke entgegen schlich, um die Wohnung des großen Orang-Outangs. Von ihm erfuhr er mit wenigen langgedehnten Worten, Mynheer Orang-Outang wohne in einer Höhle des feuerspeienden Gebirges Tigalia, dessen Ausbrüche der Insel schon oft durch heftige Erdbeben großen Schaden zugefügt hatten; man halte eben diesen großen Orang-Ou-

tang für den Urheber dieser Spektakel, denn die Geheimnisse der Natur seien sein Lieblingsstudium, und mit jenen furchtbaren Explosionen mache er physikalische Experimente zur Belehrung und zum Vergnügen der Naturforscher, welche aus allen Ländern herbeikommen, um den Wunderbaren kennen zu lernen. Professor Orang-Outang erfreue sich deshalb auf der Insel einer unbegrenzten Verehrung und werde von den Einwohnern mit Geschenken überhäuft.

Romuald gerieth über diese wilde Großartigkeit seines Romanhelden und über die ungeheuren Situationen und Schreckensscenen, welche ihm ein solcher Stoff darbot, in Entzücken. Jubelnd ging er den Weg zum Vulkan Tigalia durch jenen Theil der Insel, welchen die Holländer inne haben, und machte unterwegs Bekanntschaft mit einigen Chinesen, die im Romane als Opium-Esser, folglich als sehr interessante Figuren, erscheinen können.

An jenem Theile des merkwürdigen Eilandes, welchen die Harafuras (Eingeborne) bewohnen, bei denen Mord und Blutrache noch sehr gangbare Modeartikel sind, streifte Romuald vorsichtsweise nur an der Grenze hin. Die Harafuras begruben hier eben einen vornehmen Wilden, oder wilden Vornehmen, welche sich wenig von einander unterscheiden.

Romuald trat näher, um die imposante Feierlichkeit zu besehen. Plötzlich erscholl ein fürchterliches Geheul; Romuald floh und verbarg sich hinter einem Kampherbaume, dessen eirunde, glänzende Blätter ihm einen angenehmen

Anblick gewährten, während der Wohlgeruch vom Holze des weißen Stammes den Müden erquickte. In diesem Versteck bemerkte er nun, daß jenes Geheul aus den Kehlen einiger Sclaven kam, die zur Ehre des vornehmen Wilden oder wilden Vornehmen auf dessen Grabe geschlachtet wurden, damit sie das Glück genoßen, ihm einen Beweis ihrer Anhänglichkeit und Treue bis in den Tod zu geben.

Als die erbauliche Feier geendet war, schlich Romuald auf abseitigen Wegen bis an den Fuß des Gebirges Tigalia, sodann durch einige Höhlen, aus deren Wänden, wenn durch die kleinste Ritze ein Lichtstrahl hervordrang, feurige Blitze aufflammten, die sich in den Goldmassen und unzähligen Diamanten bildeten, welche in dem Felsgesteine lagen wie Wunderkinder in der Wiege.

Endlich gelang es ihm, jene Höhle zu finden, welche der große Orang-Outang bewohnte. Sie enthielt mehre, im neuesten Rokoko-Geschmacke möblirte Gemächer. Der Bewohner derselben saß in einem illustrirten, mit Rebus gestickten Schlafrock im Bibliothek-Saal. Er war im Lesen eines dicken Manuscriptes über die große Zehe der Fanni Elßler im Vergleiche mit jener der Cerrito so vertieft, daß er die Bücklinge des Eintretenden nicht sah und die wohleinstudirte Anrede in Versen nicht hörte.

Als es dem Dichter endlich gelungen war, durch das vereinigte Getöse der Kratz- und Versfüße die Aufmerksamkeit des großen Orang-Outangs auf sich zu ziehen, erhob sich dieser, freundlich grinsend, von seinem Sitze und begrüßte den Gast mit den Worten: „Willkommen Bruder!

Was führt Dich her? was wünschest Du? Sprich offenherzig, Zerrissener! Ich liebe das Zerrissene; es sieht etwas heraus."

Romuald, bestürzt über diesen unerwarteten Empfang, gerieth in peinliche Verlegenheit; der sonst sehr wortreiche, jetzt stumme Dichter, hätte in diesem Augenblicke gerne einen ganzen Druckbogen für jedes Wort zu einer passenden Erwiederung gegeben. Endlich fiel ihm ein, der große Orang-Outang kenne ihn wahrscheinlich bereits durch das lithographirte Porträt vor seinem neuesten Roman, der sich in jeder ordentlichen Bibliothek, folglich auch in der Orang-Outang-Bibliothek auf der Insel Borneo, befinden müsse. Es zeigte sich aber bald, daß der große Orang-Outang von einem groben Irrthume befangen war, indem er den Dichter, getäuscht durch seine Gestalt, durch die verwilderten Mienen und durch die Umwaldung des Gesichtes, für seines Gleichen, das heißt, für einen Orang-Outang hielt.

Romuald, der sich durch diese Täuschung theils geschmeichelt, theils beleidigt fühlte, fand, als Freund der Wahrheit, für nöthig und schicklich, dem Orang-Outang zu bemerken, daß er nicht so glücklich sei, sich seinen Blutsverwandten zu nennen.

Orang-Outang nahm jetzt das Wort. Er sprach zuerst französisch, dann italienisch, endlich englisch und deutsch, das Eine so schlecht wie das Andere, denn er hatte die französische Sprache von einem Deutschen gelernt, die deutsche von einem Böhmen, die italienische von einem Ungar, die englische von einem Franzosen. Romuald war

darüber sehr erfreut, denn er sprach französisch, italienisch und englisch nicht nur schlecht, sondern sogar noch schlechter als der Orang-Outang, indem die geliebte Lauretta, seine Lehrerin, nur in der Sprache der Liebe eine Meisterin war, worin sie dem gelehrigen Schüler täglich einige Stunden Unterricht gab.

Nach einem kurzen Schweigen nahm Orang-Outang, mit ironischem Lächeln wieder das Wort: „Sind wir keine Blutsverwandte, so mag doch zwischen uns eine Wahlverwandtschaft Statt finden. Sei mir denn — ohne auf Geburt, Geschlecht, Rang und Verhältnisse zu sehen, — als Geistesverwandter willkommen! Empfange hiermit Handschlag und Bruderkuß im Namen aller Orang-Outangs und sei von diesem Augenblick an, Einer der Uns'rigen!"

Romuald übergab nun seine Empfehlungsschreiben. Orang-Outang las sie mit dem ihm eigenen sarkastischen Lächeln und sagte: „Deine Patrone sind curiose Leute.—Der Eine hat schon zweimal Bankerott gemacht; er ging aber jedesmal, wie der Phönix, neuverjüngt aus seiner Asche hervor. Der zweite versteht von der Schauspielkunst so wenig als die Schauspieler, die ich ihm zusende. Der dritte, ein Lebemann, wurde Naturforscher, um sich bei den Festmahlen, welche der Gesellschaft dieser Gelehrten in allen Ländern gegeben werden, wohl geschehen zu lassen. Bei solchen Gelagen findet man auch die beste Gelegenheit, wenigstens zwei Reiche der Natur: das Thierreich und das Pflanzenreich, in kunstreicher Zubereitung gründlich kennen

zu lernen. Ich glaube übrigens, daß es dem genialen Streben unsers Zeitgeistes, dessen Repräsentant ich bin, vorbehalten ist, bald ein viertes Reich der Natur zu entdecken, da jede Zeit sich, wenn auch nicht für die beste, doch gewiß für die gescheiteste hält."

Es entspann sich nun ein interessantes und lebhaftes Gespräch über die europäischen Zustände. Romuald erzählte mit steigender Begeisterung von den Eisenbahnen und Dampfschiffen, wodurch die Leichtigkeit und Schnelligkeit des Reisens so gefördert werde, daß man im Verlauf einiger Wochen alle fünf Erdtheile durchfliegen könne, und über der Menge des Gesehenen am Ende kaum wisse, was man gesehen habe. Er erzählte ferner von den reisenden Damen, welche überall mehr zu Hause seien als in ihrem Hause und die Männer der fernsten Länder besser kennen, als ihre eigenen; von den männlichen Kraftgenies voll Bart und Weltschmerz; von den göttlichen Zerrissenen, die Alles hassen, was ganz ist; von den musikalischen Virtuosen, die, gleich dem ewigen Juden, die Erde durchwandern und die Städte, gleich den berühmten ägyptischen Heuschrecken, verheerend überfallen; von den zahllosen Journalen, die einander plündern, brandmarken und aufreiben; von den französischen Romanen, welche, als die interessantesten Lasterschulen und Blumenlesen der gräßlichsten Verbrechen und des Abschaums der Menschheit, mit Recht die Lieblings-Lektüre geisteslahmer und leibessiecher Männer und geistreicher, aber gemüthleerer Damen sind, und nebstbei vorzugsweise, statt der ehemaligen Kinderschriften, zur Bildung der Ju-

gend aus den höhern Ständen verwendet werden; von den Dichtern, die endlich dahin gelangt sind, einzusehen, wie hoch das Neue über dem Schönen stehe, da die Poesie dem schönen Geschlechte gleiche, wo, bekanntlich, aus jungen Zauberinnen alte Hexen werden; von den französisch-deutschen Dramen, die so glücklich verarbeitet werden, daß sie dann weder französisch noch deutsch sind; endlich von der Menge der Wunderkinder, mit denen die Gegenwart so reichlich gesegnet ist.

„Wunderkinder?" sagte der Orang-Outang. „Das verstehe ich nicht. Was nennt man so?"

Romuald nahm die Haltung und die Geberden eines docirenden Professors an und sagte mit deklamirendem Tone:

„Es gibt zweierlei Wunderkinder: männliche und weibliche. Das männliche Wunderkind ist schon in der Wiege ein Genie oder ein Virtuos. An den gefeierten Journalen der Zeit lernt es buchstabiren und lesen, ohne die Buchstaben zu kennen, wie eine Sängerin Bravour-Arien singt, ohne die Noten zu kennen. Das Wunderkind gewinnt dadurch in unglaublich kurzer Zeit eine solche Masse von allumfassenden Kenntnissen, daß man die sogenannten Bücher oder Werke entbehren und verachten, und über alles Mögliche sprechen und aburtheilen kann, ohne irgend etwas davon zu verstehen. Geniales Bewußtsein und du, Götterfunke Keckheit, das ist euer Werk! Welches Pulverfaß des gemeinen Lebens kann in seiner todten Ruhe bleiben, wenn ein Zündhölzchen von euch hineinfällt? — Das männliche Wunderkind ist überall zu Hause. Das ungeheuerste Lob

nimmt es als den Tribut gebührender Huldigung und duldet Jeden, der ihm die tiefste Verehrung zeigt. Gegen Männer benimmt es sich edelstolz; gegen das schöne Geschlecht unbeachtend, gleichgültig. Es tobt auf dem Pianoforte, karrikirt mit dem Pinsel, radotirt als Dichter und ras't als Schauspieler. Der glückliche Vater erblickt in dem verkrippelten, ihm über den Kopf gewachsenen Söhnlein seinen künftigen Nährvater."

„Das weibliche Wunderkind ist ein Geschöpf von unbedeutender Gestalt, kecken, stark markirten Gesichtszügen und scharfblickenden Augen, als Tochter der Luft in ein aufgeschwollenes Ballonkleid hineingesteckt und mit Männer-Pantalons ausgerüstet, in denen es auch mit männlichen Schritten weit ausgreift. Hauswesen und Häuslichkeit sind ihm böhmische Dörfer, weibliche Handarbeiten das Fegfeuer, die Küche eine Hölle. Es übertreibt Leid und Freude, wie es sich für ein Genie gehört. Die holde Kleine geht an keinem Spiegel vorüber, ohne sich in kleinen Spiegelfechtereien zu üben, denn sie weiß, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, und Uebung den Meister bildet. Tritt sie in einen Salon, so übernimmt sie sogleich eine Hauptrolle, kokettirt mit den Lions zum Aerger der heirathmäßigen und heirathlustigen Fräulein, spricht abwechselnd schlecht deutsch und gut französisch, und da sie Alles besser weiß als die Andern, so hält sie sich mit Fug und Recht für sehr geistreich. Lernt sie das Pianoforte-Spiel, so fängt sie sogleich mit den schwierigsten modernen Tonstücken an; wird sie Schauspielerin, so will sie zuerst als Johanna d'Arc, Ophelia, Lady Macbeth,

Maria Stuart, Sappho, Griseldis u. s. w. erscheinen. Sitzt der arme, sogenannte deutsche Lehrer bei ihr, so liefert sie den Beweis, daß die Deutschen ein geduldiges Volk sind und daß die Extreme an einander grenzen, indem Alles, was bei dem einen Ohr hineingeht, durch das andere mit der Schnellpost herausfährt. Auf dem Tische liegt zur rechten Hand die neueste Weltgeschichte, weil sie deshalb auch die beste sein muß; zur linken der neueste, folglich auch der schönste Modehut. Ist die langweiligste Stunde des Tages, die Lehrstunde, geendet, so fliegt sie mit gehobenem, vorgestreckten Füßchen mit einem pas à la Taglioni oder Fanni Elßler durch das Zimmer — und Mutter Gans möchte vor Entzücken über den kleinen Engel vergehen."

Orang-Outang, voll Verwunderung über diese Wunderkinder, drückte das Uebermaß seines Entzückens, das ihn keine Worte finden ließ, durch die häßlichsten Grimassen aus.

Es ist nun vor Allem nöthig, dem Leser ein Bild dieses höchst seltsamen Thiermenschen in scharfen Umrissen vor die Augen zu stellen.

Herr Orang-Outang war vier Fuß hoch, von stämmiger, imponirender Gestalt. Das mit Haaren, wie mit einem modernen Bart, bedeckte Gesicht, die vorragende Schnauze, die kleinen, stechenden, sehr nahe beisammen liegenden Augen, der weit aufgeschlitzte Mund, die kleinen Ohren, der beinahe buckelige Rücken, und die Arroganz,

welche aus den nichtssagenden Gesichtszügen sprach, machten auf Romuald, der für alles Moderne eingenommen war, einen angenehmen Eindruck; er glaubte einen Salon-Lion vor sich zu sehen.

Ueberdies gewann Herr, oder — wie er sich lieber nennen hörte — Sir Orang-Outang durch die kühn ausgesprochene Verachtung der veralteten Humanität, durch seine kräftigen Aeußerungen des stolzen Bewußtseins der ihm innewohnenden Genialität und durch die sarkastischen Hiebe auf Alle, die nicht so dachten wie Er, bald die vollste Hochachtung und das ganze Vertrauen des in Extase gerathenen Dichters. Orang-Outang bezeigte seinerseits eine besondere Freude über die herrschende Reisesucht, nämlich über den schönen Hang zu dem Alles begaffenden, göttlichen Nichtsthun, die auch den berühmten Dichter angetrieben habe, einen Orang-Outang zu besuchen, von dem sich dann in den Tempeln der langen Weile, Salons genannt, viel Seltsames, Albernes und Unwahres den staunenden Zuhörern erzählen lasse.

Romuald wurde von Sir Orang-Outang eingeladen, in seinem Gebirgs-Palais so lang zu verweilen, als es ihm hier gefallen würde. Dadurch ermuthigt, rückte Romuald geradezu damit heraus, daß er nach seiner Rückkehr in das deutsche Vaterland, wo man das, von den Franzosen als geistiger Vaccinationsstoff herübergebrachte Gräßliche, Pikante und Extravagante sehr liebe, einen äußerst interessanten Roman schreiben und ihn selbst, den herrlichen Orang-Outang, zum Helden desselben, mithin zum Ge-

genstand allgemeiner Bewunderung in Europa machen wolle. Sir Orang-Outang versicherte, daß er sich dadurch sehr geschmeichelt fühle. Er versprach dem Dichter sogar, interessante Notizen aus seiner Selbst-Biographie, einem Werke in zwölf Bänden, zu diesem Zwecke mitzutheilen.

IV.

Ein Sendschreiben aus dem Dorfe Nord-Amerika.

Das Andenken an eine erloschene oder getrennte Liebe behält unter Menschen von besserer und edlerer Natur lange Zeit, oft lebenslang, eine düstere Färbung und einen melancholischen Nachklang, ähnlich der leisen Geisterstimme, welche ein sanft hinhauchendes Lüftchen der Aeolsharfe entlockt. Es gleicht auch der wehmüthigen Erinnerung an einen stillen Herbstabend. Traurig verblaßt das Lichtbild der untergehenden Sonne im grauen Nebelduft, und seufzende Lüftchen säuseln schauerlich in den gefallenen Blättern. Solche getrennte Wesen, die nicht getrennt, aber klüger sein sollten, stehen dann oft als ein trauriges Memento mori des abgestorbenen oder wenigstens verarmten Herzens da, vom Schicksale zur Warnung für alle Liebenden aufgestellt.

Als Volcanelli das erste Kapitel seines Orang-Outang-Romans geendet hatte, erhielt er die Nachricht,

daß Lunetta, über die Trennung von ihm sich grämend, in dem krankhaften Zustande ihres aufgeregten Nervenspiels von sehr bizarren Ideen heimgesucht werde und die Sehnsucht hege, einige Zeilen von ihm zu erhalten, von dem sie durch Berge und Meere getrennt zu sein glaubte, während er ruhig und bequem in dem nächsten Dörfchen saß, welches er sein Nord-Amerika zu nennen beliebte, und gefahrlose Phantasie-Reisen machte.

Obschon Volcanelli an dem wieder eroberten Paradiese seiner Freiheit großes Wohlbehagen empfand und nur ein schwaches Fünkchen der Liebe unter der Asche noch glimmen mochte, nahm er doch innigen Antheil an dem Schicksale der Leidenden und er faßte sogleich den Entschluß, einen beruhigenden Brief an sie zu schreiben. Dieser sollte und mußte jedoch aus der Ferne datirt sein, weil die Schwärmerin Lunetta sonst gar leicht auf den unglücklichen Gedanken gerathen könnte, ihm nachzureisen. Eine augenblickliche Laune gab ihm den Einfall, den Brief aus Nord-Amerika, und zwar aus New-York zu datiren. Es waren zwar seit der Trennung kaum drei Wochen verflossen, daher ein Sendschreiben aus dem weit entfernten Lande der Antipoden in so kurzer Zeit nur durch ein Wunder in Deutschland eintreffen konnte; Volcanelli rechnete aber darauf, daß die Geographie stets die schwächste Seite der poetischen Lunetta war, die, gleich ihrer Namensschwester Luna, mehr in den höheren Regionen zu leben pflegt, als auf der Erde. Er setzte sich also in größter Gemüthsruhe an den Schreibtisch

und schrieb den folgenden Brief, aber — mit himmelblauer Dinte, um der Sache ein fremdartiges Ansehen zu geben.

Mein New-York (das Datum fehlte).

„Nicht — Mephista, sondern holde Lunetta!"

„Wir sind zwar getrennt; das schadet aber weder Dir noch mir. Es gibt Fälle, wo man in der Trennung sich näher steht, als in der innigsten Verbindung. Im täglichen Beisammensein entwickeln die Menschen gegen einander so viele Schwächen und Gebrechen, daß nicht selten Gleichgültigkeit oder Geringschätzung entsteht, der Mann seinen Nimbus, und die Geliebte die Engelsflügel verliert. Wie vortheilhaft wirkt dagegen die Entfernung! Sie verhüllt die Schwächen und Gebrechen der armen Menschenkinder, und die Phantasie, die nun freien Spielraum gewinnt, kleidet die Abwesenden in die schönste Glorie. Viele Eheleute, Liebende und Freunde von eigensinniger oder zänkischer Natur fühlen erst dann eine Neigung, sich zur Nachgiebigkeit und Eintracht zu bequemen, wenn der Tod oder irgend ein böser Zufall sie zu trennen versucht. Der Mensch, wenn er gar nichts zu fürchten hat, geräth so leicht in den Wahn, Alles müsse ewig so bleiben, wie es jetzt ist, und er wird dann trotzig und unverträglich. Der Gedanke an eine mögliche Veränderung der angenehmen Lage hat immer den heilsamen Einfluß, daß wir die schönen Verhältnisse der Lebensblume Gegenwart mit schonender Hand bedächtlicher und zarter anfassen. Manche wackere Menschen, die sich in der Nähe

weder verstehen, noch vertragen, würden sich, von einander getrennt, erkennen, achten und lieben. Ein tüchtiger Seelenarzt dürfte eine zeitliche Trennung oft mit dem besten Erfolge als Seelenarzneimittel anordnen. Die Erfahrung lehrt, daß Trennung oft die Phönixasche ist, aus welcher Liebe und Freundschaft neuverjüngt hervorgehen."

Es wird dem Scharfsinne des Lesers gewiß nicht entgehen, daß Volcanelli diese erbaulichen Betrachtungen mit der blauen Dinte nicht in's Blaue hineinschrieb. Sehr wahr! Der Briefsteller hatte dabei die Absicht, in Lunetten einen schwachen Strahl der Hoffnung zu wecken, daß eine Wiedervereinigung der Getrennten eben nicht unter die unerhörten oder unmöglichen Dinge gehöre, obschon er selbst vor der Hand nicht daran glaubte. Auf jeden Fall sollte diese ihr eröffnete Aussicht auf ein lichtes, aber sehr entferntes Ziel dazu dienen, die, dem Excentrischen geneigte Schwärmerin von übereilten Schritten zurückzuhalten. Mit diesem löblichen Vorhaben verband der poetische Satyr auch die Absicht, Lunetten durch die Erzählung eines Gemisches von wahren und erdichteten wunderbaren Reiseabenteuern zu mystifiziren und der Ueberspannten eine kleine Unterhaltung, sich selbst aber einen Spaß zu machen, da Lunetta ohne Zweifel sich beeilen würde, diese Mittheilungen allen ihren Bekannten mitzutheilen, welche es sich dann ihrerseits zur Pflicht machen würden, die weitere Verbreitung derselben angelegentlichst zu besorgen. Volcanelli fügte daher dem Schreiben die Bitte bei, Lunetta wolle so gefällig sein, einen Theil dieser Reisebeschreibung eines armen Poeten in

die vielgelesensten der wahrheitliebenden Journale unter fremdem Namen, und mit Verzichtleistung auf ein etwa fest versprochenes Honorar einrücken zu lassen.

Ich kann es nicht unterlassen, den zwar nicht neu- aber um so mehr wißbegierigen Leserinnen einen Auszug aus Volcanelli's interessantem Reise-Tagebuche in die Hände zu spielen und den gefeierten Journalen dadurch den Vorsprung abzugewinnen, auf die Gefahr ihres Unwillens gegen den Voreiligen. Hört! hört das Unerhörte!

Am 20. des Monats ——

„Das Meer hat seine Klippen und Stürme, sein beißendes Salz, seine Flut und Ebbe so gut wie der Ehestand; auch bleibt das Lebensschiff nicht selten auf der Sandbank trauriger Einförmigkeit sitzen, und eine lange Seefahrt hat viel Aehnlichkeit mit der langen Weile. Das Meer nimmt sich in der Vogel-Perspektive, oder vom Ufer, oder in einer poetischen Beschreibung, sehr gut aus; übrigens gebe ich dem Aufenthalte auf dem Continent den Vorzug und halte mich an den Spruch: „Bleib' im Lande und nähre dich redlich!"

„Ich will nur als Dichter reisen, alles Außerordentliche und Wunderbare, was ich in der Heimat nicht finde, aufsuchen und dann mit meinen Phantasie-Schätzen die Lesewelt in Erstaunen setzen. Ich denke mich jetzt als Einen

der von der Reise schon zurückgekehrt ist und nun in einem hübschen Landhause, den geschwätzigen Gänsekiel in der Hand und das Weltmeer mit dem schwarzen oder Dintenmeere vertauschend, wohlbehaglich am Schreibtische sitzt. Sollte die Phantasie hier und da der Wahrheit einen Streich spielen, so nimm es damit nicht so genau! Ich bin ja, wie mir scheint, ein Dichter. Auf jeden Fall aber sei unbesorgt für mein Leben! Ich schwöre Dir bei allen Wellen und Fischen des Weltmeeres, daß ich, im strengsten Sinne des Wortes genommen, ganz außer Gefahr bin."

„So eben landet das Paketschiff, mit dem ich von London komme. Es würde mich sehr kränken, wenn Du es nicht glauben wolltest. Die blaue Dinte, in die ich die Feder tauche, kann Dir ja den sichersten Beweis davon liefern. Ist's nicht so? Die meisten Beweise haben keinen festeren Grund. Die Männer, die Etwas durchaus beweisen wollen, und die Mädchen, die sich gerne Etwas beweisen lassen, halten sich vorzugsweise an diese gründlichste aller Beweisarten; wie z. B. daß die Ewigkeit der Liebe manchmal sogar sechs Wochen nach der Ehe dauert."

„Die Passagiere, größtentheils Engländer, Irländer und Deutsche, hatten gute Gesundheitspässe aus London mitgebracht; sie durften daher sogleich an's Land steigen. Ich hatte auf dem Schiffe mit einem reichen Amerikaner einen Freundschaftsbund geschlossen, dem ich im Vertrauen sagte, daß ich die lange Reise einzig in der Absicht unternommen habe, ein großes Werk über das herrliche Nord-Amerika zu schreiben. Der Amerikaner sagte mir beim

Aussteigen aus dem Schiffe, während uns ein Hurrahgeschrei entgegen scholl: „Sie werden sich nun bald überzeugen, daß wir, obschon überschwemmt mit ungebetenen Gästen und fremden Bettlern, dennoch ein sehr gastfreies Volk sind. Vergessen Sie nur nicht, daß wir noch ein junges Volk sind! Erreichen wir einmal das Alter der vorzüglichsten Nationen Europa's, so werden wir unsere Sache vielleicht besser machen. In manchen Dingen haben wir schon jetzt unläugbar größere Fortschritte gemacht, als irgend eine Nation; ja, wir können in gewisser Hinsicht die Weltgeschichte zu einer Parallele herausfordern. Sie werden sich bald überzeugen, daß New-York ein zweites London, Boston mit seiner Universität und Bibliothek ein zweites Athen ist. Hier in Philadelphia finden Sie die gewählteste Gesellschaft. Ich werde Sie in die besten Häuser einführen, und Sie zum Stadtgespräch für wenigstens fünf bis sechs Wochen machen."

„Ich erkannte mit großer Freude den günstigen Wind und Wink, und beschloß, mich dem guten Glücke blindlings hinzugeben."

„Der, vom Entzücken über sein Vaterland begeisterte Amerikaner würde ohne Zweifel seine Lobrede noch lange fortgesetzt haben, wäre er nicht durch das Getöse einer, auf dem Hintertheile des Schiffes aufgestellten, meistens aus Negern bestehenden Musikbande unterbrochen worden. Wir gingen nun schweigend weiter, Arm in Arm. Als wir in der Nähe von Bowling-Green anlangten, ließ ich meine Augen auf dem weiten Umfange der Gegend verweilen. Die

Aussicht war wirklich entzückend schön. Das Dunkel des frischen Grüns, welches die Hügelreihen am Ufer des Meeres wie ein Teppich bekleidete, bildete den angenehmsten Contrast zu dem blendend weißen Glanze der, im Hafen flatternden Menge von Segeln und zu dem, im Schimmer der Sonnenstrahlen funkensprühenden Wasserspiegel."

„Wir fuhren nun nach der sehr besuchten Staaten-Insel, um daselbst in dem geschmackvoll eingerichteten Hôtel das Frühstück zu nehmen. Wir traten in den Garten, welcher auf einem Hügel liegt und auf allen Seiten von der kühlenden Seeluft durchströmt wird; es that mir aber wehe, in dem ganzen Garten nichts als glatt geschorenen Rasen und keinen einzigen Baum zu sehen. Als ich dem Amerikaner hierüber meine Verwunderung zu erkennen gab, erwiederte er, vornehm lächelnd:

„„Uns gilt eine mit Gras oder Korn bewachsene Landschaft als Ideal der Naturschönheit. Gegen die Bäume, ja sogar gegen die Gesträuche, hegen wir einen unbezwinglichen Abscheu; wir dulden sie daher weder in den Gärten noch an öffentlichen Plätzen. Sie erscheinen uns als ein Zeichen der Barbarei, nur für wilde und rohe Waldbewohner geeignet. Wir haben ihnen daher einen förmlichen Vertilgungskrieg angekündigt; wir rotten sie aus, wo immer sie sich in unsere Nähe drängen. Glauben Sie mir, das Ebene des Bodens und das Vertilgen so vieler uralter Eichen, Tannen und Cedern, von der Wurzel aus, kostet uns oft mehr als das Aufführen der schönsten Häuser! Dafür aber

erhalten wir Licht und Luft, zwei köstliche Dinge, deren die neidischen Bäume uns berauben.""

„Ich wollte dagegen eine Rede zur Vertheidigung der Bäume halten; ich sprach zuerst von der Schönheit und von dem Nutzen der Bäume, von ihrer Erhabenheit und Heiligkeit, auch von der Lieblichkeit ihres Schattens. Ich führte die Griechen und Römer an, welche den Bäumen eigene Schutzgöttinnen gaben; ich bemerkte, daß man in Europa sogar eigene Baumschulen, gleichsam als Natur-Universitäten, anlegt. Als ich aber an meinem amerikanischen Protektor unverkennbare Vorzeichen vom nahen Ausbruch eines Ultramarin- und Antipoden-Zornes entdeckte, fand ich mich bewogen, die unglücklichen Bäume preiszugeben, um für mich selbst zu sorgen."

„Der besänftigte Amerikaner belohnte mein Verstummen mit einem kraftigen Händedruck, während mir Beethoven's Aeußerung einfiel: „Ein Baum sei ihm lieber als zehn Menschen." — Hätte Beethoven diese Worte in Amerika gesprochen, so wären sie vielleicht sein Schwanengesang geworden. Ein Glück für ihn und für die armen Bäume, daß Europa, Asien, Afrika und Australien in diesem Punkte andere Ansichten haben, als die nord-amerikanischen Freistaaten! O Verschiedenheit der Gesichtspunkte! O Menschen! o Bäume! o Schicksal!"

„Wir traten nun in einen mit Teppichen belegten und sehr geschmackvoll möblirten Saal, in welchem sich viele Männer am Genusse des beliebten Mint-Julep erfreuten; einem aus Pfeffermünze, Branntwein und ge-

stoßenem Eie verfertigten Getränke, mit welchem die Amerikaner, obschon es der Gesundheit sehr nachtheilig ist, den Tag anfangen und schließen. Auf meine Sinne machte es einen so starken Eindruck, daß ich mit dem ersten Glase aufhören mußte, um nicht die Besinnung zu verlieren, oder wenigstens nicht in eine zu gewaltige Begeisterung versetzt zu werden. Vom zweiten Glase nippte ich nur auf Dein Wohl, Lunetta! Nun ließ man aber die Deutschen leben, da mein neuer Freund sich laut für einen Bewunderer Deutschlands erklärte, und mich der Versammlung als einen der ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller rühmte. Ich konnte nicht umhin, nun aus Dankbarkeit auch das zweite Glas Mint-Julep zu leeren. Die Gäste versicherten mich, daß sie Alle mehr oder weniger in die Literatur hineinpfuschen. Ich erwiederte, das geschehe auch in Deutschland. Das Gespräch kam auf die Frauen in New-York. Einer lobte ihre Häuslichkeit. Der Andere entgegnete: „Sehr wahr! Die braven Mütter stillen daheim ihre Säuglinge und schicken ihre Töchter in Gesellschaft, damit sie mit unsern Jungen tanzen, eigentlich tanzen müssen, weil diese nichts zu reden wissen. Uebrigens muß man den Amerikanerinnen das Lob ertheilen, daß sie, wenn sie auch die Kunst, sich gut zu kleiden, nicht verstehen, doch niedlichere Füßchen haben als die Engländerinnen und Französinnen."

„Ich habe hier viele weibliche Bekanntschaften in den besten Häusern gemacht und finde, daß man die Damen nicht genug rühmen kann. Die schlanke und zarte Gestalt der Mädchen ist entzückend. Manche derselben gleichen an liebenswürdiger Anmuth den Sylphiden. Was ihnen aber,

nebst der Grazie in jeder Bewegung, einen eigenen unbeschreiblichen Reiz verleiht, ist eine gewisse melancholische Sehnsucht, welche ihre Gesichtszüge umdämmert und wie milder Sternenschimmer aus ihren Augen leuchtet. Schade, daß das Klima hier der Schönheit ein so kurzes Ziel setzt! Sie erlischt schon im vier und zwanzigsten Lebensjahre und stirbt mit dem dreißigsten. Dafür aber tritt die Seelenschönheit in ihrem Vollglanze ein; denn eine Verheirathete lebt nur für ihren Mann, eine Mutter nur für ihre Kinder."

„Bist Du eine Amerikanerin, oder gedenkest Du eine zu werden? — Auf jeden Fall erwarte ich von Dir ein Echo meiner Stimme."

Lunetta vergaß über der Freude des Brieflesens alle ihre Leiden. Der Entfernte schien der Entzückten gegenwärtig, Zeit und Raum aber verschwunden zu sein. Nachdem sie sich am nächsten Tage von ihrer Trunkenheit erholt hatte, setzte sie sich an den Schreibtisch, und der knisternde Federkiel brachte folgendes zu Papier:

„Ich setze dem Schreiben weder Ort noch Datum vor. Wo ich bin, das weißt Du, und dem Glücklichen schlägt, wie Schiller sagt, keine Stunde. Was Du von den Vortheilen der Trennung sprichst, ist eben so wahr als schön; es tönt wie eine himmlische Stimme aus den Wolken. Man möchte dabei jubeln und weinen zugleich. Warum schriebst Du mit blauer Tinte statt mit der traurigen schwarzen? Habt ihr in Amerika keine andere? — oder — Ach! welch

Gedanken und Empfindungen könnte die blaue Farbe als schönes Sinnbild der Treue erwecken."

„Ich danke Dir vom Grunde meines Herzens, daß Du das D u beibehieltest; ich finde darin die Aufforderung, das holde, traute Wörtchen zu erwiedern. Unendlich erfreut mich die bestimmte Zusicherung, daß Du außer aller Gefahr bist: auf die abscheulichen Amerikaner bin ich aber recht böse, daß sie die Bäume umhauen. Welche Barbarei! Bringt der größte Theil der Menschen nicht seine schönsten Stunden unter den Bäumen zu? Fanden wir nicht unter einer blühenden Linde die ersten Worte, um das Unaussprechliche auszusprechen? Ach, Beethoven hat recht: „Ein Baum gilt mehr als zehn Menschen." Ich setze hinzu: „E i n Mann gilt mehr als Tausende." Wende Alles an, um die amerikanischen Barbaren von der grausamen Ermordung der Bäume abzuhalten! Lieber, getrennter und mir doch stets naher Freund! Ich zittere für Dich, wenn ich denke, daß Du unter Wilden lebst, die alle Bäume umhauen und den ganzen Tag Mint-Julep trinken. Hüte Dich vor dem fürchterlichen, abscheulichen Getränk! Huldige dem Ruhm, aber nicht dem Rum. Was Du nun gar von der Schönheit der Amerikanerinnen schreibst, so kränkt es mich so sehr, als ob ich die Repräsentantin aller gedemüthigten deutschen Mädchen wäre. Ich denke aber, es dürfte nicht gar so arg sein. Vermuthlich hat der Reiz der Neuheit Dich geblendet. Deutschland leidet keinen Mangel an schlanken und zarten Gestalten, und Melancholische findet man genug. Ich selbst gehöre nun zu d i e s e n. Und was ist's denn auch

mit Deinen ungeheuer schönen Amerikanerinnen? Der gerechte Himmel straft sie für das Uebermaß ihrer Schönheit, mit dem frühzeitigen Verluste derselben. Eine Deutsche verwelkt nicht so schnell. Die Blüte vergeht, und ihr folgt eine schöne Blume. Hüte Dich vor dem Mint-Julep und vor der Phantasie! Beide können sehr schädlich werden."

„Ob ich eine Amerikanerin bin oder werden soll, das hängt von den Umständen ab. Auf jeden Fall, theurer Abtrünniger! würde es mich unendlich freuen, wenn Du auch in weiter Entfernung ein freundliches Echo von mir zu vernehmen glaubtest. Wie lange gedenkest Du unter den amerikanischen Schönen und den, Mint-Julep trinkenden Wilden zu verweilen? Ich arme Ruhelose mache unaufhörliche Phantasie-Reisen. Man sagt mir, ich hätte in einem Fieberanfalle viel vom ewigen Juden Ahasver gesprochen, ja sogar geschworen, er sei mein Ideal, und ich müsse die ganze Welt durchwandern, um ihn aufzusuchen. Heute bin ich fieberfrei; nur in diesem Augenblick, in dem ich meinen Brief schließe, fühle ich einen kleinen Wechsel von Frost und Hitze. Vergiß mich nicht ganz! Wer weiß, ob dieser Brief nicht mein letzter ist!"

Als Volcanelli diesen Brief gelesen hatte, legte er ihn, behaglich lächelnd, bei Seite und setzte sich an den Sekre-

tär von Ahorn, um das zweite Kapitel des Orang-Outang-Romans so zu Papier zu bringen, wie es im nächsten Abschnitt folgt.

V.

Zweites Kapitel des Orang-Outang-Romans. Soirée phantastique.

Ein sehr reicher Chinese hatte vor zwei Jahren auf dem Gipfel des feuerspeienden Berges Tigalia ein Marionetten-Theater errichten lassen. Dem großen Orang-Outang mißfiel diese kleine Kunstanstalt. Er ließ am Fuße des Gebirges die Felsen aushauen und in die Steinmassen ein großartiges Schauspielhaus, an Höhe, Tiefe und Umfang ein theatralisches Ungeheuer, hineinbauen, in welchem Natur und Kunst sich vereinigen sollten. Es war auf den höchsten Grad des Effekts berechnet. Der Hintergrund gewährte die Aussicht auf das Meer. Transportable Häuser und Paläste, Felsen und Bäume im Ueberfluß, standen auf Rädern, jeden Augenblick bereit, Städte, Plätze, Gassen, Wälder und Wildnisse zu bilden. Die Darstellung furchtbarer Seeschlachten war dem Decorateur und Maschinisten nur ein Spaß; und da die dramatischen Vorstellungen erst um Mitternacht anfingen und am Morgen endigten, so war dafür gesorgt, daß Sternenhimmel und Sonnenaufgang sich den Zuschauern in Natura präsentiren konnten.

Die vorzüglichsten Schauspieler und Sänger wurden aus Europa verschrieben; der geringste Jahresgehalt bestand in zwanzigtausend Gulden und sechs Dukaten in Gold für jedesmaliges Auftreten. Letzteres hatte den guten Erfolg, daß das spielende und singende Personal sich das ganze Jahr hindurch der besten Gesundheit erfreute, kleine Schulden aber, der hergebrachten Sitte gemäß, schuldig blieb.

In Hinsicht auf die Theaterstücke war eine eigene Ordnung festgesetzt; es wurde nämlich zuerst immer ein Stück von einem Holländer, darauf eines von einem Chinesen, dann eines von Einem der eingebornen Wilden aufgeführt, um allen Intriguen und Kabalen der Dichter und ihrer Parteien vorzubeugen. Anfangs waren Preise auf die besten Stücke ausgesetzt; da aber die Erfahrung lehrte, daß die Preisstücke immer durchfielen, so wurde diese Einrichtung wieder aufgehoben.

Jetzt hatte der große Orang-Outang, der eine besondere Vorliebe für die Deutschen wegen ihres Nachahmungs-Triebes hegte, aus Deutschland zweihundert acht und dreißig Naturforscher und einhundert neunzig Journal-Eigenthümer, Redacteurs und Recensenten verschrieben, denn er hegte insgeheim die Absicht, die Insel Borneo zum Hauptsitz aller Naturproducte, aller Fabrik- und Manufactur-Erzeugnisse, auch aller Künste und Wissenschaften zu erheben, dann aber, wenn dieses gelungen wäre, die Menschen, denen er, aus Vorliebe für die Affen, überhaupt nicht sehr geneigt war, durch M a s c h i n e n zu ersetzen, und damit den Beweis zu liefern, die M a s c h i n e sei ein vollkommener

Mensch. O Bosheit der Affen, der großen wie der kleinen!

Die Ehrenbezeigungen, mit welchen Sir Orang-Outang seine werthen Gäste überhäufen wollte, sollten vorzugsweise in zahlreichen Fest-Essen bestehen, um sich in der Gunst der Fest-Esser zu befestigen. Als Beiwerk mußten dramatische Spektakelstücke gegeben werden, von solcher Art, daß auch die vollsten Mägen und die am wenigsten nüchternen Köpfe ein wahres Vergnügen daran finden konnten. Wir werden dem geduldigen Leser ein Pröbchen mittheilen.

Das Zimmer, welches der Dichter Romuald bewohnte, war das letzte einer langen Reihe von Salons und befand sich zunächst an der großen Theater-Garderobe, worin auch die ehemals beliebten Marionetten noch aufbewahrt wurden. Die dramatische Poesie stand überhaupt auf Borneo in großen Ehren. Die von Kunst- und Vaterlandsliebe glühenden Inselbewohner behaupteten, den vollkommensten Tempel Thaliens, die größten Theater-Dichter, die vorzüglichsten Schauspieler, die berühmtesten Sänger, die scharfsinnigsten Kunstrichter und das kunstsinnigste Publikum zu haben.

Jetzt ereignete sich aber eine seltsame Begebenheit, eine Begebenheit, die sich nur auf der Insel Borneo ereignen konnte.

Unter den, in der Theater-Garderobe aufbewahrten,

sehr wohl conservirten Marionetten, die so groß waren, wie kleine Menschen, befand sich auch ein Harlekin von besonderer Schönheit. Sein schlanker Leib, das sich anschmiegende buntscheckige Kleid, das blühend weiße und rothe, in der untern Hälfte pechschwarze Gesicht, der silbergraue Hut, und das zierliche hölzerne Schwert gaben der Figur ein gar hübsches Ansehen, schalkhaft und lieblich zugleich.

Nun aber wollte das eigensinnige Schicksal, daß die feierliche Stille des lange verschlossen gewesenen Garderobe-Zimmers und die Ruhe der schlafenden Tausendkünstler plötzlich gestört werden sollte. Eintrat der robuste, massive Garderobe-Aufseher, brummend über den Trotz der massiven Thür und der ihm folgenden Prima-Donna, die, obschon über die Blütenzeit hinaus, noch immer für schön gelten konnte. Sie, die einst Furore gemacht hatte, verstand es recht gut, ihre reizende Gestalt durch anmuthige Lebhaftigkeit noch reizender zu machen; dabei verlieh ihr das Feuer der großen, nie ruhenden Augen und das liebe, den frischen Mund umspielende Lächeln einen eigenen Zauber, der seine Wirkung auf die Herzen der Männer nie verfehlte.

Diese Prima-Donna spielte nun die Rolle des Schicksals. Sie benöthigte zu ihrem nächsten Auftreten in der **Opera seria** ein antikes Kostüm, hatte aber in der ganzen Garderobe nichts gefunden, das ihr genügte. Endlich gerieth der bedrängte Garderobe-Meister auf den Einfall, die schöne zürnende und unaufhörlich Schmollende in die, von ihr lange nicht besuchte Marionetten-Garderobe zu führen, welche etwa verborgene Schätze enthalten könnte.

Bei dem ersten Schritte in die dämmernde Behausung schwand aller Zorn der höchst aufgeregten Signora; die Furie schien plötzlich in ein Täubchen verwandelt zu sein. Sie verstummte, lächelte, stand ohne Bewegung, und ihre Augen hefteten sich auf einen einzigen Punkt. Dieser einzige Punkt war der, auf dem Boden liegende Harlekin.

Vergebens wiederholte der ungeduldige Garderobe-Meister die dringende Bitte, daß es der Signora gefallen möge, sich in dem Zimmer umzusehen und etwas auszuwählen. Vergebens! Die Signora sah und hörte nicht. Sie vermochte es nicht, ihre Flammenblicke von der vor ihr liegenden Erscheinung abzuwenden. Ihren Purpurlippen entschwebten nur die wenigen, leisen, hingehauchten Worte: „O crudeltà del fato! Muß sein ohne Leben, morto er, für den ich will leben allein!"

Der Garderobe-Meister, dessen gehäufte Fragen unbeachtet und unbeantwortet blieben, murmelte in sich hinein: „Sie ist verrückt oder behext! Bleibe hier eingewurzelt stehen, so lange Du magst und kannst!"

Er ging fort, ohne daß die Donna es bemerkte. Der rauhe Mann würde ihr gewiß nicht so gezürnt haben, daß sie sich von einem geistlosen Harlekin bezaubern ließ, wenn er bedacht hätte, wie schon so manche Schöne sich in ein männliches Automat vernarrte.

Armida stand beinahe eine halbe Stunde, ohne ihre Stellung zu ändern; nur ihre Seufzer verriethen, daß sie keine Wachsfigur, sondern ein lebendes Wesen sei. Dabei entzündete sich aber das Feuer ihrer Augen mehr und mehr,

und die Flammen ihrer Blicke fielen auf den armen Harlekin, wie brennende Mittagssonnenstrahlen. Die leidenschaftliche Prima-Donna war wirklich von der heftigsten Liebe, welche, wie der Blitz in ein Strohdach in sie fuhr, in hellen Brand gerathen. Thränen stürzten über ihre Wangen und sie wehklagte: „O santo Dio! hast Du meinen Augen gegeben so viele forza, so lasse sie nun machen ein miracolo! O numi possenti! fate ch'io sia una vera Armida! Meine berühmten occhi und meiner bellezza, sie sollen beleben das Leblose! Per Dio! Eh' nicht wird geschehen dieses, werden ich nicht verlassen diese camera oscura!

Diese, dem leblosen Gegenstande der Liebe zugerufenen Worte wirkten höchst drastisch. Harlekins Brust hob sich. Als Armida dies bemerkte, kniete sie vor den Geliebten hin, und legte die zitternde Hand auf sein Herz, welches sogleich zu pochen anfing. Armida schlug vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief: O mein hitzig geliebtester Arlecchino! O mio tesoro! Dein Herz — tanti palpiti! Sie zeigen mir Deiner simpatia; sie sagen mir, daß Du theilen i miei sentimenti, daß Du mir verstehen. Ja Du sein der schönste Mann sulla terra, und ich muß lieben Dir senza fine. Du sein ein berühmter Künstler, ma anch'io son pittore! Wir geboren siamo für einander. Ich beschwöre Dir bei R o s s i n i und B e l l i n i, bei S p o n t i n i und R u b i n i! Ich können nicht leben senza te! Ich will, ich werden Dir beleben. L'amore vermögen Alles. Eh' mir gelungen sein wird questo, ich werde nicht weichen von hier; selbst die tartarea tromba sollen mir nicht wegblasen von

Dir, carissimo, bellissimo! O stehen Sie mir bei, Petrarca, divino poeta d'amore!"

Armida beugte sich, umarmte den auf dem Boden liegenden Geliebten mit Zärtlichkeit und küßte seine sich öffnenden Augen, die unter ihren Küssen Glanz und Bewegung gewannen.

Und sieh da! Ein neuer Beweis von der Allmacht der Liebe! Harlekin erhob das Haupt. Armida wurde vom Entzücken so überwältigt, daß sie nicht einmal zu seufzen vermochte. Ein Augen-Duett begann, stumm und doch beredter als irgend ein fortissime gesungenes. Dabei trieb die Gasbeleuchtung der Sehorgane ihr wunderbares Spiel. Die Prima-Donna schaute, ohne ein Auge zu verwenden, in Harlekins Augen, er eben so in die ihrigen, und die Strahlen der vier Augen begegneten sich unaufhörlich, wie vom Brennspiegel zurückgeworfen. Nachdem dieses Flammenblick-Scharmützel eine volle Stunde, die den Liebenden kaum eine Minute schien, gedauert hatte, erwachte das, in Harlekins Herzen aufwogende Leben mit solcher Macht, daß er wie ein elastischer Schlagball vom Boden aufsprang, mit dem herrlichsten à plomb vor der staunenden Signora dastand, und mit den Worten: „O mia bellina! Mia vaga divina!" sie feurig umarmte. Sie schworen einander ewige Liebe, ganz herkömmlich und zum Kostüm gehörig!

Ich übergehe die ersten Scenen ihrer leidenschaftlichen Ausbrüche, da ich, aufrichtig gestanden, nicht fähig bin, das Sublime des Phantasie-Gebildes mit Worten genügend darzustellen. Armida hatte auf den Neubelebten einen solchen

Eindruck gemacht, daß er sie für eine Zauberin hielt. Es gelang ihr nur mit Mühe, ihm zu beweisen, daß sie wenigstens nur eine Zauberin im Bereiche der natürlichen M a g i e sei.

Nachdem der erste Ungestüm der Liebe etwas ruhiger geworden war, fing das Pärchen an, die Zukunft zu bedenken. Im Beschauen der vielen Projekte zu einem Lebensplan wurde unter Anderm auch beschlossen, eine Kunstreise zu machen, vor Allem aber die Wiege der kindlichen Liebe, das Garderobe-Zimmer, sogleich zu verlassen. Armidens Sorge ging nun für's Erste dahin, für den geliebten Harlekin eine bequeme und sichere Unterkunft zu finden.

Während dieses wunderbare Liebesabenteuer sich ereignete, saß Romuald an seinem Schreibtische und dichtete ein literarisches Märchen. Als er im größten Feuer war, störte ihn ein lautes Pochen. Unwillig aufspringend, öffnete er die Thür. Eintrat Signora Armida; hinter ihr flog herein ein Männlein in buntscheckiger Jacke, sprang über den Schreibtisch und über den Kleiderkasten, vor Freude ganz außer sich.

Armida setzte sich auf das Ruhebett, sah dem Unwesen mit dem innigsten Vergnügen zu, und sagte zu Romuald: „Laß ihn nur gewähren! Es sein so seine maniera." — Sie erzählte nun das wunderbare Ereigniß von Harlekins Belebung und schilderte die Stärke ihrer L i e b e mit echt italienischer Farbenglut. Zuletzt bat sie Romuald,

den Geliebten als seinen Zimmergenossen anzunehmen. Sie bat so dringend, daß Romuald der Unwiderstehlichen willfahren mußte.

Als sie einig waren, wendete sich der Dichter an Harlekin, um ihn feierlich zu begrüßen, und eine Anrede zu halten; allein der Pantominen-Held hieß ihn schweigen und sagte: „Stille mein Freund! Ich, der auf Befehl des Schicksals und nach den Gesetzen der Natur so lange stumm war, ich will das Versäumte nun einholen, will reden ohne Aufhören, und so lange ich rede, darf kein Anderer reden."

Romuald nickte bejahend, und Harlekin fuhr fort: „Als närrisches Phantasie-Wesen, als heiterer Kumpan und als lustige Person, bekannt durch Schelmerei und Pfiffigkeit, erscheine ich an der Hand der Schönheit mit der Bitte, daß Du Deine Wohnung mit mir theilest. Zugleich erwähle ich Dich, weil Du ein Dichter bist, als Gefährten zu der Kunstreise, welche ich mit dieser weltberühmten Prima-Donna zu unternehmen gedenke. Du wirst dabei viel Interessantes kennen lernen, denn wir werden Reisen auf, über und unter der Erde machen. Mein Wahlspruch heißt: Je toller, je besser! — Bei meiner weltberühmten Leichtfertigkeit und Etourderie wirst Du wohl einsehen, das ich eigentlich das Symbol des buntscheckigen Menschen bin, der aus Stärke und Schwäche, aus Vorzügen und Gebrechen, aus Tugenden und Untugenden von allen Farben und Formen zusammengesetzt ist, wie meine vielfarbige Jacke. Auch bin ich, wie die meisten Menschen, gewöhnlich halbverlarvt, doch

sind jene noch leichtsinniger und inconsequenter als ich. Du sollst auch unser Reisebeschreiber sein. Nebstbei gedenke ich noch eine zahlreiche und sehr interessante Reisegesellschaft zu engagiren. Sämmtliche Mitglieder dieses humoristischen, mitunter auch phantastischen Vereins werden, so wie ich selbst, ein strenges Incognito beobachten und das Decorum stets im Auge behalten. An seltsamen und wunderbaren Ereignissen wird es nicht fehlen. Nun zeige mir den Salon, den ich bei Dir bewohnen soll!"

Romuald bemerkte dem Gaste, daß das Zimmer, welches er ihm überlassen könne, nichts weniger als geräumig sei, mithin nicht wohl ein Salon.

„Groß oder klein!" rief Harlekin. „Salon bleibt und heißt es auf jeden Fall; so will es der Geist der Zeit."

Romuald öffnete das Nebenzimmer. Harlekin sprang hinein und warf der Signora durch die halboffene Thür einen leichten Abschiedskuß zu. Sie drohte ihm mit dem Zeigefinger, und entfernte sich mit hochrothem Gesichte.

Harlekin kam bald wieder zurück und bat den Dichter, den er sogleich seinen innigsten Freund nannte, einer kleinen Soirée fantastique in seinem sogenannten Salon beizuwohnen, wo er die Ehre haben werde, ihm eine interessante Reisegesellschaft, seine alten poetischen Freunde, vorzustellen.

Er wußte den leicht erregbaren Dichter für sich bald so einzunehmen, daß dieser dem Schalke nicht nur seine Gegenwart für die Soirée zusagte, sondern ihm sogar sein

Ehrenwort gab, die Reise auf, über und unter der Erde als Reisegefährte und Reisebeschreiber mitzumachen.

Mit Tagesanbruch wurde es in Harlekins Salon sehr unruhig. Das Hämmern, Klopfen, Schlagen, Stoßen und Schieben dauerte den ganzen Vormittag. Erst am Abende öffnete Harlekin die bis dahin verschlossene Thür.

Als Romuald in den, mit verschiedenen, einander widersprechenden Theater-Decorationen verzierten und mit vielfarbigen Glaskugeln beleuchteten Salon trat, der Lustgarten, Prunkgemach, Kerker, Gasse, Gebirg und Wald in sich vereinigte, flog ihm Harlekin in einem transparenten buntscheckigen Galakleide entgegen, zeigte ihm alle die schönen Dinge und beschloß die Schau mit den Worten:

„So oft ein neuer Gast eintritt, wird jedesmal ein bengalisches Feuer von anderer Farbe aufleuchten. Dies kann Dich auf den Gedanken bringen, daß auch im täglichen Leben jeder Mensch bald in einem günstigen, bald in einem ungünstigen Lichte erscheint, ohne daß man bestimmt anzugeben weiß, warum er eben in diesem und nicht in einem andern Lichte erscheint. Die Ursache liegt vermuthlich darin, daß selbst der beste Mensch, mehr oder minder, von Launen und Stimmungen beherrscht wird, deren Licht der leblosen Natur die Färbung gibt. Wie ganz anders sieht derselbe Mensch und dieselbe Gegend in dieser oder jener Beleuchtung aus!"

Romuald dachte sich: „Für einen Harlekin nicht übel räsonnirt!"

Der erste Gast trat ein, nachdem kurz vorher die Signora Armida gekommen war. Romuald glaubte ihn schon irgendwo gesehen zu haben. Der Eintretende war gekleidet wie ein Hofnarr im Mittelalter. Auf dem Kopfe trug er eine mit Schellen besetzte Kappe, um den Hals einen breiten, hohen Kragen, in der rechten Hand einen Stab, an dem ein kleiner Narrenkopf, der seinem eigenen gleich sah, befestigt war. Sein Gesicht zeigte eine seltsame Mischung von Ernst und Scherz, Anstand und Schalkheit, Klugheit und Narrheit. Er schien ein Wesen von derber, kräftiger Natur zu sein, ein Wesen, welches tüchtig drein schlagen konnte, dabei aber doch immer zum Ausbeugen und Ausweichen geneigt, daher er gerne das Wort: „Excusez!“ im Munde führte, und wenn es irgendwo nicht recht geheuer war, sich zurückzuziehen, oder zu skisiren pflegte. Wer sich gut darauf versteht, ausweichende Antworten zu geben, die weder Lüge noch Wahrheit sind, und im Konflikte der Verhältnisse geschickt auszupariren und auszubeugen, der wird gewiß nicht leicht in Verlegenheit kommen. Unser erster Salon-Gast hatte sich, als das im Mittelalter berühmte und wichtige Amt der Hofnarren aufhörte, aus der großen Welt skisirt. Er ging darauf unter die Tarokkarten, wurde bald Kommandirender derselben und mit dem Namen Skis belegt, welcher von Einigen als Spottname, von Andern als Ehrentitel erklärt wird. Welche von Beiden recht haben, ist schwer zu entscheiden, denn wenn es auch leicht ist, das Recht zu erkennen, so bleibt es doch sehr oft eine schwie-

rige Sache, zu bestimmen, auf welcher Seite das Recht steht, wenn zwei Parteien es ansprechen.

Während Skis mit großer Aufmerksamkeit die auf einem Spieltische liegenden Tarokkarten musterte und belächelte, flüsterte Harlekin dem erstaunten und zugleich erfreuten Dichter in's Ohr: „Er trägt nicht immer so wie heute, das Hofnarren-Kostüm. Als Freund der Veränderung erscheint er auch, wie sein Porträt auf den ältern Tarokkarten beweist, manchmal, wenn er gut gelaunt ist, als italienischer Wurstkrämmer, denn er meint, es wäre nicht klug, als öffentliche Person vor den Augen der Welt stets in der nämlichen Gestalt zu erscheinen. Wer sein Glück machen wolle, müsse wie ein Chamäleon die Farben zu wechseln wissen."

Harlekin hatte kaum geendet, als ein langer, hagerer Mann, spindelbeinig, mit eingefallenen Wangen, vorstehenden Gesichtsknochen und tiefliegenden hohlen Augen, in das Zimmer trat. Er hatte viel Aehnlichkeit mit Hoffmann's Signor Formica. Seine Kleidung bestand aus einer purpurrothen Jacke mit knapp anliegenden engen Aermeln, einem lichtblauen kurzen Beinkleide, rosenfarbenen Strümpfen, und weißen Schuhen. An der linken Hüfte stak ein sehr kurzer Degen in einer Scheide von Porzellan.

In der gesticulirenden rechten Hand hielt er den, mit einer gelben Schwungfeder geschmückten Hut; an der linken führte er einen lustigen, hübschen Knaben, den seine ungeheure Lebhaftigkeit keine Schritte, sondern nur Sprung auf Sprung machen ließ, während dessen der alte Herr mit zahl-

lofen, grotesk-komischen Verbeugungen sich abmühte. Vater und Sohn sprachen immer zugleich so viel und so schnell, daß man nur einzelne Worte verstehen konnte. Harlekin erzählte dem Dichter, der alte Herr, der, seit der Verfasser der Serapionsbrüder ihn an Kindesstatt angenommen, den Namen Signor Formica führe, sei ehemals der Pagat auf den alten Tarokkarten gewesen; das lustige Knäblein habe aber in der neuern die Stelle seines in den Ruhestand versetzten Vaters erhalten. Harlekin schloß mit den Worten: „Da der alte Herr jetzt etwas schmal und kümmerlich lebt, so nehme ich den jungen Pagat an Kindesstatt an, und erlaube ihm, sich auf meine Art zu kleiden. Du kannst Dir gar nicht denken, wie leichtsinnig der kleine Schelm ist; er erhält deshalb von seinem Gegner, dem Skis viele Stiche; das Knäblein besitzt aber so viel Lebenskraft, daß es sich selbst nach dem letzten Stiche wieder erholt. Indem ich mir den possierlichen Jungen besah, traf plötzlich ein silberartiger Schimmer meine Augen. Ich wendete mich nach der Seite, von welcher das Licht kam, und sieh' da! vor mir stand ein Mann, von edler Gestalt mit leuchtendem Angesicht, in dem sich, ungeachtet einer Art von Verklärung, dennoch unbemerkbare Spuren von Melancholie und Schwärmerei zeigten; dabei wechselten aber die Gesichtszüge so schnell, daß das Antlitz bald jugendlich, bald greisenhaft, bald vollbackig, bald hager, bald heiter, bald traurig zu sein schien. Harlekin stellte dem Dichter dieses mystische Wesen als den Tarokspieler-Mond vor, den es unendlich schmerze, daß einige

Völker ihn zum männlichen, andere zum weiblichen Geschlechte zählen, daher er selbst nicht recht wisse, wer er eigentlich sei und wohin er gehöre. Noch mehr aber verdrieße es ihn, daß Dichter und Verliebte ihn so belästigen und quälen. Er verließ daher in einem Anfalle von Verzweiflung den Himmel, und suchte Schutz bei den Tarokkarten, wo er zwar vom Skis manchen Stich erleidet, aber auch den Andern manchen Stich versetzt. Du siehst hieraus, daß das Tarok unter allen Kartenspielen das poetischeste und phantasiereichste ist, humoristisch wie der Skis, phantastisch wie der Pagat, und wechselreich wie der Mond."

Der Mond hatte sich kaum niedergelassen, auf ein Ruhebett, welches die Gestalt einer Wolke hatte, als ein wohlbeleibter Mann in altenglischem Kostüm eintrat. Ihm folgten zwei Pagen, die mitunter seinen unsichern Schritten als Stütze dienen mußten. Auf seinem bausbackigen, purpurrothen Gesichte lag ein gewinnender Ausdruck von bonhommie. Er begrüßte die Anwesenden freundlich wie alte Bekannte, setzte sich, mit Beihülfe der schalkhaft lächelnden Pagen in einen massiven Lehnstuhl, verlangte Sekt und leerte einige Gläser, wobei er nach jedem Zuge ausrief: „Hoch lebe King Harry! Hoch Shakespeare! Hoch die Frau Wirthin zu Eastcheap!"

„Es hieße wohl Wasser in's Meer tragen," sagte Harlekin, „wenn ich Dir in diesem Herrn erst den weltberühmten Sir John Fallstaff vorstellen wollte. Er liebt

die Bequemlichkeit sehr und nichts geht ihm über die Ruhe, die er bei einer Flasche Sekt mit muntern Gedanken zu würzen versteht. Ich glaube, er könnte es mit jedem unserer Humoristen aufnehmen. Da er die bewußte Kunst- und Lustreise mitmachen will, so werden wir uns, dem behaglichen Lebemanne zulieb, wohl manches Raststündlein, und manche Gasthaus-Sejour gefallen lassen müssen.

Nun gab ein Gast dem andern die Thür in die Hand. Swifts Guliver trat ein. Ihm zur Rechten trabte mit bleiernen Füßen ein Riese aus dem Lande Brobdingnag, der sich immer gebückt halten mußte, um nicht mit dem kolossalen struppigen Haupte den Plafond des Salons einzustoßen. Er lieferte damit den Beweis, daß ein Riese eben so wenig wie ein großes Genie unter die gewöhnlichen Menschen paßt.

Dem wunderbaren Riesen zur Linken hüpfte ein Zwerglein aus dem Lande Lilipút, kaum so groß wie Guliver's kleiner Finger. Harlekin erbarmte sich des winzigen Wesens, welches in Gefahr stand, von den Gästen zertreten zu werden. Er hob das Figürchen vom Boden, und setzte es auf eine Kaffehschale.

Bald darauf erschien auch der berühmte Freiherr von Münchhausen. Als er Sir Guliver erblickte, ging er mit grimmiger Geberde auf ihn los und nannte ihn einen Phantasten, einen Verrückten. Guliver erwiederte jedes Kompliment mit einem Gegenkompliment und nannte den aufgeblasenen Freiherrn einen unsinnigen Lügenschmied. Sie waren eben im Begriffe, handgemein zu werden. Harlekin

sprang zwischen die Kampflustigen und rief: „Lob und Tadel muß ja sein, und die Opposition hat auch ihr Gutes!“

Bei diesen Worten versetzte er jedem der beiden Streithähne mit seinem unparteischen hölzernen Schwerte einen solchen Gewaltstreich auf den Rücken, daß die erschrockenen Todfeinde, wie durch einen Zauberschlag plötzlich versöhnt, einander an die Brust sanken, und Thränen der Rührung weinten.

So viel vermag ein glücklich benützter Augenblick; so mächtig wirkt ein kluges Wort, ein geschickter Hieb, ein treffender Schlag, wenn sie zur rechten Zeit angewendet werden!

Jetzt trat ein Jüngling ein, dessen holdseliges Wesen die ganze Gesellschaft entzückte. Goldenes Gelock umfloß das liebliche Haupt, auf dessen blühend schönem Gesichte der erste Rosenschimmer der Morgenröthe lächelte. Ueber der lilienweißen Stirne zeigte sich ein Stern, dessen bläuliches Licht sich in den Augen der himmlischen Erscheinung abzuspiegeln schien. Die edelschlanke Gestalt bewegte sich mit so anmuthiger Leichtigkeit, daß man deutlich sah, sie schwebte mehr als sie ging.

Da Romuald sich eben nach dem Jünglinge, dessen weites, faltiges Gewand aus Nebelduft und Lichtstoff gewebt zu sein schien, erkundigen wollte, deutete Harlekin auf dessen Schulter, an denen sich zwei Flügel, von Himmels-

bläue und Sonnengold schimmernd, erhoben, und sagte: „Nun wirst Du doch wissen, mit wem Du es zu thun hast?"

Zugleich schrie Fallstaff, sein Trinkglas auf den Tisch stellend: „Willkommen, lieber Ariel! Wenn Du dem wohlgemeinten Rathe eines Mannes, der zwar viel getrunken, aber auch viel erfahren hat, folgen willst, so lege Deine schönen Flügel ab, denn — im bürgerlichen Leben und in der Salonwelt hat man mit den Flügeln, so wie überhaupt mit Allem, was sich über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt, viele Fatalitäten auszustehen."

Die augenblickliche Stille, welche eben waltete, wurde durch ein abscheuliches Grunzen unterbrochen, welches von einer gar häßlichen Kreatur herrührte. Diesem Ungethüme saß ein sehr großer dicker Kopf, umstarrt von struppigem, brennend rothem Haare auf dem dicken kurzen Halse, zwischen den breiten Schultern halb eingesunken. Zwei kleine stechende Augen, und eine breite Stülpnase schauten auf einen hoch aufgeschwollenen, lang gezogenen Mund herab, der, einer Schnauze ähnlich, einzig und allein als Freßwerkzeug da zu sein schien. Zwei ungeheuere Ohrlappen bedeckten die Augen, und die Backenknochen so gewaltig, daß der Unhold gleich einem von zwei ledernen Blenden eingeschränkten Pferdekopfe, weder links noch rechts, sondern nur gerade vor sich hinschauen konnte. Die massiven, aber sehr kurzen Arme und Füße glichen behauenen Baumästen. Unter der eingehöhlten schmalen Brust drängte sich ein aufgedunsener schlotternder Wanst hervor. Aus jeder Muskel

natürliche Magie studirt, kann den Leuten einen blauen Dunst vor die Augen machen, kann ihnen allerhand Spiegelfechtereien zum Besten geben, kann das Geld aus dem Beutel, den Beutel aus der Tasche zaubern, kann Etwas in Nichts, und Nichts in Etwas verwandeln, kann Mädchen und Weiber bezaubern, kann mich sogar unsichtbar machen, wenn ich von Gläubigern verfolgt werde. Ich hatte eine schöne Frau, die alle Männer bezauberte, bis sich endlich auch bei ihr das Sprichwort bewährte: „„Aus jungen Zauberinnen werden alte Hexen;““ worauf wir uns in größter Gemüthsruhe trennten. Ich freue mich, mit Ihnen eine Reise auf, unter und über der Erde zu machen. Wollen Sie mir gefälligst erlauben, in Ihrer Gesellschaft das Genie zu spielen, so stehen Ihnen alle meine Kunststücke zu Diensten, wofür ich weiter nichts verlange, als ihre Bewunderung. Ich bin auch bereit, Ihnen in allen Angelegenheiten guten Rath zu ertheilen, welchen Sie dann nach Belieben befolgen können oder nicht; — nur — aber — Wer kommt da?“

Die Herren, welche den weder guten noch bösen Zauberer unterbrachen, waren zwei Männer im altgriechischen Kostüm, und zwar die weltberühmten Antagonisten Demokrit und Heraklit. Ihr Erscheinen bewirkte in der seltsamen Gesellschaft ein allgemeines Schweigen. Die lautlose Stille wurde nur durch Heraklits leise Seufzer

unterbrochen, bis endlich Demokrit ein lautes Gelächter erschallen ließ, dann aber sprach, wie folgt:

„Ich bitte die schätzbare Gesellschaft, sich meinetwegen nicht im geringsten zu geniren. Ich stehe in dem Rufe, ein Spottvogel zu sein, der sich über die menschlichen Narrheiten gerne lustig macht. Ihr fürchtet daher, daß ich auch über Euch lachen und Alles, was ihr sagt und thut, in's Lächerliche ziehen werde. Ihr getraut euch deshalb nicht den Mund zu öffnen, und steht nun da, wie Bildsäulen. Seid unbesorgt! Es ist nicht so arg, als man glaubt. Ich pflege wohl das Lächerliche lächerlich, das Alberne albern zu finden, über Dummheit, Einfalt und große Unwissenheit öfter zu lachen, als die Klugheit es für räthlich und schicklich hält; dafür habe ich aber eine durchaus heitere Lebensansicht und denke, es sei besser zu lachen als zu weinen. Stoff und Veranlassung zum Lachen erhielt ich schon in meiner Jugend mehr als genug, da ich in Abdera geboren bin, und späterhin die Erfahrung machte, daß die Abderiten keineswegs ausgestorben, sondern vielmehr in alle Welt zerstreut sind, ein unsterbliches Volk! Ich sollte schon in meiner Jugend par force das werden, was kaum der tausendste in seinem hohen Alter ist, — ein Philosoph! Mein Vater ließ mich eine Reise nach Asien machen, und übergab mich einigen Magiern und Chaldäern, welche den Auftrag hatten, mich in ihre Geheimnisse einzuweihen. Ich zog aber aus dem Umgange mit ihnen keinen andern Vortheil, als die Ansicht, daß mit der Geheimthuerei nichts herauskommt, und daß das meiste Lichtscheue nicht werth ist,

im Sonnenlichte zu erscheinen, so wie dagegen das Beste gewöhnlich im Sonnenlichte sein rechtes Gedeihen findet. Meine lange Entfernung vom Vaterlande und der Ruf, der mir, als Eingeweihter in den Geheimnissen der Magier und Chaldäer, vorausging, erregte in meinen sehr erregbaren Landsleuten eine so hohe Meinung von mir, daß sie mich schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Abdera mit Gewalt an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stellten. Die Albernheiten und Narrheiten, welche ich nun Tag für Tag aus der ersten Hand überkam, bewirkten, daß mich beim Schlafengehen die vom Lachen erschütterten Rippen oft peinlich schmerzten, und da ich eines Tages wirklich in ein so anhaltend heftiges Gelächter ausbrach, daß ich nicht aufhören konnte zu lachen, folglich in die Gefahr gerieth, mich zu Tode zu lachen, so bat ich dringend, mich meines Ehrenamtes wieder zu entheben. Mein Flehen wurde vorzüglich aus dem Grunde erhört, weil die wackern, unter einander stets uneinigen Abderiten sich endlich in einer allgemeinen und gemeinen Versammlung zu der Ansicht und Entscheidung vereinigt hatten, es sei eine Beleidigung der Volksmajestät, wenn der Vorsteher des Staates sich das Recht anmaße, allen Mitgliedern desselben, statt ihnen zu huldigen, in's Gesicht zu lachen. Ich zog mich, ohne deshalb im Geringsten menschenscheu zu sein, in die Einsamkeit zurück und — lachte nun im Stillen. Wollt ihr auf Euern Reisen eine heitere, lichte Lebensansicht gewinnen, so bin ich der Mann, der Euch dazu verhelfen kann, und will."

„Und wenn's Euch dann vor lauter Licht vor den

Augen dunkel wird, — sagte Heraklit mit trübsinniger Miene, — und wenn Ihr, nachdem Ihr über die Andern genug gelacht habt, endlich anfangen werdet, Euch über Euer Lachen selbst auszulachen, dann wird es Euch wohl thun, bei mir eine ernste Stunde zuzubringen; und wenn Euch dann die Erbärmlichkeit der Menschen und die Nichtigkeit des Lebens klar vor Augen liegt, dann werdet Ihr einsehen, daß man hienieden mehr Ursache findet zum Weinen als zum Lachen."

„Und dennoch," sagte Demokrit, „ist das Lachen ein Privilegium, welches die Götter ausschließend nur dem Menschen verliehen haben."

„Seht meine Jacke an!" nahm Harlekin das Wort; „da wechseln lichte und dunkle Farben, wie die lichten und dunklen Stunden im Leben und im Gemüthe des Menschen. Und so wollen auch wir es machen. Scherz und Ernst sollen wechseln wie alles Uebrige auf dieser Erde. Wir wollen mit unserm Demokrit lachen, so lange wir können und dürfen; müssen wir aber ernsthaft sein, dann lasset uns auch als Menschenfreunde ernsthaft sein, ohne Kleinmuth, ohne Trübsinn, und selbst die Thränen der Wehmuth, der sympathetischen Gefühle und des Mitleids nicht scheuen!"

Ehe noch die letzten Worte verklungen waren, ließen sich im Vorsaale schwere Tritte, Sporengeklirr und Waffengerassel vernehmen. Und siehe da! Ein Ritter trat ein, stolz und barsch, aber in einer Rüstung, welche Manches zu

wünschen übrig ließ; das Deficit ging so weit, daß er statt des Helmes eine Barbierschüssel auf dem Kopfe trug.

Einige der Anwesenden lächelten ironisch, Andere konnten sogar ein leises Kichern nicht unterdrücken. Da ergrimmte der Ritter und rief mit dumpfer Stimme: „Respekt, meine Herren! Ihr kennt mich vermuthlich nicht? Sollt mich bald kennen lernen! Ihr gedenket Irrfahrten zu unternehmen; da will und muß ich dabei sein. Die alltäglichen Thaten könnt Ihr verrichten, weil Ihr alltägliche Menschenkinder seid, die außerordentlichen nehme ich auf mich. Verhaltungsregeln kann ich Euch im Ueberflusse geben. Z. B. haltet eine Barbierschüssel nicht für einen Helm, eine Dulcinea für kein Ideal der Weiblichkeit, eine Windmühle nicht für einen Riesen, Uebrigens kann ich Euch nur bedauern, daß Ihr mich nicht kennt, denn ich bin derjenige, den alle Welt kennt und kennen muß, das heißt: der berühmte Ritter Don Quixote de la Mancha; im Vorzimmer steht mein getreuer Schildknappe Sancho Pansa. Ich will mich, auf meiner edlen Rosinante sitzend, an Eure Spitze stellen, und da soll denn unsere Reise ein Kreuz- und Querzug sein gegen die Unwahrheit und Verkehrtheit. Um aber den Götzendienst der Unwahrheit zu zerstören, muß uns die Wahrheit heilig sein, und um der Verkehrtheit den Kopf zurecht zu setzen, müssen wir die Thorheit zum Spiegel der Weisheit machen.“

Im Salon erscholl plötzlich ein gellendes Gelächter, und hinter dem edlen Ritter stand eine Gestalt, die man lieber eine Ungestalt hätte nennen mögen. Das kleine Ungethüm trat, die Gesellschaft schelmisch begrüßend, ein paar Schritte vorwärts, und man sah, daß es hinke, und, auf Krücken gestützt, mit Bocksfüßen begabt sei. Die Kopfbedeckung bestand in einem mit Hahnen- und Pfauenfedern geschmückten rothen Turban. Den Hals umgab ein breiter Kragen von gelber Farbe. Das Sonderbarste an dem zwerghaften unheimlichen Wesen war das schwarzgelbe Gesicht mit spitzigem Kinn, weit gespaltenem Munde, vorragenden Glutäugelein, und hoch aufgeschwollenen Lippen, unter denen ein rother, das Kinn umfassender Bocksbart brannte. Das Unwesen hüllte sich in einen weißen Mantel, bemalt mit Abbildungen berüchtigter Buhlerinnen, Schwelger, Hazardspieler, Wucherer und so weiter.

Da die Augen aller Anwesenden mit gespannter Neugier auf dem Gaste hafteten und dabei kein Wort gesprochen wurde, schlug Jener abermals ein gellendes Gelächter auf und sagte mit schnarrender Nasenstimme: „Solltet Ihr mich wirklich nicht kennen? Unmöglich! Ich habe doch Jeden von Euch in diesem oder jenem Fache schon wesentliche Dienste geleistet; mit Diesem und Jenem bin ich sogar schon in naher Verbindung und in den sonderbarsten Verhältnissen gestanden. Und Ihr, meine Freunde und stillen Verehrer, wollt mich jetzt nicht kennen, oder gar verkennen? Schämt Ihr Euch etwa Einer vor dem Andern?"

„Ei, ei!" sagte der Zauberer. „Ich bin nichts als

ein weder guter noch böser Zauberer; Ihr aber, der so viel Rühmens von Euch selbst macht, — sagt, wer oder was Ihr seid!"

Das Ungethümchen räusperte und dehnte sich und sagte: „Wisset denn und vernehmt! Ich bin der Eheteufel, der böse Dämon aller ehelichen Zwiste, die immer mein Werk sind. Ich verkupple junge Mädchen an alte Knasterbärte, Mägde an ihre Dienstherren, und Töchter ohne Mitgift an zärtliche Liebhaber, die auch nichts haben. Ich bin es, der den Luxus, die Schwelgerei, die Hazardspiele erfunden hat, kurz — ich bin Asmodi, genannt der hinkende Teufel, oder der höllische Cupido. Ihr könnt von mir Alles erfahren, was Ihr wissen wollt; ich kann Euch alle Geheimnisse und Fehler, alle Tugenden und Untugenden der Menschen aufdecken, ihre Gebrechen und Verbrechen haarfein zergliedern; und zwar um so mehr, unparteiisch und unbefangen, indem ich diese Menschlein scharf beobachte, aber sie so unendlich gering schätze, daß ich sie nicht hassen kann. Wollt Ihr, meine Herren, das Innere jener Kreaturen kennen lernen, so müßt Ihr sie im Innern ihrer Häuser, und überhaupt dort sehen, wo sie unbemerkt zu sein glauben, die Maske oder das Galakleid abwerfen, und sich in ihrer wahren Gestalt zeigen. Ich werde daher der respektablen Reisegesellschaft, wo immer wir hinkommen, auf jedesmaliges Verlangen die Dächer von den Häusern abheben, um Euch die Menschen, ihr Leben und Streben, sammt den Spring- und Triebfedern ihrer Handlungen kennen zu lernen. Ich stehe also den Verehrten mit

allen meinen guten und schlechten Eigenschaften zu Diensten, mit dem Wunsche, Ihnen durch Beide nützlich zu werden. Dabei bin ich bereit, Ihnen meine gesammelten Erfahrungen während der Reise auf, unter und über der Erde in Erzählungen, so gut ich es kann, mitzutheilen, und Alles mit dämonischen Beweisen zu belegen, um darzuthun, daß ich nicht unwürdig bin, dem berühmten Le Sage in meiner Person die Hauptfigur zu einem beliebten Romane geliefert zu haben."

Die Gesellschaft setzte sich zum Thee, und es wurde beschlossen, daß jeder Anwesende eine Rede über sich selbst, aus dem Stegreife halten solle, woraus man den Redner und seine Lebensansichten kennen lerne, um hiernach das wechselseitige Benehmen zu reguliren. Man zog Lose, und das Rednerlos traf den Pagat, Signor Formica genannt. Er besann sich keinen Augenblick und fing an:

„Ich bin ein äußerst leichtfertiger Kumpan und konnte es nirgendwo lang aushalten, weil ich gewohnt bin, nur dem Augenblicke zu leben, und ein lebendiges Minutenspiel zu sein. Mein Söhnlein wurde noch leichtsinniger als ich, der es nicht einmal unter den Tarokkarten lange aushalten konnte. Der leichtsinnige Harlekin nahm dieses mein Söhnlein an Kindesstatt an, und verschaffte dem Kleinen die im Tarokspiele von mir aufgegebene Stelle, daher er auch auf den, mit dem Zeitgeiste fortgeschrittenen Tarokkarten als Harlekin gekleidet erscheint. Ich selbst bin nun eine Art von

Schicksalsmensch, das heißt, ein Wesen, welches das Schicksal nach seinem Belieben mit sich walten läßt, und zwar aus dem Grunde, weil man das Schicksal, da seine Gunst sich weder erschmeicheln, noch ertrotzen läßt, so nehmen muß, wie es genommen sein will. Den Launen des Schicksals und der Weiber kann man nichts Besseres entgegen setzen, als — Geduld."

„Das Tarokspiel hat seine Schicksale so gut wie die Tarokspieler selbst, welche vom Schicksale im Spiel eben so wie im Leben verfolgt oder begünstigt werden. Eben so, wie es Wahlverwandtschaften gibt, wie Göthe sie beschrieben hat, eben so gibt es auch Spielverwandtschaften, denn das Spiel besitzt die Zauberkraft, die verschiedensten Völker und die entgegengesetztesten Charaktere in die nächste Berührung zu bringen, aus Feinden Freunde und aus Freunden Feinde zu machen. Ich bin, meiner Natur nach, ein verzagter Hasenfuß; dessen ungeachtet aber bewirkt mein grenzenloser Leichtsinn, daß ich mich blindlings in Gefahren stürze. Dabei ahme ich dem Schicksale nach. So wie nämlich dieses mit mir spielt, so spiele ich mit den Spielern und erwähle einige derselben zu meinen Lieblingen; während ich nun diesen Glückskindern alle Augenblick in die Hände laufe, mich von ihnen ansagen und ultimo machen lasse, erscheine ich den andern kaum ein paar Mal im Jahre, und auch dann nur in der boshaften Absicht, daß sie mich, wenn auch eine ganze Leibwache von Taroken mich umringt, dennoch verlieren. Einmal aber kam mir der Spaß theuer zu stehen, denn mein Gegner

stach mich ultimo mit solcher Wuth, daß ich unter den Tisch flog, und der letzte Stich im Spiel, beinahe auch der letzte meines Lebens geworden wäre. So weit kann die Ironie des Schicksals gehen!"

„Die Menschen gleichen den Karten. Jeder Mensch hat, so wie jede Karte, seine eigene Geltung und seinen eigenen Rang, doch immer nur im Verhältnisse zu den andern. Der Geringe findet immer einen noch Geringern, auf den er stolz hinabschauen kann, der Hohe einen noch Höhern, vor dem er sich beugen muß, und wer jetzt sticht, wird im nächsten Augenblicke gestochen. So ist das Spiel die Symbolik des Lebens, in dessen Bereiche man eben, wie beim Kartenspiele, geschlossene und vom Zufalle zusammengestellte Partien findet, welche jeder Abend mechanisch an den Tisch führt, dessen glücklich taubes Holz die täglich wiederholten Scherze, Klagen und Ausbrüche von Zorn und Ingrimm nicht vernimmt."

„Das Spiel wird so wie das Leben, von Einigen als lustige Zeitverkürzung behandelt, von Andern als Erwerbsgeschäft; die Erstern lachen viel, die Zweiten zanken viel, die Dritten grämen und ärgern sich viel und sparen kein Lamento. Die Ersten plaudern, die Zweiten verstummen, die Dritten beißen und schlagen."

„Man kann den Charakter eines jeden Menschen an seinem Lieblingsspiel erkennen. Der Ernste und Tiefsinnige wählt sich das Schach- oder Damenspiel; der Heitere, Bewegliche, das Billard-, Kegel- oder Ballspiel;

der Gewinnsüchtige ein Würfel-, Glücks- oder Hazardspiel; der zur modernen Welt gehören und dabei seine Rolle in den Salons spielen will, setzt sich an den Whist-, L'Hombre- oder Boston-Tisch; das Kind der Tage, die nicht mehr sind, spielt Piket oder Préferance oder langen Puff. Wer weder antik noch modern ist, hält sich an das Tarokspiel, worin die Christen gerne mit dem Juden spielen. Wichtiger als die Spiele selbst ist nicht selten das halb- oder ganz tragische Nachspiel, wenn z. B. eine gallsüchtige, unterhaltungsgierige, jeder letzten Mode leibeigene Frau beim Nachhausekommen ihren Spielverlust in der Einsamkeit berechnet, und sie, die vorher eine der Grazien war, sich plötzlich in eine Furie verwandelt, oder wenn ein Fashionable oder Lion seine Ehrenschulden überdenkt, die er als Ehrenschulden bezahlen soll, aber nicht bezahlen kann; oder wenn ein Hazardspieler seinen letzten Einsatz verloren hat, und dann zu Weib und Kindern heimkehrt, die hungernd zu Bette gingen, um beim Erwachen zu erfahren, daß Hunger und Verzweiflung auch ihr heutiges Loos sind. Möchte sich's doch Jeder merken, daß sich das Spiel eben so wenig zwingen läßt, als das Schicksal, und daß alles Streben ohne Glück ein Schiffen ohne Wind, alle Kunst ohne Glück ein glänzender Regenbogen ist, dessen Farbenspiel sich in irdische Wassertropfen wie in seine eigenen Thränen auflöst."

„Das Menschenleben hat, gleich dem Theater, seine Lustspiele, Spektakelstücke, Possen, Rühr- und Schauspiele, Trauerspiele und Tragi-Komödien. Die Spieler selbst sind

auch von sehr verschiedener Art; es gibt nämlich unter ihnen Spiellieblinge, die eben so amusant als glücklich spielen, sich und Andern zum Vergnügen; Spiel-Guignons, mit denen Niemand spielen mag; Spielgötter, die das Spiel und die Mitspielenden beherrschen, sich selbst aber am wenigsten. Die Spielmarken geben die gute Lehre: Wenn jeder Mensch die Hauptmomente in seinen Lebensverhältnissen und Erfahrungen eben so sorgfältig bemerken wollte, wie seinen Gewinn oder Verlust im Spiele, so würden Viele den Kopf sich weniger anstoßen und nicht so oft das Beste übersehen und versäumen. Das Spielgeld mahnt uns: Es wäre zu wünschen, daß manche Menschen ihre Schulden überhaupt gleich den Spielschulden zur Ehrensache machten; es wäre zu wünschen, daß Spieler von Profession einen redlichen Erwerb eben so eifrig betreiben möchten, als den Spielgewinnst. Keiner will verlieren, und dennoch spielen so Viele gerne hoch, im Leben wie im Spiel. Im Hazardspiel setzen sie ihre letzte Barschaft ein, im Leben, das Leben selbst. Ich wundere mich, daß noch kein Novellen- und Novelleten-Dichter auf den Gedanken gekommen ist, Spielgeschichten zu schreiben, welche Gelegenheit bieten, die verschiedensten Charaktere und Leidenschaften in Bewegung zu setzen. Die Liebe selbst könnte dabei eine bedeutende Rolle spielen, wenn z. B. das vis-à-vis Sitzen und das Benehmen der Partner die Herzen entflammt; oder wenn zwei Liebende, denen die Verhältnisse jede Zusammenkunft versagen, aus Verzweiflung an den Spieltisch flüchten, und hier hierogly-

phisch=mystische Ergießungen wagen, deren Bedeutung kein Ungeweihter versteht; oder wenn zwei Verliebte erst im Spiele ihre Schattenseite kennen lernen und sich trennen und so weiter."

„Die Lust und Liebe zum Spielen erstreckt sich von den Menschen bis auf die Katzen herab. Ein Spielkätzchen, es sei nun ein wirkliches Kätzchen oder ein Fräulein, bleibt immer ein allerliebstes Ding. Manche Menschen sind nichts als Spieluhren, mechanische Wesen, welche die Hand einer äußern Veranlassung aufziehen und die Gewohnheit im Gange erhalten muß, wo sie dann zur bestimmten Zeit ihr Tonstückchen so natürlich herabvorgeln, als ob es der Ausdruck wahrer Freude oder wahrer Trauer wäre, indeß sie nichts anderes klingeln, als was Erziehung und Verhältnisse in ihr Inneres hineingesetzt haben. Spieler von Profession und falsche Spieler, findet man auch außer dem Kartenspiele in Menge. Es vergeht keine Hochzeit, kein häusliches Fest ohne Spielleute, und die Salonwelt müßte vor langer Weile petrifizirt werden, wenn nicht die Spielkarten ihr zu Hülfe kämen. Es gibt Begünstigte, die selbst mit dem Schicksale spielen und das Gewünschte, wo nicht im Schlafe, wenigstens spielend erreichen; dagegen sind aber die meisten Menschen Spielbälle des Schicksals und das längste aller Spiele ist das Ballspiel, welches die Leidenschaften mit dem Menschen von der Wiege bis zum Sarge spielen. Man sagt, wer im Spiele glücklich ist, sei in der Liebe unglücklich; ich frage nun aber: Was geschieht dann mit dem, der

sehr verliebt ist, aber nicht spielt, oder gar kein Spiel kennt?"

„Und so schließe ich denn meine Spielrede und mein Redespiel. Der Kluge setzt nie Alles auf's Spiel und ich möchte nicht gerne die Geduld meiner Zuhörer verspielen."

Eben wollte die Verschiedenheit der Meinungen über die Rede des Pagat laut werden, als von außen ein gewaltiges Gepolter und Geschrei sich vernehmen ließ. Die Thür wurde aufgerissen, und herein stürzte ein Schwarm seltsamer buntscheckiger Gestalten. An der Spitze der kecken Eindringlinge stand ein Greis, dessen starkmarkirte, geistvolle Gesichtszüge, so wie seine kräftige Gestalt, Ehrfurcht einflößten, wogegen das ihm nachhuschende Gesindel einen lächerlichen Kontrast bildete, theils durch die grelle Verschiedenheit der Gestalten und Gesichter, theils durch Kostüm und Benehmen. Die ganze Gesellschaft verstummte vor Verwunderung über diese Erscheinung, bis endlich der Greis das Wort nahm:

„Es sollte mich wohl kränken und ärgern, daß Niemand hier mich kennen will, mich, der keiner Zeit und keinem Volke als Fremdling erscheint. Wisset denn, Ihr Unwissenden; ich bin der Zeitgeist!"

Harlekin trat vor, verbeugte sich und sagte: „Herr Zeitgeist! Wollten Sie nicht die Güte haben, sich näher zu erklären?"

In diesem Augenblicke erschien Sir Orang-Outang. Er bewies, von den Anwesenden mit Ehrfurcht begrüßt, seine Geistesgröße jetzt auch dadurch, daß er über die höchst wunderbare Gesellschaft nicht die geringste Verwunderung zeigte, sich gegen die phantastischen Gäste wie gegen alte Bekannte benahm und sie, da die Mitternacht- und gewöhnliche Schauspiel-Stunde sich näherte, höflichst einlud, mit ihm das Theater zu besuchen. Die Versammelten überhäuften den edlen Festgeber mit den artigsten Schmeicheleien und folgten ihm wie ein brausender Strom in das grandiose Felsentheater.

VI.

Spektakel über Spektakel.

Als die Zuschauer ihre Plätze eingenommen hatten, trat mit dem Schlage der zwölften Stunde ein geharnischter Schauspieler vor, der sich als Prologus präsentirte und den Titel des folgenden Schauspieles ankündigte. Derselbe lautete:

„Antik und Modern, oder: Der Jahrmarkt des Lebens und der Kunst. Ein historisch-nicht-historisches, klassisch-romantisches, façonnirtes und facettirtes, sich selbst recensirendes und parodirendes, nach den besten und neuesten französischen, türkischen und chinesischen Mustern bearbeitetes Vexierspiel.“

Der Titel wurde mit rauschendem Beifallsruf, stürmischem Händeklatschen, und einem schauderhaften Erdbeben von den stoßenden Stöcken aufgenommen. Ein blendendes Lichtmeer von bengalischem Feuer überflog das in allen Räumen überfüllte Theater. Die Ouvertüre begann. Die Instrumente, alle von der neuesten Erfindung, und zehnfach verstärkt, machten ein so furchtbares Getöse, daß die Felsenwände zitterten. Romuald aber verharrte dabei in der größten Gemüthsruhe, da er an diesen höllischen Lärm durch manche musikalische Werke der neuesten Zeit schon gewöhnt war.

Ich halte mich verpflichtet, meinem theuern Vaterlande wenigstens einige Scenen dieses Stückes als Proben von den Zuständen der dramatischen Literatur auf der von Holländern, Chinesen und Wilden bewohnten Insel Borneo mitzutheilen, und dieselben, auf die Gefahr einer kleinen Unterbrechung des höchst interessanten Orang-Outang-Romans, sogleich einzuschalten.

Stube in einem Gasthause.

(Ein Reisender ohne Zweck tritt auf.)

Reisender.

Die ersten Worte der ersten Scene eines Stückes verhallen gewöhnlich, ohne verstanden zu werden; das weiß ich, weil das liebe Publikum anfangs selbst noch zu gesprächig ist, um den Bühnenhelden zuzuhören. Viele

Zuhörer haben sich Vieles mitzutheilen; Viele kommen absichtlich zu spät und nehmen ihre Sperrsitze geräuschvoll ein, um mehr als die Schauspieler bemerkt zu werden; Andere tragen sogar kein Bedenken, mit Nichtbeachtung des Podiums, im Parterre selbst Komödie zu spielen. Ich will also zuerst einige Male mit großen Schritten auf und nieder gehen, um Aufmerksamkeit für mich zu erregen. (Nachdem er einige Touren gemacht hat.)

So! Nun ist's Zeit anzufangen. — (Er setzt sich.) Nun — Da sitz' ich denn und reise. Warum ich eigentlich reise, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Ich hätte eben so gut zu Hause bleiben können, denn mir liegt am Reisen und an der ganzen Welt so wenig, als der ganzen Welt an mir liegt. Das hat aber nichts zu sagen; die Sache geht deshalb doch ihren gewöhnlichen Gang, ich mag nun reisen oder nicht, — und so ist's auch recht.

(Der Wirth tritt ein.)

Wirth.

Scharmant! Ich war so frei zu horchen. Euer Gnaden denken wirklich sehr human.

Reisender.

Human! Ein inhaltschweres, schönes Wort! Was denken sich denn der Herr Wirth dabei?

Wirth.

Ich denke — denke — das dürfte so viel heißen als, wie man sagt, fünf gerade sein lassen, oder, der Baum fällt nicht auf Einen Hieb, oder, langsam kommt man auch weiter, oder —

Reisender.

Das heiß' ich den Nagel auf den Kopf treffen.

Wirth.

Ein Wirth hat immer die beste Gelegenheit, sich in der Humanität zu vervollkommnen. Die vielerlei Racen von Menschen, gute, schlechte und mittelmäßige, mit denen er täglich verkehrt, bewirken, daß er Kopf und Herz, ohne es selbst zu merken, superfein ausbildet und mit dem Geiste der Zeit gleichen Schritt hält. Man sollte jeden Menschen zwingen, wenigstens drei Jahre Wirth zu sein; das würde der Menschheit ungeheuer großen Vorschub leisten. Nach drei Jahren wäre denn der Mensch ein gemachter Kerl. Ein gewesener Wirth würde sich, wie ehemals in seine Gäste, dann auch in alle Menschen, in alle Lagen und Verhältnisse des Lebens finden. Es ist unglaublich, wie außerordentlich der Mensch sich veredeln läßt!

Reisender.

Ich glaube es nicht, und Sie sagen ja selbst, daß es unglaublich ist.

Wirth.

Ei, ei! Belieben Euer Gnaden nur einmal die veredelte Schafzucht, ein Stündchen von unserm Marktflecken entfernt, anzusehen! Da werden Sie sich von der Wahrheit meiner Behauptung vollkommen überzeugen.

Reisender.

Man sollte aber doch glauben, daß Menschen und Schafe—

Wirth.

Eben nichts Unmögliches sind, sonst würden sie nicht existiren.

Reisender.

Wie man es nimmt.

Wirth.

Eine sehr humane Antwort! Erlauben Sie, meine Behauptung gründlich durchzuführen! Ich gehe daher sogleich wieder davon ab, und sage nur so viel, daß die Menschen sich gewiß eben so wohl veredeln ließen, als die Schafe, wenn man nur auf die Veredlung der Menschen eben so viel Mühe und Sorgfalt verwenden wollte, als auf die Veredlung der Schafe, die doch im Grunde leichter ist als jene.

Reisender.

Ich gebe Ihnen Alles zu, was Sie wollen, denn als Reisender ohne Zweck kann ich mich nirgendwo lang aufhalten, nicht einmal beim Disputiren. Nur das Einzige will ich noch sagen, daß das Schaf — es sei veredelt oder nicht — doch immer besser daran ist, als der veredeltste Mensch, indem das Schaf nur Einmal im Jahr geschoren wird, der Mensch aber alle Tage ein geplagtes, geschorenes Wesen ist.

Wirth.

Dagegen gebe ich mir die Ehre, Euer Gnaden gehorsamst zu bemerken, daß das Schaf die auf seine Veredlung verwendeten Kosten besser lohnt, als der Mensch. Belieben Sie nur zum Fenster hinaus zu sehen!

Da werden so eben veredelte Schafe von der nächsten Herrschaft zu Markte getrieben. Welche herrliche Kreaturen! Werfen Sie nun auch einen Blick auf den nicht veredelten Führer der veredelten Schafzucht! Welcher vierschrötige, gemeine, rohe Bengel! Die ganze Welt dürfte an seiner Veredlung arbeiten, und brächte sie doch in Ewigkeit nicht zu Stande.

Reisender.

Sie mögen nicht unrecht haben; es ist traurig, daß es so ist. Da ich aber ein Reisender ohne Zweck bin, folglich auch nichts Trauriges bezwecke, so bezahle ich meine Zeche und reise weiter, wohin die Landstraße mich führt.

Wirth.

Ich bitte, ein Stündchen noch zu verweilen! Sie werden es nicht bereuen. Unser Jahrmarkt wird von Käufern und Verkäufern in Menge besucht, und man verhandelt hier die seltensten und seltsamsten Dinge, die an keinem andern Orte, wenigstens nirgendwo in so guter Qualität zu bekommen sind.

Reisender.

Da muß ich denn — der Humanität zu Ehren — hier bleiben, und zwar um so mehr, als mir höchst gleichgültig ist, ob ich dort oder da bin.

Wirth.

Das heiß' ich philosophisch denken! — Sehen Sie? Da kommen schon die Kaufleute zu Markte. Belieben Sie nur gefälligst den stattlichen Mann zu bemerken, der

auf einem Dampfschiffe, mir nichts dir nichts, pfeilschnell über das feste Land dahinfährt!

Reisender.

Hat man es schon so weit gebracht? Nu, dann wird man wohl auch bald mit Wagen und Pferden auf dem Wasser fahren.

Wirth.

Ohne Zweifel! Kontraste machen großen Effekt.

Reisender.

Und wer ist denn dieser Mann, der so, mir nichts dir nichts, das feste Land beschifft?

Wirth.

Er war ehemals auf einer ausländischen Universität Professor der unentdeckten Wissenschaften, resignirte seine Kanzel und handelt nun mit lauter unentdeckten und unentdeckbaren Erfindungen, Einbildungen, Phantasien und Visionen.

Reisender.

Was befindet sich in den vielen Kisten und Tonnen auf dem Schiffe? Von welchem sonderbaren Stoffe sind sie?

Wirth.

Von welchem Stoffe? Von einem gar nicht existirenden! Cospetto! Und was sie enthalten? Nichts als durch und durch mystische, rein unmögliche Dinge.

Reisender.

Ich werde zu Stein!

Wirth.

Und mit Recht.

Reisender.

Ich muß meiner guten Frau und meinen lieben Kindern etwas davon nach Hause bringen.

Wirth.

Wie? Sie haben Frau und Kind und agiren einen Reisenden ohne Zweck?

Reisender.

Eben deshalb mein Freund! Ueberdies ist ja aller Zweck eine Pendanterei, und ich pflege genial zu sein. Jedes Ziel muß ein geistreiches Spiel sein, und handelt man ohne Zweck, so kommt man am leichtesten vom Fleck.

Wirth.

Charmant! Nu das freut mich, gnädiger Herr! Es ist aber doch eine riskirte Sache mit der Genialität! Es gibt, wie ich höre, sehr viele Nachdrücke davon, die man für Original-Ausgaben erklärt.

Reisender.

Wer sind denn die beiden Herren, die Arm in Arm so freundschaftlich einherschreiten und sich immer nach den großen Warenballen umsehen, die ihnen nachgeführt werden?

Wirth.

Jährliche Marktgäste. Der Magere ist ein Dichter, der Dicke ein Recensent. Sie bringen zu jedem Jahrmarkte ungeborne Geisteskinder, unreife oder todt auf die Welt gekommene Geburten, Mißgeburten, Vorreden zu nicht existirenden und Beurtheilungen von nicht erschienenen Werken, unausführbare Vorschläge, neue Formen für alten

Unsinn, Privilegien auf excentrische Narrheiten, gereimte Ungereimtheiten, Bockssprünge und Katzbalgereien, zu Wasser werdende Seifenblasen-Projekte, an die Unsterblichkeit ausgestellte falsche Wechsel u. s. w. Diese Waren finden bei den neugierigen Leuten einen ungeheuern Absatz. — Jener lustige Herr ist ein bankerottirter Kaufmann, die hüpfende Schöne, der er den Arm bietet, eine herabgekommene Maitresse. Beide bringen nun ihre theuren Erfahrungen zu Markte. Jenes süßlächelnde Männchen ist ein Menschenfreund par excellence und Humanitäts-Großhändler, die er in den gefälligsten Formen und als sehr schmackhaftes Backwerk zu den billigst festgesetzten Preisen liefert. Jener blühende holde Jüngling verkauft Haarlocken, die ihm seine vielen Geliebten gegeben haben. Selbst Thiere finden sich hier als Verkäufer ein. Die geschwätzige Elster dort bringt gestohlene Gedanken; der Esel trägt seine Haut zu Markt; der Fuchs bringt Hühner, denen er das Blut ausgesaugt hat.

Reisender.

Schon genug, Herr Wirth! Ich eile nach dem Marktplatz, um, als Reisender ohne Zweck, mir selbst treu zu bleiben und ohne Zweck einzukaufen, was mir vorkommt. (Ab.)

Wirth.

Er geht, ohne etwas bei mir genommen zu haben, und ich lasse ihn ziehen, ohne eine Bezahlung zu verlangen! Ist das nicht sehr h u m a n von mir? — Ach! Er kommt zurück.

Reisender.

Was bin ich schuldig, Herr Wirth?

Wirth.

Ja so! — das ist — das macht, — bleibt — Ihrer Großmuth überlassen.

Reisender.

Hier! (Er gibt dem Wirthe Geld und geht.)

Wirth.

Der ist noch humaner als ich! Ich bin beschämt! (Ab.)

Ein Garten.

Gärtner mit Spaten, Baumschere und Gießkanne versehen.

Ein köstlicher Morgen, der mir lieber ist, als die schönsten Morgengemälde aller Dichter, die man alle Stunden zu Dutzenden haben kann, während ein Morgen wie der heutige nicht alle Tage kommt. In diesem Garten nimmt er sich aber besonders gut aus. Ich will nun auch Alles recht auf den Glanz herstellen, damit die Herren und Damen, wenn sie vom Jahrmarkte kommen, vor Entzücken rasend werden sollen. Frisch an die Arbeit! Zuerst müssen diese Bäume beschnitten werden. Bäume und Dukaten müssen sich das gefallen lassen.

(Er beschneidet die Bäume, hebt die gefallenen Zweige vom Boden auf, und stößt einen Schrei des Entsetzens aus.)

Was seh ich? Ha — wer hat mir das gethan?
Ist's möglich? Ist es Wahrheit oder Dichtung?

Natur! Spielst du mir diesen Schabernak?
Ihr Götter! Darf ich meinen Augen trauen?
Kann die Natur sich selber untreu werden?
Kann sie sich selber lügen in's Gesicht?
So was kann nur die Kunst, nicht die Natur,
Und selbst die Kunst thut's nicht, der Künstler nur.
Verruchte Künstlerhände haben diesen Frevel
Verübt und die Natur in Kunst verwandelt!
Weh mir! das Laub der Eiche ist Papier
Von grüner Farb'! Die schöne Linde hier
Ist nur auf Leinwand hingemalt;
Die Blumen sind von Seid' und Musselin.
O ich Unglücklicher! was kann ich thun?
Die Kunst hat die Natur und mich verdrängt.
Beschneid' ich nun die Bäume, ach, so wächst
Kein Zweiglein nach; begieße ich die Blumen,
So sind sie welk, statt schöner aufzublüh'n.
Aus ist's mit uns! Mir scheint, ich bin verrückt,
Und bin ich's nicht, so muß ich bald es werden.
Kunstgärtner heiß' ich zwar, doch bin ich überflüssig
In dem Kunstgarten jetzt. Was nun beginnen?
O Wahnsinn, komm! Ich gebe mich dir preis.
Wahnsinn'ge waren viel schon auf der Bühne,
Doch ein wahnsinn'ger Gärtner fehlt uns noch.
Ich packe diesen Garten hier, der nie verblüht,
Auf einem Wagen, lasse mich
Sammt meinem Wagen engagiren,
Und gründe eine neue Schauspielgattung,

Vielleicht ein neues Reich der Poesie,
In welchem die Natur der Kunst erliegt,
Voll Kling=Klang, und voll Blumen und voll Unsinn
Wie das Papierlaub auf dem Zweig von Draht.
Als Gärtner kann ich auch ein Dichter sein;
Mir steh'n ja Blüten, Blumen, Farbenspiel,
Zephyre, Duft und Quelle zu Gebot.
Dabei kann ich den Kritikaster spielen;
Ich weiß mit Scheer' und Messer zu hantiren,
Verstehe mich auf's Jäten und Beschneiden,
Kann schöne Ananas=Sonette drechseln;
Ich pflege Stachelbeeren der Satyre,
Und Nesseln der Kritik nebst Thränenweiden
Des Trauerspiel's, auch bunte Liederblüten,
Die keine Früchte tragen, taube Nüsse auch,
Schwer wie Charaden aufzuknacken, und so weiter.

Wohlan, ich eile nach dem Jahrmarktplatz,
Und biete den wahnsinn'gen Gärtner sammt
Dem kunstverrückten Dichtergarten feil.
Es muß gelingen, denn Wahnsinnige
Gibt's schon zu viel. — Was hör' ich? Gäste kommen.
Nun, Gärtner, losgeschlagen! —

(Eine Deutsche und eine Griechin treten ein.)

Deutsche.

Verzeihung für die unbescheid'ne Frage!
Wer sind Sie?

Griechin.

Göthe's Iphigenia.

Und wer bist Du?

Deutsche.

Ich bin das Fräulein Amalie von Seelenkampf aus Kotzebue's Schauspiel: „Die Unvermählte.“ — Ich habe schon das Vergnügen gehabt, Sie im Burgtheater zu Wien zu sehen.

Iphigenia.

Du bist mir fremd.

Amalie.

Sie sind es mir nicht minder.

Iphigenia.

Herein in eure Schatten, rege Wipfel,
Tret' ich — und — — wie heißt's weiter? Ja! ganz recht! —
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Amalie.

Das wird sich geben, wenn Sie länger hier sind. Sie müssen nur etwas Geduld haben.

Iphigenia.

Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt!

Amalie.

Ein so liebenswürdiges Fräulein wie Sie wird in kurzer Zeit eine Zierde unserer Zeit sein. Sie sollen kein einsames Leben führen. Man wird Ihnen, als einer in=

tereſſanten Fremden, von allen Seiten Einladungskarten zuſenden.

Iphigenia.

Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.

Amalie.

Da haben Sie vollkommen recht; die Männer taugen nichts. Allein — Sie ſprechen ja in Verſen? Warum wollen Sie ſich denn geniren? Man kann ſich in Proſa, ſelbſt auf dem Theater, eben ſo gut unterhalten. Wenn Sie hier fremd ſind, ſo erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.

Iphigenia.

Du ängſteſt mich mit jedem guten Worte;
Der Unbekannten bieteſt Du zu viel.

Gärtner (zu Iphigenia tretend).

Da Euer Gnaden eine ſolche Freundin von der Einſamkeit und vermuthlich auch reich ſind, ſo nehme ich mir die Freiheit, — —

Amalie (zu Iphigenia).

Es wird mir ein Vergnügen ſein, Sie in die glänzendſten Zirkel unſerer Reſidenz einzuführen. Die Sympathie macht uns zu Freundinnen; auch ſind wir Beide zur Melancholie geneigt, Beide auch unvermält — Ich bin wegen eines Engagements mit dem Grafen von Rebenſtein unverehlicht geblieben; warum haben Sie nicht geheirathet?

Iphigenia.

Was iſt ein Graf? Was iſt ein Engagement?
Zu dunkel iſt mir Deiner Rede Sinn.

Amalie.

Der Regel nach muß bei uns jedes ordentliche Lustspiel mit einer Heirath schließen; nur ich habe eine Ausnahme von der Regel gemacht. Sie lachen darüber? Glauben Sie mir, ma chère Iphigénie! ich habe auf dem Theater mehr Glück gemacht als Sie.

Gärtner (für sich).

Ich muß sie unterbrechen, sonst gibt es einen Zweikampf. (laut).

Wäre es Euer Gnaden etwa gefällig, diesen poetischen und kunstgerechten Garten zu kaufen oder zu miethen? — Ei! was seh' ich? Da kommen ja wieder zwei Damen in ganz verschiedenem Kostüm? — Ich will nun mit meiner Versteigerung noch warten. Solche kontrastirende Personen können einem Theaterstück etwas Pikantes, einen gewissen haut-goût und Reiz der Neuheit geben. Wenn noch mehrere solche Leute kommen, so bin ich im Stande und erfinde aus der alten eine neue dramatische Gattung; ich werfe das Antike mit dem Romantischen in Einen Kessel, und rühre Beides unter einander, quantum sufficit, so daß es sich wie von selbst macht und recht genial aussieht.

(Gurli und Ophelia treten auf.)

Gurli.

Sei doch lustig, närrische Ophelia! Gurli muß weinen, wenn sie Dich so stumm und so traurig sieht. Was denkst Du jetzt?

Ophelia.

Nichts.

Gurli.

Das ist schön! Ophelia denkt nichts, und Gurli muß unaufhörlich sprechen. Liebst Du mich?

Ophelia.

Nein, gnädiger Herr!

Gurli.

Ist Gurli ein gnädiger Herr? Ei! das wußte Gurli selbst nicht.

Ophelia.

Ihr seid sehr schlimm, mein Prinz!

Gurli.

Prinz? Glaubst Du wirklich, daß ich ein Prinz bin?

Ophelia.

Aber mein Gott! Merkst Du denn nicht, daß ich wahnsinnig bin?

Gurli.

Närrchen! warum denn?

Ophelia.

Ich habe auf dem Theater so viele Wahnsinnige gesehen, daß ich selbst darüber wahnsinnig geworden bin. Ach und O!
O welch' ein edler Geist ist hier zerstört!
Und ich, der Frau'n elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verstimmte Glocken jetzt.
Dies holde Bild, die Züge blüh'nder Jugend,

Durch Schwärmerei zerrüttet, — weh mir, wehe,
Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe!

Gurli.

Du närrisches Mädchen! Gurli versteht Dich nicht. Komm! Gurli ist hungerig; Gurli will essen.

Ophelia.

Ach, Herr! Wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können. Gott segne Euch die Mahlzeit! (Sie singt.)

Gärtner.

Hört einmal, Fräulein Gurli! Ihr seid doch gar zu naiv und bildet Euch auf Eure Naivetät gar zu viel ein. Die da ist wahnsinnig, aber bei all ihrem Wahnsinn doch viel gescheiter als Ihr. Ihr plaudert wohl ohne Ende, aber Alles, was Ihr sagt, heißt nichts. Ich habe ein Theaterstück gesehen, in welchem diese Ophelia auftrat. Sie hatte nicht mehr als drei Scenen und sprach wenig und dennoch waren alle Zuschauer von ihr mehr ergriffen, mehr gerührt, als die reichste Beredsamkeit rühren und ergreifen konnte. Nur die Hand eines Genius kann mit so wenigen Pinselstrichen ein so herrliches Menschengebilde schaffen. Ich habe viele Wahnsinnige gesehen, die sich auf der Breterwelt sehr weitläufig ausließen, ohne eine Spur von Mitgefühl zu erwecken. Liebes Fräulein Gurli! Geht zur Fräule Amalie hin! Ihr paßt zusammen. Iphigenia und Ophelia werden einander besser verstehen. Eure Zeit, liebes Kind der natürlichen Unnatur! ist vorbei.— (für sich). Die

kauft meinen Garten nicht; da kann ich schon die Wahrheit sagen. — Ach! wer kommt da?

(Emilie Galotti und Virginia treten auf.)

Emilie.

Ich freue mich unendlich, Dich zu sehen, mein liebes Original!

Virginia.

Warum nennst Du mich Dein Original?
Ich heiße ja Virginia.

Emilie.

Weißt Du denn nicht, daß ich eine sehr gelungene Nachahmung von Dir bin, und zu den Theaterstücken vom ersten Range gehöre?

Virginia.

Erstochene Unglücksgefährtin! wie soll ich das verstehen?

Emilie.

Das will ich Dir sogleich erklären. Ein großer Herr stellte meiner Tugend nach, wie der Triumvir Appius vor tausend und so viel hundert Jahren der Deinigen. Da machte mein Vater einen kurzen Proceß; er tödtete mich, um die gefährdete Tugend zu retten.

Virginia.

Du Glückliche, Dir ward der Todesstoß
Zur Himmelswonne, und, die Götter preisend,
Starbst Du.

Emilie.

Das könnt' ich nun eben nicht sagen. Die Wahrheit

zu gestehen, wäre mir das Leben lieber gewesen als der Tod; ich gab mir aber Mühe, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich fand auch, aufrichtig gesprochen, mehr Beifall als Du.

Virginia.

Gern starb ich für die Ehre meines Vaters
Und meines Vaterlandes; darum war
Mein Tod großartig auch.

Emilie.

Der meinige mag etwas kleinartiger gewesen sein, zugestanden! Was mich aber dabei am meisten kränkte, war dieses, daß eigentlich keine unbedingte, unausweichliche Nothwendigkeit vorhanden war, mich zu tödten.

Virginia.

War's nicht des unbeugsamen Schicksals Wille?

Emilie.

Point du tout! Alles wäre gut gegangen, und mein guter Vater brauchte mich nicht zu tödten, wenn wir statt eines zweisitzigen Wagens einen viersitzigen gehabt hätten, weil im letztern Falle mein Vater selbst mitfahren und die Garde-Dame meiner Tugend machen konnte. Unglücklicher Weise aber war nur ein zweisitziger Wagen da; ich sollte mit dem Prinzen allein fahren, und um das zu verhüten, sah mein guter Vater sich in die traurige Lage versetzt, mich vorher tödten zu müssen.

Virginia.

Und wenn Du das vorausgesehen hättest?

Emilie.

So wäre ich lieber mit dem Vater zu Fuße gegangen.

Virginia.

Du kleine Seele wurdest also nur
Gezwungen, groß zu sein? — Leb' wohl!

(Sie verläßt den Garten.)

Gärtner.

Curiose Person! Sie kommt und geht fort, ohne meinen poetischen Kunstgarten eines Blickes gewürdigt zu haben. Wie kann man so stumpfsinnig sein! Wenn das so fortgeht, bleibt mir der Garten auf dem Halse.

Amalie von Seelenkampf.

Liebe Emilie Galotti! Sie haben in jeder Hinsicht Recht. Leben, sag' ich, ist Leben, und immer besser als das Sterben. Und muß ein Frauenzimmer schon einmal sterben, so soll es doch wenigstens auf eine, ihrem Geschlechte angemessene Weise geschehen, indem es entweder Gift nimmt, oder aus einem Fenster sich stürzt, oder in's Wasser springt. Sich erschießen oder erstechen, — das gehört nur für die Männer.

Gärtner.

Da lob' ich mir König Enzio's Geliebte, die sich, wenn es schon gestorben sein mußte, wenigstens die langsamste und bequemste Todesart wählte, indem sie sich mit dem Geliebten trauen und in ein unterirdisches, hübsch möblirtes Gemach versenken ließ, wo dann Beide bis an ihr seliges Ende gehörig gepflegt wurden, und der Liebe pflegen konnten. — Aber — was seh' ich? Wieder drei Damen, die auf

verschiedenen Wegen nach dem Garten wandeln? Nichts als Damen! Da bring' ich meinen papiernen Kunstgarten und meinen vernünftigen Wahnsinn in alle Ewigkeit nicht an Mann!

(Die wirkliche Kleopatra tritt auf; ihr folgt in einiger Entfernung Kotzebue's, dann Shakespeare's Kleopatra.)

Wirkliche Kleopatra.

Nein! Ohne Liebhaber halte ich's nicht aus. So allein herumzuschleichen, eine erschreckliche Situation! Ehemals stürzten mir Könige und Herren der Erde zu Füßen, und jetzt — sieht mich keiner an, und wenn mich Einer ansieht, so lacht er und geht weiter. Aber, ihr Elenden, ihr sollt mich kennen lernen! Die unschätzbare Perle habe ich nicht verschluckt; ich stellte mich nur so, als hätt' ich es gethan. Eine Schlange, mich zu tödten, trag' ich zwar nicht bei mir; es wäre auch überflüssig, denn meine Zunge, — Dank den Göttern! — kann besser stechen, als irgend eine Schlange. Es wäre insofern Alles recht; nur das Einzige setzt mich in Wuth, daß so viele, an mir vorübergehende Herren und Damen mich mit großen Augen messen, oder gar in lautes Gelächter ausbrechen. Wenn ich Einen einmal in meinem gerechten Zorn mit einer Ohrfeige regalire, so darf mir's Niemand übel nehmen.

Gärtner.

Im Gegentheil! Da könnten Euer Gnaden einmal in eine rechte Verdrießlichkeit kommen. Die Leute stecken lieber alles Andere ein, als eine Ohrfeige. Eine zu rechter Zeit applicirte Ohrfeige kann sogar ein echt tragisches Ele-

ment werden, wie Euer Gnaden sich durch die Trauerspiele Cid und Graf Essex überzeugt haben werden. Ueberdies ist auch Dero Tracht etwas curios. Euer Gnaden sind vermuthlich eine Fremde? Und was nun gar das goldene Krönlein auf dem Kopfe betrifft, das sollten Euer Gnaden lieber ablegen!

Kleopatra.

Gemeiner Mensch! Du bringst mich da auf einen herrlichen Gedanken. Ich will die Krone und die Perle verkaufen und mich von dem Erlös hier ansäßig machen; die Zunge geb' ich aber um keinen Preis weg; die soll mir gute Dienste leisten.

Gärtner.

Ich möchte Euer Gnaden einen Vorschlag machen. Dieser wunderschöne Kunstgarten ist um ein Spottgeld zu miethen oder zu kaufen. Lassen sich Euer Gnaden ein recht närrisches Landhaus hineinbauen, so wohnen Sie à propos und kommen in's Gerede.

Kleopatra.

Der Einfall ist nicht übel. Aber sieh! Wer sind die zwei Damen, die sich uns nähern? Sie sehen beinahe aus, wie ich selbst. Wirklich meine zweiten Ich! Ich glaube in den Spiegel zu schauen.

Gärtner.

Die Erste ist Kleopatra v. Kotzebue.

Kleopatra.

Will mir nicht recht gefallen. Sie ist etwas affektirt und glaubt ungeheuer schön zu sein.

Gärtner.

Die Zweite ist Kleopatra Shakespeare.

Kleopatra.

Die gefällt mir besser. Sie ist lebhaft und hat Geist. Willkommen, meine Damen und Namensschwestern! Wüßten sie mir nicht zu sagen, wo ich dieses goldene Diadem und diese kostbare Perle am besten zu Geld machen könnte?

Kleopatra v. Kotzebue.

O Glückliche! Meine Krone war von Goldpapier.

Kleopatra Shakespeare.

Von echten Perlen war bei mir gar nie die Rede.

Kleopatra.

Wie viele Liebhaber hatten Sie?

Kleopatra Shakespeare.

Ich hatte sehr viele; sie besaßen aber, leider, mehr Geist als Geld.

Kleopatra v. Kotzebue.

Ich kann mich nicht rühmen, viele Liebhaber gehabt zu haben; ich hätte mich aber auch damit begnügt, wenn nur diese Wenigen standhafter gewesen wären.

Kleopatra.

Die Aufrichtigkeit ist eine schöne Tugend. Hören Sie meinen Vorschlag! Ich habe Lust, diesen Kunstgarten zu kaufen und hier ein phantastisches Landhaus zu bauen. Wollen wir als Schwestern zusammen wohnen?

Die beiden Andern (zugleich sprechend).

Ach, das wäre allerliebst! Und welche herrliche Gesellschaft hätten wir da! Zu Ihnen kämen alle todten und

lebendigen Fürsten, zu **uns** alle guten und schlechten Dichter, und die Recensenten, gescheite und dumme, arme und ärmste, dürften auch nicht leer ausgehen. Eine Frage erlauben Sie uns aber: Welchen Miethzins und welches Kostgeld sollen wir Ihnen, erhabene Königin, entrichten?

Kleopatra.

Ihre Freundschaft wird mir der reichste Ersatz für Alles sein.

Kleopatra Shakespeare.

Diese Großmuth geht beinahe in's Fabelhafte!

Kleopatra v. Kotzebue.

Eine solche Liebenswürdigkeit kann man nur in Egypten oder in Baden finden.

Kleopatra.

Sehr galant! Das müßte ein Krokodil rühren. Kommen Sie! Wir verkaufen nun an einen Juwelier oder an einen Kunstfreund, oder an einen Alterthümler oder an einen Buchhändler, der Kotzebue's oder Shakespeare's dramatische Werke in einer Uebersetzung verlegt hat, oder sonst an irgend Einen, das Diadem sammt der Perle; das Uebrige macht sich dann.

(Sie umarmen und küssen sich und gehen ab.)

Gärtner.

Das ist rührend und zugleich sehr angreifend. Ich kann mich kaum der Thränen enthalten. Wenn sie nur wiederkommen und bares Geld mitbringen, und meinen Kunstgar-

ten kaufen und mich als Phantasie-Gärtner anstellen! Wo nicht, — so kann der Teufel alle Drei holen! (Ab.)

(Ein kleines Zimmer mit sehr alten und abgenützten Geräthschaften. Ein tugendhafter Mann sitzt in einem zerbrochenen Armstuhl. Seine Tochter, ein zärtlich liebendes Mädchen, geht im Zimmer herum. Sie blickt sehr oft aufwärts, wobei sie noch öfter, die Hände ringend, stolpert und sich anstoßt.)

Tugendhafter Mann.

So ist's! Ein solcher erbärmlicher Armstuhl wird mit Recht ein Sorgenstuhl genannt; ich empfinde das seit dreizehn Jahren. Und dazu die Gicht; ein fatales Uebel! Und dennoch wäre sie das Beste, oft einzige Mittel, so manche Gattin und Mutter an die Häuslichkeit zu gewöhnen. — O Tugend! Tugend! wie schön bist Du! Ich bin fest entschlossen, Dir treu zu bleiben bis an's Ende — des fünften Aktes. Das ist aber auch Alles, was ich thun kann, ohne verrückt zu werden, denn Du prätendirst von Deinen Anhängern gar zu viel und machst uns das Leben zu sauer. Ich weiß es, daß die Armuth Dein Tempel ist; dessen ungeachtet aber muß ich aufrichtig gestehen, daß es mir jetzt schon lieber wäre, reich zu sein, als arm.

Tochter.

Vater! Du bist nicht nur ein tugendhafter, sondern auch ein weiser Mann, und sprichst mir aus der Seele. Wahre Liebe kann Alles entbehren, nur nicht das — Geld! Ich bedaure, Väterchen, daß Iffland Dich nicht kannte; er hätte Dich gewiß vom Kopf bis zu den Füßen abgeschrieben und in

eines seiner Stücke hineingebracht. Ach, wie viel Thränen wären über Dich vergossen worden, wenn Du so recht in das Lamentiren und Moralisiren hineingekommen wärest!

Tugendhafter Mann.

Sehr wahr, mein liebes Kind! Darin kann ich es mit Jedem aufnehmen. Ach! nur Geld! Geld! Die Tugend kommt dann von selbst. Welches Glück, wenn wir den wunderschönen Kunstgarten, der jetzt feilgeboten wird, kaufen könnten! Wie viele Tugendhafte könnten darin spazieren gehen und uns segnen!

Tochter.

Aber, Väterchen! Eben dazu gehört Geld — und woher nehmen ohne zu stehlen?

Tugendhafter Mann.

Ha! Diebstahl! Ungeheuer! Ich schaudere bei dem Gedanken an dich; denn ich bin edel, ich liebe die Tugend und hasse das Laster. Dennoch aber hat die Erfahrung, die Mutter der Lebensweisheit, mich überzeugt, daß die reiche Tugend noch viel schöner ist als die arme. Vernimm denn aus meinem väterlichen Munde ein höchst überraschendes Geheimniß!

Tochter.

Urheber meines Lebens! Auch Du hast Geheimnisse? O wie mich das freut! Es liefert mir ja den sichersten Beweis, wie köstlich Du mit dem Geist der Zeit fortgeschritten bist!

Tugendhafter Mann.

Der Tugend ist nichts unmöglich! Sie fährt auf der

Eisenbahn wie im Dampfschiff. Selbst der Luftballon ist ihr nicht fremd.

Tochter.

Göttlicher, sublimer Gedanke!

Tugendhafter Mann.

O wäre ich doch — nicht für mich, nur für Dich, Du mein einziges und eben deshalb auch mein Lieblingskind! — mit gutem Geld eben so gut versehen, wie mit guten Gedanken! Aber es soll nun kommen!

Tochter.

Das Geld?

Tugendhafter Mann.

Was sonst? Die Tugend und die guten Gedanken haben wir ja schon.

Tochter.

Warum heftet sich Dein Auge auf die morsche Thür?

Tugendhafter Mann.

Sei immerhin morsch die Thür, wenn nur das Herz nicht morsch ist!

Tochter.

Welcher Witz! welcher Humor!

Tugendhafter Mann.

Holdes Naturkind! Ich erwarte jeden Augenblick einen Freund, der mir das Geld bringen soll, um den herrlichen Kunst- und Phantasie-Garten zu kaufen.

Tochter.

Aber wovon wollen wir dem theuern Freunde die Summe wieder zurückzahlen?

Tugendhafter Mann.

Von dem Geld, welches wir ersparen werden.

Tochter.

Wenn wir aber nichts ersparen? Ich wenigstens bin nicht für das prosaische, spießbürgerliche Sparen. Väterchen! sprich deutlicher! Ich verstehe Dich nicht.

Tugendhafter Mann.

Eben das, was wir arme Menschenkinder nicht verstehen, ist das Tiefste und Erhabenste. Was klar und offen vor uns liegt, ist nicht der Rede werth.

Tochter.

O wie wahr! wie aus dem Leben gegriffen! Was Du da sagst, gilt auch von meinem Geliebten. Ich bin nun seit zehn Jahren die glückliche Braut dieses feurigen Jünglings, und dennoch habe ich es nicht dahin gebracht, ihn zu verstehen, und dennoch liebe ich ihn grenzenlos und unendlich bis zum Närrischwerden. Eben so wenig verstehe ich auch die Leute, die da sagen, mein Heißgeliebter sei ein Mensch, an dem eigentlich gar nichts ist, der aber dennoch, und zwar eben deshalb, alle Leute für sich einnimmt und bezaubert. Wenn mich nur der Schelm nach einem Engagement von zehn Jahren nicht etwa sitzen läßt! Ich weiß ja aus aus Deinem eigenen väterlichen Munde, daß die Treulosigkeit keine Tugend ist. Pah! was kümmern mich die dummen Leute! Ich lasse mich von ihrem Geschwätze nicht irre machen.

Tugendhafter Mann.

Recht so, mein Heldenmädchen! Anselm ist ein feuri-

ger, aber auch ein tugendhafter Jüngling; eben deshalb muß er alle Leute bezaubern. Sieh da! der Wolf in der Fabel!

(Anselm tritt ein.)

Tochter.

Ein wahrer Halbgott! (Sie fliegt in seine Arme).

Anselm.

O Du mein Alles in Allem!

Tochter.

Zehn Jahre brennen wir nun für einander, und meine Liebe wächst mit jedem Tage.

Anselm.

Da wird ein Ungeheuer an Höhe und Breite daraus werden. Was sind aber zehn Jahre für die Ewigkeit der Liebe? Ihr Feuer erlischt nie.

Tochter.

O mein Anselm! wie schön Du sprichst!

Anselm.

Wer sollte nicht schön sprechen, wenn die Göttin der Schönheit vor ihm steht?

Tochter.

Tagelang könnt' ich Dir zuhören.

Anselm.

Und jahrelang könnte ich sprechen ohne aufzuhören. Du schlägst mit dem Mosesstab an meine Felsenbrust, und himmliches Feuer strömt heraus.

Vater.

Mein Mund war eben voll von Dir.

Tochter.

Wie mein Herz.

Vater.

Seliges Paar! Seliger Vater!

Tochter.

Nein, Vater, Du darfst noch nicht selig sein! Du mußt leben.

Vater.

Köstliche Zweideutigkeit! Ja, ich will leben—aber nur für euch, ihr seligen Kinder! Höre nun, Anselmchen! Ich will den Kunstgarten kaufen. Da könnt ihr dann heirathen und wir ziehen zusammen.

Anselm.

O welches Paradies!

Tochter.

Auch Eden genannt.

Anselm.

Vater! Du mußt uns darin ein Schweizerhaus bauen lassen.

Tochter.

Eine Hütte und mein Herz! O wer vermag diese Wonne zu schildern!

Anselm.

Ich; denn die Liebe wird mich zum Dichter machen, und ich werde dann so viel dichten, daß wir Alle davon leben können und daran genug haben.

Vater (für sich).

Und dann neue Schulden machen (laut). Seht! da

kommt mein theurer Freund Engel. Freundchen! Bringst Du Geld?

(Engel und Teufel treten ein.)

Engel.

Hier ist die Summe! (Er legt falsche Banknoten auf den Tisch.) Tausend Gulden.

Vater.

O du wahrer Engel! Und wer ist dieser Herr?

Engel.

Mein Freund Teufel.

Vater.

Seltsames Zusammentreffen.

Engel.

Er kommt um den Kaufvertrag als Zeuge zu unterfertigen.

Vater.

Dann ist mir auch der Teufel ein Engel und willkommen.

Engel (leise zum Teufel).

Du bekommst Deine hundert Gulden; mache mir aber keine Confusion!

Teufel.

Heut zu Tage läßt sich der Teufel nicht mehr die Seele verschreiben, sondern Geld.

Engel.

Hier ist der Kontrakt! Ich bitte um die Unterschrift.

Vater.

Sogleich, Freund Engel! (Er nimmt die Feder, um zu unterzeichnen. In diesem Augenblick tritt ein Iffland'scher Hofrath, der zugleich ein berühmter Menschenfreund ist, mit imposanter Würde in das Zimmer.)

Hofrath.

Halt ein! (Er reißt dem tugendhaften Manne die Feder aus der Hand und schleudert sie mit edlem Unwillen zur Erde.) Nochmal donnere ich Dir in's Ohr: Halt ein! Du unterzeichnest Dein Verderben.

Vater.

Wie soll ich das verstehen?

Hofrath (mit ergreifendem Pathos).

Diese Banknoten sind — falsch!

Vater.

Unglaublich, doch schrecklich!

Anselm.

O Paradies oder Eden! Dich holt der Teufel.

Tochter.

O Herz! O Schweizerhütte! Fahr' hin!

Hofrath.

O Lohn der Tugend! Ihr seid gerettet.

Alle.

O Rettung! Weh uns!

(Alle stürzen zu Boden.)

(Die Schaubühne verwandelt sich in den, mit Schnee und Eis bedeckten Gipfel des Kaukasus. Medea steht auf einer ungeheuern Eisscholle.)

Medea.

O Klinger! Du echttragischer Dichter! Nimm meinen

innigsten Dank dafür, daß Du mich bewogen hast, nach vollbrachtem Kindermord auf diesen öden, schauerlichen Berggipfel zu ziehen. Hier ist mir wohl. Der Frost dieser Schnee- und Eismassen kühlt die Glut, die in meinem Innern tobt; das wilde Feuer, das durch meine Adern rollt, besitzt aber mehr Kraft als die grimmige Kälte, die hier waltet. Ich erkenne es klar, denn es schmilzt der Schnee und das Eis zu meinen Füßen. Bleibe ich auf diesem Punkt noch länger, so wird und muß selbst dieser tausendjährige Eisklumpen zerschmelzen.

(Sie steigt herab, und stößt mit dem Fuß an etwas Hartes.)

Was stellt sich meinem Schritt hemmend entgegen? Was liegt hier? Ein Stein? Nein! Es ist ein Mensch — ein Mann — was seh' ich? — Aristoteles! Du hier? O Ihr Götter des Himmels und der Erde! Ein erfrorner, erstarrter Kunstrichter, thronend auf dem Gipfel des Kaukasus! Zu welcher Höhe ein solches Wesen es zu bringen vermag! Wie er Alles so tief unter sich erblicken kann! (Sie rüttelt das Haupt des Aristoteles.) Wach' auf, Alleinherrscher im Reiche der Kunst! Rührt meine Silberstimme Dich nicht? Unglaublich! Er ist gefühllos für das wahre Schöne! Ich gebe es nicht zu, daß Du in's Gras beißest hier, wo nichts als Schnee und Eis zu haben ist. Höre mich, Edler! Ich, die ihre eigenen Kinder ermordet hat, ich will Dich beleben. An meiner heißwogenden Brust sollst Du erwachen, in meinen Armen sollst Du erwarmen!

(Sie hebt ihn auf und küßt und drückt ihn so lange, bis er sich erholt.)

Aristoteles.

Himmlisches Wesen! wer bist Du?

Medea.

Die höllische Medea!

Aristoteles.

Wie? Du, von den Dichtern schon so oft Bearbeitete, — Du wagst es, nochmal zu erscheinen? Dazu gehört viel!

Medea.

Undankbarer! Erspare Dir Deine spitzigen Bemerkungen und sage lieber aufrichtig, warum Du Dich wieder hier blicken lassest!

Aristoteles.

Weil ich den Unfug der modernen romantischen Tragödiendichter, die meine drei Einheiten mit Füßen treten, nicht länger aushalten konnte. Mein Unglück auf den höchsten Grad zu steigern, sah ich auf der Insel Borneo ein Stück, welches mich beinahe das Leben gekostet hätte. Ich sagte zu einem neben mir sitzenden Zuschauer: „Dem Stück fehlt die Einheit der Handlung." — Er antwortete: „Je mehr Handlung, desto besser." — Ich: „Wo ist denn die Einheit der Zeit?" — Er: „Ich weiß es nicht." — Ich: „Und die Einheit des Ortes?" — Er: „Auf dem Theater." — Da überwältigte mich der Zorn. Ich ging weg und faßte im Sternentempel der Nacht den Entschluß, ein Erziehungs-Institut für junge Kritiker zu errichten. Darf man nun auch wissen, was Dich hierher führt?

Medea.

Ja wohl! In mir ist erst in dem Augenblicke, da ich

meine Kinder tödtete, die wahre Mutterliebe erwacht. Es kann Dir nicht unbekannt sein, daß die Extreme sich berühren. Und so bin ich nun von den innigsten und zärtlichsten Gefühlen für die liebe Jugend ganz durchdrungen und fest entschlossen, eine Kinderbewahr-Anstalt zu errichten. Es wird so eben ein, zu meinem schönen Plane vollkommen geeigneter Kunstgarten veräußert. Ich halte nun zwei humoristische Vorlesungen über die natürliche metallurgische Magie, die mir eine erkleckliche Summe eintragen, kaufe den Garten und errichte daselbst meine Kinderbewahr-Anstalt.

Aristoteles.

Könnten wir die beiden wohlthätigen Anstalten nicht mit einander vereinigen? Ich dächte, mein Bildungs-Institut für junge Kritiker sollte zu Deiner Kinderbewahr-Anstalt recht gut passen.

Medea.

Allerdings! Wir machen gemeinschaftliche Sache. Du bist pedantisch, ich bin excentrisch; da kann etwas Tüchtiges herauskommen, vielleicht gar eine Heirath.

Aristoteles.

Nur mußt Du stets die drei Einheiten respektiren.

Medea.

So lange wir uns nicht entzweien. — Aber — wer kriecht denn hier auf allen Vieren herauf? Was suchst Du? Wer bist Du?

Der Kriechende.

Habt Mitleid! Ich bin der blinde Oedip.

Aristoteles.

Ich bin Aristoteles, der berühmteste Kunstrichter des Alterthums. Es freut mich, Dich zu sehen, Du alter Coulissenreißer, der mich nicht sieht!

Medea.

Blinder Theaterkönig! wie konntest Du den Weg zum Gipfel des Kaukasus finden?

Oedip.

Mir leuchtete die Fackel der Kritik, wie den Würmern die Sonne, deren Glut sie fühlen, ohne das Licht zu sehen.

Aristoteles.

Und was führt Dich her?

Oedip.

Als rühmlich bekannt im Auflösen der Sphinx-Räthsel bin ich für ein gefeiertes deutsches Journal zum Auflösen der Rebus engagirt, über die ich eben solche Erklärungen schreiben soll, wie Lichtenberg über die Hogarth'schen Kupferstiche.

Aristoteles.

Da kommst Du schon zu spät. Die Hogarth'schen Kupferstiche haben die sinnreichen schönen Rebus-Bilder überlebt.

Oedip.

So muß man mir wenigstens die Kosten der Rückreise bestreiten.

Medea.

Mißlingt auch das, so bring' ich es dahin, daß man

eine der vielen Oedip-Tragödien, worin Du dann in natura auftreten kannst, zum Besten eines Unglücklichen aufführt und dann aus Wohlthätigkeit nebenbei auch ißt und trinkt und tanzt. Dann kannst Du Charaden, Logogriphen, Homonymen und wie alle die schönen Sachen heißen, für die Tagesblätter und Taschenbücher schreiben.

Oedip.

Ach! mir fällt nichts ein.

Medea.

Das geschieht jetzt vielen jungen Dichtern und sie schreiben doch mit bestem Erfolg.

Aristoteles.

Verleg' Dich darauf, zu plündern, oder alte Sachen für etwas Neues auszugeben! Wer merkt es?

Medea.

Nun komm! Wir führen Dich.

Aristoteles.

Und ich schreibe über Deine räthselhaften Dichtungen eine sehr günstige Recension.

(Aus den Wolken ruft eine gewaltige Baßstimme: „Halt!“—Das Schicksal tritt auf.)

Das Schicksal.

Was ihr auch treibt, und wie ihr auch euch stellt,—
Ich recensire doch die ganze Welt.

(Erdbeben mit bengalischem Feuer. Alle verschwinden. Aktschluß.)

Zweites Buch.

I.

Die goldene Hochzeit.

Als Volcanelli das zweite Kapitel seines Orang=Outang=Romans geendigt, und eben das inhaltschwere Wort: „Aktschluß," niedergeschrieben hatte, trat ein Jäger des jungen Freiherrn von Ehrenstein, mit welchem Volcanelli auf der Universität einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, in die Jasminlaube, welche des Dichters Schreibstube war. Der freundliche Bote überbrachte eine dringende Einladung zu dem großen Familienfeste, der goldenen Hochzeit, welche der alte Freiherr auf seinem prächtigen Schlosse feiern wollte.

Volcanelli, höchst erfreut, daß man in dem Hause seiner noch wohlwollend gedachte und sein Universitätsfreund für ihn noch die alte innige Zuneigung hegte, packte sogleich sein schwarzes Galakleid, das angefangene Manuskript, feine Leibwäsche, Rasirzeug, einige Bücher, drei Paar Glacée=Handschuhe und ein seidenes Halstuch mit stattlicher Schleife nebst andern Kleinigkeiten in den Koffer.

Ehe noch eine halbe Stunde verflossen war, befand sich der Vergnügte, alles Uebrige vergessend, auf dem Wege.

Der Himmel glänzte in seinem reinsten Blau, die Erde in ihrem frischesten Grün; es schien, als ob Beide miteinander wetteiferten, zur Verschönerung und Verherrlichung des ersten Frühlingstages beizutragen, an dem der edle Freiherr Emanuel von Ehrenstein sein achtzigstes Lebensjahr und zugleich das Fest der goldenen Hochzeit feierte, er, der jugendliche Greis, geliebt von einer Gattin, die nur in ihm und für ihn lebte, angebetet von sieben Söhnen und fünf Töchtern, verehrt von seinen zahlreichen Hausgenossen, gesegnet von seinen wohlhabenden glücklichen Unterthanen. Tausend fröhliche und dankbare Herzen schlugen dem sehnsuchtsvoll erwarteten Morgen entgegen, der nun am Firmamente einen Rosenbaldachin bildete, dessen Abglanz und Wiederschein das Gut und das Schloß des ehrwürdigen Greises verklärte.

Als der edle Freiherr, eine kräftige, rüstige Gestalt, das Haupt von lockigem Silberhaar umflossen, Jugendfeuer in den Augen, Edelsinn, Herzensgüte und Lebenslust in jeder Miene, die Wangen im Roth des gesündesten und reinsten Blutes blühend, aus dem Schlafgemache in den, mit Blumenkränzen behangenen Familiensaal trat, harrte seiner ein Anblick, der ihm die Augen mit Thränen füllte. In einem Halbkreise standen seine zwölf Kinder, die Töchter in der Mitte, zu beiden Seiten die Söhne, einen Schritt rechts vor ihnen die Mutter, in einiger Entfernung seitwärts von ihr die Beamten, hinter diesen die Dienerschaft.

Die Freifrau, eine holde, beinahe mädchenhafte Matrone, wollte einige wohlgewählte, glückwünschende Worte

vortragen, allein die Thränen, welche ihr aus den Augen stürzten, als sie die erste Silbe zu sprechen versuchte, schloßen der Gerührten den Mund so fest, daß sie verstummte und nichts Anderes zu thun vermochte, als den innig geliebten Gatten mit beiden Armen hastig zu umschlingen und ihre glückwünschende Begrüßung an seinem hochaufschlagenden Herzen auszuweinen. Eben dies aber verursachte die schönste Störung, die man sich nur denken kann, denn die fünf mütterlichen und die sieben väterlichen Ebenbilder, deren jedes einen eigenen Glückwunsch in Versen vortragen sollte, fielen ganz aus ihrer Rolle; sie eilten zu dem, sich umschlungen haltenden Elternpaare, und nicht weniger als acht und zwanzig in- und durch einander verschlungene Arme bildeten eine Gruppe, die jedem Maler zum Modell hätte dienen können. Dabei waren gar keine Worte gewechselt; man hörte nur einzelne halbe Laute und das Geflüster herzinniger Küsse. Die beiden Reihen der tiefgerührten Zuschauer standen wie Marmorbilder, und die Morgensonne, durch die hohen Fenster strahlend, erfüllte den prächtigen Saal mit der Glorie ihres Goldstromes.

Endlich sagte der alte Freiherr, Augen und Hände zum Himmel erhebend: „Allgütiger Gott! Du, der mich in meinen Kindern gesegnet hast, laß nun auch auf ihnen Deinen Segen ruhen! Gewähre, daß sie noch lange die Freude ihrer Mutter seien, wenn Du mich aus diesem Kreise abgerufen hast! O ihr, meine guten Kinder! das häusliche Leben im Familienschooße war euch ein Tempel der Liebe und des Friedens. Es gibt nichts Schöneres im

Leben, als die Harmonie derjenigen Wesen, die einander zunächst angehören. Wenn Beruf und Bestimmung, wenn die mannigfachen vielgestaltigen Verhältnisse des Weltlebens euch trennen und zerstreuen, so bleibe die liebevolle Eintracht der Vereinigungspunkt eurer Seelen und Herzen bis an den Rand des Grabes! Und Du, mein edles, treues, biederes Weib, theuerste Gefährtin meiner Pilgerschaft auf Erden, meine Freundin und Geliebte in diesem, mein Schwester-Engel in jenem Leben, Du, meine — an diesen schönen Tage mir zum drittenmale vermählte Braut! Alles, was ich Dir war, das warst Du auch mir, und unser wechselseitiges, unser wahrstes und schönstes Glück verdanken wir unserer standhaften Liebe und dem lieben Gotte, der — ich lasse es mir nicht nehmen, — uns Beide für einander geschaffen und bestimmt und nicht zugegeben hat, daß Hindernisse oder feindliche Zufälle uns einander verbargen oder ferne hielten. Kinder! Vergesset ja nie, was ich euch nun sage! Wer in seinem Berufe und in der Liebe eine glückliche Wahl getroffen hat und in Beiden treu und ehrlich ausharrt, der kann und wird, — treffe ihn auch manches Unglück von außen, — doch nie ganz unglücklich sein. Und nun genug für heute! Gelobt sei Gott! der uns diesen Tag erleben ließ.

Der edle Greis ging nun durch die Reihen seiner Beamten, dann zur Dienerschaft; er empfing viele Handküsse und Thränen der freudigsten Rührung, umarmte und küßte selbst Manchen, und dankte Allen mit herzlicher Wärme.

Nun begab sich die Familie in den freundlichen, von einem reichen Flor vielfarbiger Georginen umblühten Gartensalon, wo das Frühstück bereit stand. Nachdem dieses eingenommen war, und das köstliche Aroma des Kaffehs alle Genießenden in die behaglichste Stimmung versetzt hatte, nahm der würdige Freiherr wieder das Wort und sagte:

„Ist es den vom Erdenleben Geschiedenen gestattet, am Schicksal ihrer zurückgebliebenen Lieben Theil zu nehmen, so wird euer Wohlergehen hienieden einst noch die himmlische Seligkeit mir erhöhen. Vergesset aber ja nie, daß der Herr des Himmels und der Erde uns nicht wie seelenlose Gliederpuppen lenkt, sondern, daß er uns mit Gaben des Geistes und des Herzens ausstattet, die uns in den Stand setzen, mit festem Willen und redlichem Bewußtsein selbstständig, rein und edel auf unserer Lebensbahn dahinzuschreiten, unser eigenes Wohl zu gründen und Andere zu beglücken. Die Grundlage zum Besten unserer irdischen Pilgerfahrt besteht aber darin, daß Jeder ein Ziel seiner Laufbahn nach der Stimme seines Innern und nach dem Rathe wohlmeinender Erfahrung wähle, und daß er bei seiner Standeswahl in die Vergangenheit zurück, in die Zukunft vorwärts blicke. In dem festen Verfahren der einmal genommenen, als gut und zweckmäßig anerkannten Richtung zeigt sich das echte Lebens-Genie. Wer den ihm angemessenen Wirkungskreis verfehlt oder nicht findet, ist selten tugendhaft und glücklich, und leider pflegt es häufig zu geschehen, daß der Mensch, der sich selbst un-

glücklich macht und unglücklich fühlt, auch Andere in sein Unglück hineinzieht. Gott gab uns aber die Fähigkeit, das Gute zu erkennen und vom Bösen zu unterscheiden, folglich die moralische Freiheit und Willenskraft bei aller Beachtung der Natur- und Staatsgesetze, wie auch unter dem Zwange der mannigfaltigsten Lebensverhältnisse, zu behaupten. Die Vernunft leuchtet uns, die Liebe erwärmt uns, der Glaube stärkt uns."

Diese inhaltschweren Worte des alten Freiherrn fanden in den Herzen seiner Kinder den fruchtbarsten Boden, weil die ausgesprochenen Lehren in harmonischem Einklange mit alle dem standen, was man aus dem Leben des greisen Redners wußte, und was man in seinem Hause, dem Nachbilde patriarchalischer Lebensweise, täglich sehen konnte, denn das Kind richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf die Beispiele, die es im väterlichen Hause vor sich sieht und an denen es sich kraft des angeborenen Nachahmungstriebes, ohne deutliches Bewußtsein ausbildet. Die schönsten Lehren ohne schöne praktische Vorbilder bleiben ein Brillanten-Feuer, welches in heller Farbenglut augenblicklich aufleuchtet, aber bald in Nacht erlischt.

Als der Freiherr geendigt hatte, blickte er in den Garten hinaus und seine Augen füllten sich mit Thränen. Nach einer langen Pause fing er wieder an:

„Was ich zuvor gesagt habe, trifft insbesondere euch, meine Söhne, die starken, feststehenden, dem Sturme trotzenden Bäume im Garten des Lebens. Euch meine Töchter, ihr zarten, weichen, lieblichen Blumen, kann

es nur theilweise frommen. Ihr sollt die Tugend aus keiner Tugendlehre, wäre sie auch noch so vortrefflich geschrieben, schöpfen, sie euch nicht erst durch Bücher eigen machen wollen; sie muß mit euch schon zur Welt kommen — sie muß euch von Kindheit an zur Gewohnheit werden. Sie erhält euch im Glücke standhaft, eben so wie im Unglück. Seid gut und sanft! Liebt und duldet! Seid nicht herrschsüchtig, so werdet ihr herrschen, ohne es zu wissen und zu wollen! Die Schönheit vergeht, die Anmuth bleibt; die Schönheit blendet, die Anmuth fesselt; die Schönheit schwindet, die Anmuth nimmt immer zu; die Schönheit altert, die Anmuth bleibt ewig jung. Um als Frauen im ehelichen Leben glücklich zu werden, müßt ihr Männer bekommen, die durch Charakter, Bildungsstufe und Standeswahl zu euch passen, wo nicht, so werdet ihr unglücklich sein. So z. B. verlangt der Mann von starkem reichen Geist ein weiches weibliches Gemüth; die männliche Kraft will weibliche Sanftmuth. Die Gattin muß jenen Grad der Bildung besitzen, der sie fähig macht, die höhere Bildung des Gatten zu erkennen und zu würdigen. Die Standeswahl, welche der Mann mit seinem Verstande geschaffen hat, muß sie mit warmer Phantasie sich auszumalen wissen. Unglücklich muß die Frau werden, wenn sie sich in den Charakter des Mannes nicht zu fügen weiß, wenn ihre Bildung zu tief unter der seinigen steht, wenn der Stand ihres Mannes ihr selbst nicht schön und ehrenwerth erscheint. Das Weib hat gar mancherlei Mängel und Gebrechen, aber durch Geduld und Herzensfülle wird

sie ein Engel und Siegerin durch ihre Schwäche. Ein Weib, das anders denkt, will die Ordnung der Natur und der Welt umkehren, und eben dies wäre ein unselig vergebliches Streben. Insbesondere aber, meine lieben Söhne und Töchter, prägt euch das, was ich nun sagen werde, tief ein! Die hohe Geburt gebe euch auch hohe Gesinnung, und mit dem euch eigenen Adel im gesellschaftlichen Verhältnisse vereinigt den Adel der Seele! Mag das Schicksal euch dann Alles rauben, nur den innern Adel nicht! Vergesset daher nie, daß ihr als Adelige viele und große Pflichten auf euch habt! Vergesset nie, daß ihr als Vorbilder zur Nacheiferung, als Wohlthäter der Menschen glänzet, ja, die Leitsterne für alles Gute, Edle und Schöne sein sollt! Euere Stellung ist das Erbtheil verflossener Jahrhunderte. Euere Ahnen, die in ihrer Gruft ruhen, so wie Euere Nachkommen, die im Schooße der Zukunft schlummern, fordern Euch auf, edel und würdig zu denken und zu handeln. Ihr müsset das, was ihr den Jahrhunderten der Vorzeit verdankt, den kommenden Jahrhunderten erhalten; Ihr seid Erben der Größe, die Ihr wieder vererben müsset uud sollet. Edler Stolz sei Euch die Aegide gegen Entartung; Verehrung und Huldigung von den Geringern sei euer Lohn!"

Der Freiherr umarmte hochbegeistert seine Kinder, und Alle riefen einstimmig: „Vater! wir wollen Deiner und unsers Standes würdig bleiben."

Wagen an Wagen flog jetzt herbei, geehrte und liebe Gäste bringend, Brüder des Freiherrn, die dem Staate im Ministerium und an der Spitze des Heeres gedient hatten, nahe und entfernte Verwandte in glänzenden Staatskleidern und Uniformen, reichgeschmückte Damen und einfach, aber idealisch gekleidete Kinder; Stimmengewirre und Getümmel aller Art erfüllte den Hof und die Gemächer; plötzlich aber trat eine, auf besondere Ehrerbietung hindeutende Stille ein, als aus einem der letztern Wägen der Oheim der Baronin stieg, der hochwürdige Bischof, der hierher kam, die Trauung bei der Jubelfeier der goldenen Hochzeit zu vollziehen. Er schritt mit Würde zwischen dem Jubelpaare; voraus gingen die Kinder; viele Gäste schloßen sich dem Zuge an.

Als der Bischof sich dem, mit Blumengewinden behangenen, weit offenen Kirchthore näherte, erscholl den Kommenden aus dem Innern des Gotteshauses eine feierliche Entrade von Pauken und Trompeten entgegen. Alle nahmen die ihnen bestimmten Plätze ein; den freigelassenen Raum erfüllte die Menge der aus der ganzen Umgegend herbeigeströmten Menschen. Das Jubelpaar kniete auf einem mit Goldstoff behängten Betschemel vor dem Hochaltare, welcher mit Blumentöpfen bestellt war, zwischen denen hunderte von Kerzen, auf hohen und niedern Leuchtern in pyramidalischer Form bis zum Gipfel des Altares aufgethürmt, freundlich und festlich hervorschimmerten.

Nun begann das feierliche Brausen der Orgel und es folgte nach kurzem Vorspiel ein Lobgesang, in welchen

alle Anwesenden harmonisch einstimmten. Als das Lied geendigt war, verließen die freiherrlichen Söhne und Töchter ihre Kirchenstühle, traten gegen den Hochaltar, auf dessen Stufen kniend sie beteten und stellten sich dann, einen Halbkreis bildend, hinter den Betschemel der Eltern. Nun erschienen Diener mit Fackeln; ihnen folgte, von Geistlichen umgeben, der Bischof im reichen Ornate.

Das Jubelpaar erhob sich vom Betschemel und ging, Hand in Hand, zu dem in Glorie strahlenden Hochaltar. Ihnen folgten zunächst die Söhne und Töchter, dann die Verwandten, hinschreitend durch zwei dichtgedrängte Reihen, indem auf der einen Seite die Beamten und die Dienerschaft des Freiherrn und mehrere seiner Gäste standen, auf der andern Seite die Bewohner des Dorfes und der Umgegend.

Nun begann ein feierlicher Chorgesang in der Kirche, während außer derselben das Geläute der Glocken erscholl und die Pöller von den nächsten Anhöhen d'rein knallten. Als der harmonische Aufruhr schwieg, begann der Bischof die Trauungsrede, welche, geistreich und von echter Frömmigkeit beseelt, jeden der im Vordergrunde Stehenden zur innigsten Rührung dahinriß. In dem Augenblicke, da der würdige Bischof die Hände des goldenen Jubelpaares, die goldenen Ringe wechselnd, in einander legte, sie mit der Stola umschlang und den Segen aussprach, da erhob sich von außen auf's Neue der Freudensturm der Glocken und Pöller, und im Innern der Kirche erscholl ein Lebehoch, welches kein Ende nehmen zu wollen schien.

Als nun die goldene Trauungs-Ceremonie geendiget war, bewegte sich der stattliche Zug in der frühern Ordnung nach dem Schlosse. Kaum daselbst angelangt, mußte das Jubelpaar, zu mächtig ergriffen von den anhaltenden und vielfachen Gemüthsbewegungen, sich in die Abgeschiedenheit der innern Gemächer zurückziehen, wo dasselbe, nur von den Auserwählten umgeben, bis zur Mittagsstunde verweilte.

In den weiten Alleen und auf den großen Wiesenplätzen des Gartens standen gedeckte Tische, an welchen die geladenen Gäste von geringerem Range, die Beamten und ein beträchtlicher Theil der Dorfbewohner, sich's wohlsein ließen. Unaufhörliche Toast's, von unermüdlichem Pöllergeknalle begleitet, wurden gebracht, und wo das Jubelpaar sich zeigte, da steigerte sich die Freude zum lärmenden Ausbruche des Entzückens. Der ganze Garten wimmelte von Menschen. Viele saßen mit behaglichem Vergnügen an den Tischen; Andere hatten sich auf dem Rasen gelagert, während Mehrere die Alleen durchzogen, wo unzählige Kinder wie Affen und Papageien auf den Bäumen saßen oder standen, um ja Alles, was da vorging, recht genau besehen zu können.

Mit dem sinkenden Abende wurde der Garten immer leerer und stiller. Die Heimgehenden gaben einander ihr Entzücken über die Schönheit des Festes und über das seltene Glück einer goldenen Hochzeit zu erkennen, wobei die Meisten noch hinzusetzten, daß das freiherrliche Jubelpaar

einer solchen Gnade des Himmels würdiger als irgend ein Paar im Dorfe sei.

II.

Die unheimlichen Gäste.

Am nächsten Morgen versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft im schönen Gartensalon zum Frühstück, und es herrschte vom Aeltesten bis zum Jüngsten eine so heitere Stimmung, daß beinahe alle Anwesenden immer zugleich sprachen.

„Ei!“ sagte der alte Freiherr: „das geht ja hier zu, wie beim babylonischen Thurmbau. Ich bin seelenvergnügt, daß alle meine lieben Gäste so munter und so lebhaft sind. Mir wird aber noch jetzt beinahe unwohl, wenn mich der Kontrast an so manche große Gesellschaften erinnert, denen ich einst in den Salons der Hauptstadt beiwohnen mußte, wo an den Spieltischen der langweiligste Ernst und in den sprechenden Zirkeln die ernsthafteste lange Weile herrschte. Ich that mir anfangs Gewalt an und zwang mich, Gesellschaften zu besuchen, weil ich der irrigen Meinung war, man könne hier Welt- und Menschenkenntniß sammeln; aber wie sehr fand ich mich getäuscht! Ich traf wenige Menschen, desto mehr Automate und personificirte Mode-Artikel. Man sprach vom Theater, um zu zeigen, daß man dieses oder jenes neue Stück gesehen, ja sogar aus einer Loge gesehen habe; man machte Musik, um alle Musen

zu vertreiben; man tanzte, um sich zum Hochzeitfeste die Lungensucht als Brautmutter und die Schwindsucht als Kranzjungfrau zu engagiren. Mir Unwürdigen war Gott so gnädig, mich mit einem Weibe zu beglücken, das als Mädchen gesund an Leib und Seele war und als Matrone noch jetzt es ist. Wären die Leute dieser Zeit, ich meine: die verkrüppelten Körper und verkümmerten Seelen unserer aufgeblasenen, aufgeblähten und aufgeschwollenen Zeit mehr gesund an Leib und Seele, so gäbe es auch mehr goldene Hochzeiten, die sich jetzt leider mit jedem Jahre vermindern und endlich noch gar so fabelhaft erscheinen werden, wie das mythologisch goldene Weltalter. Hatte ich und mein Weib, vom frühesten Morgen an, den Tag so recht thätig, rührig und arbeitsam zugebracht, dann setzten wir uns in der Abenddämmerung zusammen, theilten einander mit, was wir heute gethan hatten und morgen thun wollten, und beschloßen die Sitzung mit einem kleinen, aber vergnügten Schmause. War der vorbei, so mußte ich meinem Weibe etwas erzählen; ich war, da sie wenig las, ihre personificirte, ambulirende Bibliothek. Dieses Erzählen wurde in der Folge durch meine Willfährigkeit so zur Gewohnheit, daß mein Weib nicht vom Tische aufstand, ehe ich ihr eine Erzählung zum Besten gegeben hatte. Dieses Vergnügen am Erzählen hat sich auch auf meine Kinder vererbt; sie haben mir aber die Saat reichlich vergolten, denn die Liebe und die Gabe zum Erzählen ist mit ihnen so aufgewachsen, daß sie nun meine Rolle übernommen

haben und i ch, der privilegirte, einst bewunderte Erzäh-
ler, nun ein bescheidener Zuhörer geworden bin."

„Eben deshalb," fiel des Freiherrn Bruder, ein alter General, diesem in's Wort und sagte: „sollst Du als bescheidener Zuhörer auch vernehmen, daß ich so eben, ohne auf Deine, gewiß vortreffliche Rede zu horchen, mit Deinen Söhnen von der Zeit gesprochen habe, wo sie auch einmal Ehemänner und Hausväter werden können. Ich hab's ihnen rund herausgesagt, ein alter Hagestolz sei entweder ein Egoist oder ein Narr, anfangs ein eitler spröder Geck und erbärmlicher Sultan, dann ein Gegenstand des Scherzes für Mädchen und junge Frauen, endlich der Sclave alter weiblicher Karrikaturen; das eheliche Leben sei aber kein Spaß; der Mann seiner Frau müsse, um sich gehörig zu behaupten, weder ihr Sclave, noch ihr Tyrann sein."

In dem Augenblicke, als der General die letzten Worte sprach, erschienen in der Versammlung zwei seltsame Gäste in tiefer Trauer. Bei ihrem Anblicke sprangen alle Anwesenden von Stühlen und Ruhebetten empor und es herrschte eine Stille, welche die Wirkung eines plötzlichen Schreckens zu sein schien.

Und wer waren denn die zwei Trauergäste, welche die ganze Versammlung in eine solche stumme Verwirrung brachten? — Es waren zwei schwarzsammtene reichvergoldete — Särge.

Wie kamen aber diese Gehäuse der Todten in die fröhliche Wohnung der Lebendigen? Sehr natürlich!

Der Freiherr und seine Gattin hatten beschlossen, den

Tag ihrer Jubelhochzeit als eine Brücke anzusehen, welche ihr irdisches Leben mit dem ewigen zunächst in Verbindung setzen sollte. Sie wollten ein sichtbares Zeichen vor sich haben, welches sie erinnern sollte, wie vielen Dank sie dem Schöpfer für das ihnen zu Theil gewordene Glück vor der Jubelhochzeit schuldig seien, und wie nothwendig es sei, an das Leben jenseits der Särge zu denken. Die Särge sollten ihnen sogar die Freude gewähren, daß, so wie ihre unsterblichen Seelen im Schooße der Ewigkeit vereint sein würden, auch der Staub ihrer irdischen Hüllen neben einander ruhen werde. So waren denn die beiden Särge mit dem Auftrage bestellt worden, daß sie am Tage der goldenen Hochzeit im Schlosse eintreffen müßten. Dies geschah denn auch pünktlich, nur wollte die Laune des Zufalls, daß diese beiden Leichenbehältnisse, statt geradezu in die Kirche gebracht zu werden, durch den Garten in den Salon getragen wurden.

Der Eindruck dieser seltsamen Erscheinung auf die versammelten Gäste war von sehr verschiedener Art. Einige derselben, insbesondere die jüngern, bewunderten, nachdem der erste Schrecken vorüber war, die Schönheit der Särge, als wären es Kunst- oder Mode-Artikel; Andere behandelten die Sache wie einen Gegenstand der Ueberraschung mit neugieriger Theilnahme. Einige ergoßen sich in Lobeserhebungen der schönen und erhabenen Idee und über die Seelenstärke des greisen Brautpaares, welches, am Rande des Grabes stehend, selbst an einem Freudentage den Anblick der Todtenwohnung nicht scheute. In den Meisten aber erregte der plötzliche Anblick der Särge, die auf einen Wink

des Freiherrn in der Mitte des Saales niedergestellt wurden, eine solche Bangigkeit, daß sie zu schluchzen und zu weinen anfingen; der Freiherr und die ihm gleichgesinnte Gattin aber, weit entfernt, die Fassung zu verlieren, traten zu den Särgen hin und umarmten sich herzlich. Während nun die Kinder in einem Halbkreise um die Eltern knieten, falteten diese die Hände, erhoben die Augen zum Himmel, und der Freiherr sagte mit fester Stimme:

„Schätzbare, liebe Gäste! Es war keineswegs mein Wille, daß diese Särge wie eine Todesmahnung in den Kreis der Lebenden und Lebenslustigen gestellt werden sollten; da aber der Zufall es nun einmal so gefügt hat, daß die Todesklause in den Lebenspalast hineingebaut werden soll, so begrüße ich sammt meiner Gefährtin unser künftiges Ruhebett, in welchem unsere sterblichen Reste einst zur Ewigkeit erwachen sollen, und bitte Gott, in meinem und ihrem Namen, uns, wenn der Tod das Eine vom irdischen Dasein abruft, bald wieder in dem bessern und höhern Leben zu vereinigen. Ihr Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen dieser halb schwarzen, halb weißen Gesellschaft! Möge die ewige Vorsicht, wenn sie es für gut befindet, auch Allen einen ersten glücklichen Ehestand, dann eine noch glücklichere silberne, endlich die glücklichste goldene Hochzeit schenken, welche der wahre vollendete Läuterungsprozeß und Culminationspunkt des männlichen und weiblichen Lebensvereins ist! Haben Einige von Euch dieses Ziel erreicht, so denket dann noch an die beiden Särge, die hier vor uns stehen, und lasset Euch noch im hohen Alter zwei

gleiche Särge machen! Damit aber diese Todesbilder, die unsere Freude nicht stören sollen, uns aus den Augen kommen, so lasse ich nun unsern würdigen Pfarrer bitten, daß er, von uns Allen begleitet, die beiden Särge, die mich und mein Weib erwarten, in der Familiengruft einsegnend beisetze."

Nach kurzer Zeit erschien der Pfarrherr mit seinen Kaplänen im priesterlichen Ornate; ein silbernes Kreuz, der Kessel mit dem Weihwasser und das Rauchfaß wurde ihnen vorgetragen, und ein Männerchor sang ein heiliges Lied, nach dessen Beendigung die beiden Särge emporgehoben und, unter Vortretung des Sängerchors und der Geistlichen, von den Söhnen des Freiherrn getragen wurden. Die Töchter, weinend, als ob sie schon dem wirklichen Leichenbegängnisse der todten Eltern beiwohnten, gingen neben den Särgen, hinter welchen das Jubelpaar, gewissermaßen sein eigenes Begräbniß bei lebendigem Leibe feiernd, mit frommer und ernster, doch heiterer Miene voll Ergebung und Gottvertrauen, Hand in Hand einherschritt. Ihnen folgten paarweise alle Anwesenden, so, daß jeder zufällig erscheinende Fremdling, der nichts Näheres von der Sache wußte, das Ganze für einen wirklichen Leichenzug gehalten haben würde.

Als der Zug in der Kirche angekommen war, wurde derselbe vom Brausen der schwellenden Orgeltöne bewillkommnet, und ein feierlicher Choral erscholl. Als dieser schwieg, sprachen die Priester über die, vor den Hochaltar hingestellten Särge die Sterbegebete, worauf die feierliche Einsegnung erfolgte, wobei mehr aufrichtige Thränen floßen,

als sonst bei mancher **wirklichen** Beerdigung vergossen zu werden pflegen.

Nachdem die rührende Ceremonie geendigt war, wurden die Särge von den jungen Freiherren in die unterirdischen Gewölbe der Familiengruft hinabgetragen. Nur das Jubelpaar, die Töchter und die unmittelbar nächsten Blutsverwandten durften in den Aufenthalt der todten Ahnen folgen. Es herrschte die tiefste Stille.

Der geräumige, hochgewölbte Saal der Gruft, von majestätischen Säulen getragen, gewährte einen Anblick, der zugleich großartig und heiter war. Von hohen Fenstern, die ganz oben an der Decke des Saales eine Art von Kuppel bildeten, strömte das Tageslicht herab. Zu dem großen Hauptfenster führte eine Treppe mit breiten Stufen empor. Man hatte hier über eine außenher stehende niedere Ringmauer die Aussicht auf ein schönes, von Waldgebirgen umgebenes Thal, in dessen Hintergrunde das herrschaftliche Schloß sichtbar wurde. In der Mitte der Gruft standen zwei Monumente von schwarzem Marmor mit den Särgen, in welchen die irdischen Reste der Urgroßeltern des edlen Freiherrn ruhten. Rings umher und in Reihen zu beiden Seiten erblickte man die größern und kleinern Särge der Nachkommen.

Die Särge des Jubelpaares, auf deren jedem der Name des Gatten und der Gattin mit goldenen Lettern stand, wurden zu den Füßen des vereinigten Grabmals ihrer Eltern hingestellt. Der Freiherr und seine würdige Ehegenossin ließen sich nun, jedes neben seinem eigenen Sarge, auf die Knie nieder, und verrichteten ihr stilles

Gebet; dann erhob sich der Freiherr mit voller Heiterkeit und sagte: „Nun bin ich jeden Tag bereit. O Herr! Dein Wille geschehe! Diese Gruft, ihr meine lieben Söhne, möge unsere Gebeine einst so vereinigen, wie Gottes Himmelreich unsere Seelen! Trachtet, daß ihr nach langen Jahren vor Euren eigenen Särgen so ruhig knien könnet, wie ich und Eure Mutter es jetzt thun! Und nun in die frohe Welt und an die lustige Tafel! Es lebe das Gute, das Wahre, das Rechte! Es lebe das Leben!"

Mit diesen Worten umarmte der Freiherr die sanftlächelnde Gattin, küßte sie herzlich, und sprang wie ein rascher Jüngling mit ihr die Treppe hinan. Ein plötzlicher Geist der Lebenslust schien alle Herzen zu entzünden, und man verließ fröhlich das Haus des Todes.

Beim Mittagsmahle herrschten solche Ausbrüche der reinsten und edelsten Freude, als wüßte man gar nichts vom Tode und von einem Trauerfeste. Die schöne Gegenwart ergriff Alle so gewaltig, daß Niemand weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft dachte, während ein Toast den andern verdrängte.

III.

Was fiel aus den Wolken?

Der Abend dieses ersten Maitages, der so oft einen zweideutigen Charakter hat, erschien heute dem Tage, dessen Appendix er war, so treuer an Schönheit und Reinheit,

daß kein Dichter sich hätte schämen dürfen, demjenigen Theile des Lesepublikums, welches die Natur nicht aus dem Buche der Natur, sondern aus gedruckten Büchern kennt, eine Abschrift in Versen davon zu geben.

Die frohe Tischgesellschaft begab sich nach genossenem Mittagsmahle in den Garten, durchzog alle Blumenwege und Baumgänge in getheilten Partien und versammelte sich endlich auf der großen, hellgrünen, von blühenden Gebüschen aller Art umgebenen Wiese, wo dann Einige Arm in Arm lustwandelten, Andere sich auf dem weichen Grasboden lagerten, die jungen Leute aber theilweise tanzten, theilweise sich mit Spielen und gymnastischen Uebungen belustigten.

Plötzlich aber erscholl ein vielstimmiges Geschrei; eine allgemeine Flucht erfolgte, und wer schnellfüßig genug war, eilte nach den Gebüschen, um sich in denselben zu verbergen und Schutz zu suchen.

Und worin lag die Ursache dieses Entsetzens, welches sich der Alten so wie der Jungen bemächtigte? In nichts Anderm, als in einem dunkeln Körper, welcher aus dem Himmel herabfiel und dessen Fall, je mehr er sich der Erde näherte, an reißender Schnelligkeit zunahm.

Und was war dieser dunkle Gegenstand? Ein Luftballon! Er hatte sich entzündet, stürzte flammend und dampfend nieder, und aus dem Luftschiffe stürzte — der Luftschiffer, dicht neben Juliana, einer Tochter des Freiherrn, die vor Schrecken zu Boden und in Ohnmacht fiel.

Der Mensch erschrickt gewöhnlich mehr vor der Ge-

fahr, als in der Gefahr. Dies geschah auch in dem gegenwärtigen Falle. Der alte Freiherr, der seinen Untergebenen in allen Fällen mit einem guten Beispiele voran zu gehen pflegte, war auch jetzt der Erste, der aus dem Versteck hervor eilte, und den tragischen Schauplatz betrat. Seine Gemalin, als seine unzertrennliche Gefährtin, folgte ihm, aller Furcht vergessend, um schnelle Hülfe zu leisten. Dem schönen Beispiele folgend, eilten auch alle Uebrigen herbei.

Auf Emerentia, die edle Freifrau, wirkte die zärtliche Mutterliebe so mächtig, daß sie, des nächsten Unfalls kaum achtend, sich ausschließend mit Julianen beschäftigte und den zu Hülfe kommenden Dienstleuten abwehrend, es sich nicht nehmen ließ, die aus der Ohnmacht erwachende Juliana, mit Beihülfe der vier Schwestern, auf eine Rasenbank zu tragen, wo sie sich bald vollkommen erholte.

Der Freiherr ließ die erfahrne, verständige, in solchen Hülfeleistungen vielfach erprobte Frau gewähren, und wendete, indem Mienen und Geberden aller Umstehenden das größte Erstaunen ausdrückten, seine ganze Aufmerksamkeit auf den dunklen Körper, der mit dem theils zerrissenen, theils verbrannten Luftballon, neben dem er jetzt lag, aus dem Himmel herabgestürzt war; allerdings ein Körper, und zwar ein — männlicher!

Es fand sich, nachdem die blutbefleckten Wangen mit Wasser abgespühlt und die Glieder genau untersucht waren, daß keine bedeutende Verletzung in den innern und äußern Leibestheilen stattgefunden hatte. Nach langem Bemühen gelang es endlich, den entstellten Gesichtszügen des Ver-

unglückten ihren alten natürlichen Ausdruck, und seinem Geiste das volle Bewußtsein wieder zu verschaffen, während der Vater mit seinen sieben Söhnen das Lager umgab.

Nun folgte eine höchst erfreuliche Scene. Volcanelli und die zwei ältern Söhne des Freiherrn erkannten in dem, aus den Wolken herabgefallenen Menschen ihren Jugendfreund, der mit dem besten Herzen einen reichbegabten Geist vereinigte, leider aber, von sehr reizbarem Temperamente, leidenschaftlich, mitunter sogar excentrisch war. Ergriff ihn die Liebe zu einem Mädchen, so stand sein Innerstes in Flammen und er war im Stande, für Sie alles zu thun, Alles zu leiden, Alles zu wagen um ihren Besitz. Ergriff ihn die Neigung für irgend eine der Naturwissenschaften, so vertiefte er sich in sie, ohne im Studiren einen Unterschied zwischen Tag und Nacht zu machen. Ein Mädchen und eine Wissenschaft wechselten bei ihm stets ab, und die jedesmalige Herrscherin beschäftigte sich ausschließend seines ganzen Wesens. Dies hatte aber die traurige Folge, daß er weder eine Frau, noch ein Amt erhielt und sein unstätes fieberhaftes Leben, von tausend Vorsätzen, Entschlüssen und Planen durchkreuzt, nie so viel Ruhe und Besonnenheit gewann, einem klar erkannten Ziele mit Beharrlichkeit und festem Schritte entgegen zu gehen, oder sich für die Wahl eines bestimmten Standes zu entscheiden. Unzufriedenheit mit sich selbst, Zerfallenheit mit den Menschen und dem Leben, und Aufgeregtheit zu abenteuerlichen Wagestücken aller Art mußten die natürlichen Folgen einer solchen Denk- und Gesinnungsweise sein.

Nach einigen Tagen der sorgfältigsten Pflege finden wir den Armen wohl im Zustande der Genesung des verletzten Leibes, aber alle Schmerzen eines zerrütteten Innern leidend. Verzweiflung hatten ihn von der Erde in die Luft hinaufgetrieben; aus der Luft wieder auf die Erde herabgefallen, wußte er nicht, was er nun auf der Erde anfangen sollte mit der Welt, dem Leben und sich selbst.

IV.

Entfaltung der Lebensknospen und Vorspiel der Liebe.

Es ist nöthig, hier einen Blick auf die Vorgeschichte des Unglücklichen zu werfen.

Seling — so hieß der vom Himmel gefallene Sohn eines Hauptmanns, Kriegsgefährten und Freundes des Freiherrn von Ehrenstein, wurde nach dem Tode seines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Vaters als ein förmliches Mitglied der freiherrlichen Familie aufgenommen, wo er mit den edeln Jünglingen gleiche Erziehung und gleichen Unterricht genoß. Der talentvolle, gemüthliche, lebhafte Knabe erwarb sich bald die Zuneigung der Pflegeeltern, wie auch der jungen Freiherren in dem Grade, daß die Erstern ihn wie ihren eigenen Sohn, die Letztern wie einen Bruder liebten und behandelten. Seling besaß bei der ihm eigenen Gefügigkeit eine sich früh entwickelnde Festigkeit,

aber auch eine Heftigkeit des Charakters, die sich vorzugsweise dahin aussprach, daß er mit zu gieriger Hast nach Auszeichnung strebte, Alles in sich vereinigen und das Höchste im Flug erringen wollte. Immer aufgeregt, nach allen Seiten greifend, und die Augen unabläßig auf ein ferne stehendes, glänzendes und doch nur undeutlich erblicktes Ziel gerichtet, warf er sich, in rastlosem Eifer glühend, von einer Wissenschaft auf die andere, ohne bei einer derselben so lange auszudauern, daß sein Durst nach Kenntnissen, und sein Ehrgeiz wäre befriedigt worden. Er trieb mit jedem seiner Jugendgenossen dessen Studien so eifrig, als wären es seine eigenen gewesen.

Als er schon einen Reichthum von umfassenden Kenntnissen, insbesondere in den naturhistorischen Wissenschaften, besaß, faßte er plötzlich eine glühende Liebe zur Poesie und Musik. Dem Verwandelten schien nun alles positive Wissen ein unsicheres, beschränktes und ungenügendes Stückwerk, das Leben in der Welt ein armseliges Treiben, und er behauptete, nur im Reiche schöpferischer Einbildungskraft vermöge die menschliche Psyche die irdischen Fesseln abzuschütteln und die ätherischen Flügel zu höherem Aufschwunge frei zu bewegen; Dichter-Phantasie sei der Himmel, Musik die Sprache der Engel. Gehoben von dem Selbstbewußtsein schneller Entwicklung und Ausbildung seiner geistigen Kräfte, fing Seling nun an, sich selbst zu hoch zu stellen. Er hielt sich fähig zu Allem; er glaubte Alles zu verstehen und in jedem Fache, dem er sich widmen würde, als ein glänzendes Phänomen erscheinen zu können.

Leider führte diese Stimmung den von seinen Vorzügen Verblendeten nicht, wie er sich überreden wollte, zu den höhern Regionen empor, sondern geradezu in den Wirbel und Taumel des Lebens hinein. Poesie und Musik erhöhten die Reizbarkeit des Erregbaren auf eine Weise, die ihn für irdische Schönheit und leidenschaftliche Liebe sehr empfänglich machte. Der Büchersaal, in den er sonst mit heiliger Ehrfurcht wie in einen Tempel trat, erschien ihm jetzt als ein Grabmal voll schöner Mumien, und der Zauber der Lebenslust zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in die blühenden Gärten der Armida Freude. Seine glühende Phantasie fand ihre lieblichsten Bilder, sein Herz seine schönsten Gefühle im Anblick weiblicher Gestalten und Wesen verwirklicht.

Die Hochachtung, welche Seling für den alten Freiherrn, wie für dessen Gemalin hegte, und die Entfernung, in welcher er von den fünf Fräulein gehalten wurde, ließen ihm dieselben als Wesen höherer Art erscheinen, als Idealgestalten und Phantasiebilder, an die er nur zu denken wagte, ohne eine vertrauliche Annäherung sich zu erlauben. Sein Herz sehnte sich aber nach einem Gegenstande, von dem er die Erwiederung einer zärtlichen Neigung hoffen durfte. Einen solchen zur Erwiederung sehr geneigten Gegenstand führte ihm das Schicksal bald entgegen, in der Person der frisch blühenden, kerngesunden, ziemlich stark und fest gebauten, rothwangigen Lene, der Tochter eines verwitweten, schlichten, aber wohlhabenden Landmannes. Hätte ein strenger Kunstrichter an ihrer Schönheit etwas

tadeln wollen, so wären es höchstens die zu kleinen, im vollen Angesichte sich beinahe verlierenden Augen, der etwas zu breite Mund, mit den zu sehr schwellenden Lippen, das mit dem Roth der Wangen und Hände wetteifernde Lockenhaar und die kräftigen, etwas zu hoch stehenden Schultern gewesen. Außer diesen kleinen Mängeln, war die ländliche Maritorne über jeden Tadel erhaben. Sie hatte einige Monate bei einer reichen Muhme in der Hauptstadt gelebt. Die gute Alte hatte hie und da etwas von geistreichen Frauen reden gehört, und gerieth dann auf den unglücklichen Einfall, aus der simpeln Lene, welche sie zu ihrer Erbin bestimmte, eine Hochgebildete machen zu wollen. Das Geld dazu war da, folglich mußte das Vorhaben unfehlbar gelingen. Lene erhielt Unterricht auf dem Pianoforte, und im Malen. Alles wäre nach Wunsch gegangen, wären nur die Hände nicht zu stark, wäre nur der Kopf nicht zu schwach gewesen, daher es denn geschah, daß die ländliche Phidile es nur dahin brachte, Pianoforte zu schlagen und Mißgestalten zu zeichnen. Die gute Muhme weinte Freudenthränen über das Spiel der Pianistin und belächelte die gräßlichen Figuren, die Einsturz drohenden Häuser und die verkehrten, Besen ähnlichen Bäume. Die gutbezahlten Lehrer rühmten das ausgezeichnete Talent der Schülerin, und diese glaubte endlich selbst eine Virtuosin zu sein.

Zu dieser Zeit starb Lenens Mutter und da der Vater sie zum Betrieb der Hauswirthschaft bedurfte, mußte die Hochgebildete sich's gefallen lassen, in den Schooß der ungebildeten Natur zurückzukehren. Sie fügte sich dem

väterlichen Willen, aber den ehemaligen Frohsinn umschleierte ein düsterer Mißmuth, wie der keusche Mond sich hinter Wolken verbirgt.

In dieser Lebensperiode machte Seling die interessante Bekanntschaft mit dem verkünstelten Naturkinde. Er sah in dem kräftigen Wuchse Göthe's Dorothea, im röthlichen Lockenhaar eine Aurora, in den vollen rothen Wangen das Antlitz einer blühenden Hebe, in den rothen Händen eine arbeitsame Hausfrau, im breiten Munde nur die schwellenden Lippen, in den kleineren Augen nur ihren Feuerglanz und die zu laute Sprechweise mußte ihm die klangreiche Stimme einer, der Schule entbehrenden Sängerin bewähren. Sah er die Rührige im Hause und auf dem Felde schalten und walten, so glaubte er in jeder raschen Bewegung eine ganz eigene ländliche Grazie zu finden, und in der Anordnenden eine gebietende Königin zu sehen. Liebende und Dichter wetteifern miteinander in der Stärke der Phantasie. Liebe ist ja eine Nachtwandlerin, die im Traume handelt und im Wachen träumt; sie sieht, was nicht ist, und übersieht dafür das Wirkliche.

Mißhandelten Lenens rüstige Hände das vor Schmerz kreischende Piano, so fühlte sich Seling von der Macht der Töne hingerissen. Vom Lobe des Verliebten bezaubert, wagte Lene sogar, insgeheim Seling's Konterfei zu malen. Als sie ihm das Kunstwerk als Geburtstags-Angebinde nicht absichtlos überreichte, hegte sie die schmeichelnde Hoffnung, den Theuern dadurch zur erwünschten Erklärung zu bewegen; das Geschenk brachte aber vielmehr die entgegen-

gesetzte Wirkung hervor. Das mißlungene Portrait zeigte keine Spur von Aehnlichkeit und war beinahe eine häßliche Karikatur zu nennen. Als Seling das sein sollende Abbild in die Hand nahm, fühlte er Schrecken vor dem Kunstwerk und Widerwillen gegen die Künstlerin. Um sich vom ungünstigen Eindrucke des Augenblicks nicht hinreißen zu lassen, und Fassung zu gewinnen, bediente er sich des unglücklichen Mittels, das Gemälde fallen zu lassen, um indeß die nöthigen Worte dankender Belobung zu finden. Ehe er es aber vom Boden aufheben konnte, sprang Lenens Lieblingskätzchen wie ein grimmiger Recensent herbei. Das Blatt ergreifen und mit den sammtenen Pfoten zerreißen, war das Werk eines Augenblicks.

Seling segnete im Stillen das barbarische Schicksal und das spielende Kätzchen. Er beklagte den unersetzlichen Verlust und führte die Rolle des Trostlosen meisterhaft durch; er machte sogar Miene, das Verbrechen der vierfüßigen Unschuld, ohne den mildernden Umstand ihrer unvernünftigen Jugend zu bedenken, sogleich mit dem Tode zu bestrafen, und es gelang nur Lenens Bitten und Thränen, die am Schweife emporgehobene Frevlerin noch zu retten. Lene dankte ihm herzlich für das Unterlassen des von ihm nicht beabsichtigten Mordes, in welchem sie nur einen Beweis von der Stärke seiner Liebe zu finden geglaubt hätte. Somit war die Sache zur Zufriedenheit Lenens, Seling's und der Katze abgethan.

Als der Abend die goldenen Häupter der wogenden Aehrenfelder mit seinem rosigen Schleier überzog, machte

das Pärchen den beliebten Spaziergang durch die Gefilde. Lene, über die Maßen lustig und über den Vorfall unaufhörlich schäkernd, brach manchmal in ein so lautes Gelächter aus, daß die erschrockenen Wachteln aus den Furchen der Felder aufflogen; Seling war aber etwas verstimmt über die ihn entstellende Karikatur seines schauderhaften Ebenbildes, und geängstigt durch den Gedanken an die Möglichkeit, daß die Sache eine ihm unerwünschte ernstliche Wendung nehmen könne.

Die Lieblichkeit des in bunter Färbung schimmernden Abendhimmels und der in freundlicher Fülle prangenden Fluren verscheuchte in dem dahin wandelnden Jünglinge allen Trübsinn. Der Erheiterte ergoß sich in begeisterte Lobpreisung des Lebens im Schooße der Natur und der friedlichen, lohnenden Beschäftigung eines wohlhabenden Landmannes.

Bei dem letzten Worte der feurigen Ergießung trat Lenens Vater aus einem Hagebuttenstrauche hervor, den Jüngling begrüßend mit einem derben Handschlag und mit den Worten: „Topp! Wenn sie unser Leben so schön finden, wie es auch wirklich ist, so bin ich meinerseits nicht dagegen, daß Sie es mit uns theilen. Lene erhält, sobald sie heirathet, all mein Hab und Gut, so weit das Auge reicht, beim Teufel und seiner Großmutter — keine Kleinigkeit! Lene ist Ihnen gut, und Sie Schelm sind ihr, wie mir scheint, auch nicht abgeneigt. Nu? wie steht's?"

Seling, dem bis zu diesem Augenblicke vom Heirathen nichts geträumt hatte, erschrack über den unerwarteten An-

trag, und die vom derben Landmann mit kräftiger Stimme ausgestoßenen Worte: „beim Teufel und seiner Großmutter! Schelm! wie steht's?" berührten ihn widrig wie Papageigeschrei. Er schwieg lange in peinlicher Verlegenheit und stand da wie ein Träumender. Erst als der Alte ihn am Arme schüttelte, und halb lachend, halb beleidigt, ihm zurief: „Schlafen Sie mit offenen Augen? Verdiene ich keine Antwort?" da erholte sich Seling von seinem Schrecken. Er suchte nun dem sich aufdringenden Schwiegerpapa begreiflich zu machen, daß er eigentlich an's Heirathen noch nicht gedacht habe und daß eine Heirath ihm auch jetzt zu früh komme, indem er noch Studien, Reisen und andere weit aussehende Plane vor sich habe. Bei den letzten Worten wagte er es, Lenen in's Gesicht zu schauen. Ihre von Natur sehr hochrothen Wangen, vom Abendrothe beschienen und vom Zorne glühend, zeigten das non plus ultra einer Röthe, welche ihrem vollen Gesichte durch Beimischung von Trotz einen sehr widrigen Ausdruck gab. Sie machte ein hastiges Rechtsumkehrteuch. Seling fiel aus seinem Himmel; der Alte aber nahm die bewunderte Tochter am Arm, ging mit ihr ohne Abschiedsgruß fort, und sagte im Gehen so laut, daß Seling es hören mußte: „Der Narr heirathet Dich nie, und Du sollst ihn auch, so lange ich lebe, nicht heirathen!"

Seling, dem jetzt ein Stein vom Herzen fiel, blickte dem braunen Vater und der röthesten aller Töchter nach und kehrte mit dem Ausruf: „Einverstanden, Herr Papa!" nach dem freiherrlichen Schlosse zurück.

Als Seling am frühen Morgen nach einem von vielen Träumen gestörten, oft unterbrochenen Schlaf erwachte, beschloß er, künftig der schönen Natur, und dem Landleben treu zu bleiben, von allen sogenannten Naturkindern und ländlichen Schönen aber sich ferne zu halten, und hauptsächlich die rothe Lene und ihre liegenden Gründe aus guten Gründen zu meiden. Der Schloßgarten blieb nun die Welt, deren Grenzen Seling um keinen Preis überschreiten wollte.

Diese Welt sollte ihm bald ein Zauberkreis werden, in welchen er sich gebannt fühlte durch die schönen Baronessen, mit denen er in dem selbst gewählten Gefängnisse jetzt öfter als je zusammen traf. Die Formen edlerer Schönheit, der wahrhaft gebildete Geist und das feine Benehmen der fünf reizenden Schwestern übte nun auf den lebhaften Jüngling einen solchen Zauber aus, daß er nicht begreifen konnte, wie es ihm möglich wurde, der rothen Lene zu huldigen. Die fünf Schwestern erschienen ihm aber nun gleichsam als eine Seele in fünf Körpern, wie der weiße Sonnenstrahl, der sich in seine Farben bricht. Er vermochte sie weder in der Phantasie, noch in der Wirklichkeit von einander zu trennen. Er sah auf diese Weise in jeder Einzelnen sein fünffaches Ideal und liebte sie Alle zusammen ohne Unterschied. Dieser somnambüle Zustand konnte jedoch, seiner Natur nach, nicht von längerer Dauer sein. Eine der fünf gleichzeitigen Siegerinnen mußte die Andern vier und ihn selbst besiegen.

Das Uebergewicht in der Wagschale der Liebe neigte

sich zuerst auf die Seite der schmachtenden, etwas schwärmerischen Adelgunde. Ihr weiches, von der Phantasie beherrschtes Gemüth schwebte mit unbestimmter Sehnsucht noch zu sehr in den höhern Regionen, um sich an einen Gegenstand des wirklichen Lebens zu schmiegen. Die Schmachtende ließ den von ihr Entzückten so lange schmachten, daß er, um nicht zu verschmachten, zu schmachten aufhörte, und nicht nur allen schmachtenden, sondern auch allen schmächtigen Damen ewigen Haß schwur.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Menschenkinder überhaupt und die jungen Menschenkinder insbesondere, die Kontraste lieben und gern von einem Gegentheil zum andern hinüberspringen. So machte denn auch Seling, der nun einmal im Zuge war, und ohne Liebe nicht leben zu können glaubte, einen salto mortale von der schmachtenden, schwärmerischen Adelgunde zur kleinen runden Renata, die ihn, im Vergleiche zur stillen, sinnigen Schwester, entzückte, weil sie, lebhaft, gesprächig, Witz und Wortspiele liebend, ihre Verehrer stets zu belustigen und in aufgeregter Stimmung zu erhalten wußte. Seling befand sich im Umgange mit Renata so wohl, daß er behauptete, Heiterkeit und Lebenslust sei der eigentliche Charakter der wahren, echten, gesunden, glücklichen und beglückenden Liebe, und ohne diese wesentlichen Merkmale sei sie uns eine manchmal interessante, größtentheils aber trübsinnige, trotz aller Zärtlichkeit langweilige, und trotz allem Ueberreiz abspannende Gemüths- und Leibeskrankheit, die, selbst wenn sie wie die kranke Muschel, Perlen erzeuge, doch immerhin ein eben so

unerfreulicher als unnatürlicher Zustand sei, denn jeder wahrhaft Glückliche huldige dem Frohsinne, und wenn die Liebe wahrhaft beglücken soll, verlange sie, gleich dem Pflanzenreiche, einen guten Boden, Licht und Luft, nebst frischem Morgen- und Abendthau.

Seling war so seelenvergnügt, und Renata ließ sich seine Huldigung gefallen, weil sie ihr Unterhaltung machte, so lange Jener als personificirter Scherz erschien; als er aber, bei steigendem Wärmegrade des Thermometers der Liebe, sentimental zu werden anfing, wurde sie der Verehrung und des, mitunter sogar seufzenden Verehrers überdrüßig. Die Kluge bedachte, daß diese Liebschaft zu keinem erwünschten Ziele führen könne. Sie beschloß daher abzubrechen, ehe die Sache ernsthafter wurde. Zu diesem Ende zog sie sich, wie der geschickteste Feldherr, so gut zurück, daß sie bereits in beträchtlicher Entfernung vom Feinde stand, ehe dieser den bei Nacht und Nebel unternommenen Rückzug bemerkt hatte.

Dem Scharfblicke der weiblichen Schlauheit entgehen selbst die kleinsten Phänomene verliebter Zustände nicht. So waren auch die fünf Schwestern, gewohnt, einander bei der geringsten Spur einer Herzensangelegenheit genau zu überwachen wie Grenzwächter die Schmugler, auf Seling's Huldigungen, die er Adelgunden und Renaten darbrachte, aufmerksam geworden, und seine wandernde Liebe wurde bald der interessante Gegenstand ihrer geschäftigen Beobachtungen und geheimen Mittheilungen. Man hat Beispiele, daß selbst Schwestern in solchen Fällen kein Bedenken

tragen, die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Gebiete auszuüben, so wie der Mann keinen Anstand nimmt, im umgekehrten Falle seine Liebe in einem Kreise hübscher Schwestern die Runde machen zu lassen.

Adelgunde und Renate mußten es dulden, daß die drei ungehuldigten Schwestern sich über sie mokirten, und nur an den männlichen Wankelmuth, aber durchaus nicht an das weibliche Korbaustheilen glauben wollten. Es stand indessen im Buche des Schicksals geschrieben, daß die Spötterinnen die Bespöttelten werden sollten, wie es der Kreislauf der Weltbegebenheiten ausgleichungsweise mit sich bringt.

Und also geschah es. Seling gab sich die Miene, Renatens Rückzug so wenig zu beachten, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Er erklärte bei sich die in's Blaue hinein schmachtende Adelgunde und die lustig herumflatternde Sylphide Renata für gehaltlose Wesen und heftete seine bewundernden Augen auf die gehaltreiche Melanie. Hätte er das Fräulein besser gekannt, so würde er den Feldzug vermuthlich unterlassen haben.

Melanie hatte sich ein Ideal vom Manne ihrer Liebe entworfen, dem Seling durchaus nicht glich. Auch unter den übrigen Männern, welche das freiherrliche Schloß besuchten, befand sich nicht Einer, welcher jenem Ideale entsprach. Melanie fing bereits an, auf die Realisirung des Phantasiegebildes Verzicht zu leisten, und sie beschloß, lieber eine Unvermälte zu bleiben, als je einem nicht Selbsterwählten anzugehören. Den Ersatz für diese Entbehrung hoffte sie im Reiche

der Kunst und des Wissens zu finden. Sie ergoß ihre Sehnsucht und Wehmuth im Gesang mit Begleitung der Harfe; sie malte ideale Bilder und idyllische Scenen meisterhaft; sie las geschichtliche Darstellungen und geistreiche Dichtungen; sie dichtete selbst. Seling erschien ihr als ein höchst profanes Wesen und als die Ernstgesinnte, Tieffühlende, ein paar Versuche zur Annäherung des Versuchers mit dem kalten Spotte der Superiorität zurück gewiesen hatte, wagte der Verzagende nur mit Schüchternheit einen dritten, welcher zugleich der letzte wurde, da Melanie ein Lied sang, dessen Worte die launige Verabschiedung eines lächerlichen Liebhabers aussprachen, dann die Harfe an einen Cypressenbaum stellte, und sich schweigend entfernte.

Seling beschloß, sich an der herzlosen, wie er sie nannte, dadurch zu rächen, daß er sich gleichgültig und unverletzt zeigte, und schon am folgenden Tage Hermengilden der von der Natur reichbegabtesten und schönsten unter den Schwestern ehrfurchtvolle Huldigungen darzubringen begann. Hermengildens Sinn war aber so stolz wie ihr Wuchs. Sie war ganz dazu geschaffen, in der Wirklichkeit die Rolle einer Gräfin Imperiali aus Schillers Fiesko zu spielen und so wie sie es sich angemaßt hatte, ihre Schwestern zu beherrschen, eben so wollte sie auch über alle Männer, die sich ihr zu nähern wagten, als Despotin den gebietenden Scepter wie über kniende Sclaven ausstrecken. Sie liebte Pracht und Herrlichkeit und war deshalb entschlossen, nur einem sehr reichen Manne von hohem Range und mächtigem Einflusse die Hand zu reichen, dem dafür das Glück beschieden

sein sollte, der Erste ihrer Sclaven zu sein. Seling wurde bei dem ersten Versuche zu einer deutlicheren Erklärung von der Hochmüthigen in den Strom der Vernichtung gestürzt, aus dem er nicht sobald wieder aufzutauchen vermochte.

Der Mensch hat indeß zwei große Aerzte zur Heilung seiner Seelenwunden, Zeit und Jugend; die Erstere heilt diese Wunden sicher, aber langsam, die zweite durch sehr drastische Mittel, aber schnell, manchmal zum Erstaunen schnell.

Seling ließ sich von der zweiten behandeln. Er sprang empor wie ein zur Erde geworfener elastischer Ball, und das Verscherzte war in der kürzesten Zeit auch verschmerzt. Er lachte über sich selbst, daß er der rothen Lene einen Korb gegeben und dagegen vier Körbe erhalten hatte. Aufgeregt durch Trotz und Eitelkeit, ließ er sich nun beikommen, sein Heil, den Schwestern zum Aerger, bei Julianen zu versuchen. Er wußte, daß sie ihm stets wohlwollend gesinnt war, und ihn sogar ein paarmal wegen Uebereilungen, deren er sich schuldig machte, mitleidig in Schutz genommen hatte. Er suchte sich nun zu überreden, daß hierin wohl ein Keim verborgener Liebe gelegen sein konnte, und daß alte Liebe, wie ein altes Sprichwort sagt, nicht nur nicht rostet, sondern sogar als eine ganz neue frisch aufleben könne, wie eine halb erstorbene, vom Hauch angeblasene Kohle.

Seling hatte sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht. Die stille, sanfte, zartfühlende, innige und sinnige Blume der holdesten und lieblichsten Jungfräulichkeit hatte für ihn

wirklich eine geheime Neigung empfunden, die aber, so wie das Morgen- und Abendroth nur beim Erscheinen oder Schwinden der Sonne sichtbar wird, sich nur bei besonderen Veranlassungen zeigte, wo sie ihn als guter Genius warnte, oder als Fürsprecherin ein Vergehen vor den zürnenden Eltern mit milderen Farben malte, als die Schwestern, Brüder oder Hausgenossen es thaten, obschon sie nie wollte, daß Seling etwas davon erfahre. Juliane lebte überhaupt mehr in ihrer Gemüthswelt als in der äußern, deren Erscheinungen sie immer nur leise berührten, oft spurlos an ihr vorüberzogen. Sie hielt sich, sofern es ihr gestattet war, vom lauten Markte des bunten Lebens ferne. Fügsam dem leisesten Winke der Eltern, nachgiebig und gewährend den Bitten und Ansprüchen der Geschwister, mild gegen die Hausgenossen, war sie das Ideal Aller, ohne selbst es zu wissen. Sie war keine Meisterin des Gesangs, aber ihr einfaches Lied drang dem Hörer tief in's Herz. Sie sprach ohne Lebhaftigkeit, aber die Flötentöne ihrer Stimme übten einen rührenden Zauber. Der zierliche Wuchs, die gefällige Gestalt, die Lilienfarbe der Wangen, vom sanften Roth der Pfirsichblüte angehaucht, und das Augenblau des reinsten Maihimmels, sie spiegelten die Holdseligkeit ihres Wesens zurück, wie die Oberfläche des ungetrübtesten See's den Blumenrand und den klaren Mond. Der Schatz ihrer schönen Gaben war aber ein Diamant, der nicht auf der breiten Heerstraße des Weltlebens daliegt, sondern vom Schatzgräber aus dem tiefen Schachte gehoben sein will. Das, was das Beste in dieser Welt ist, die nicht die beste

ist, liegt ja gewöhnlich, wo nicht verborgen, doch gewiß etwas tiefer, als das Gemeine und Nichtige, welches sich uns überall anmaßend und vorlaut entgegen drängt. Edlere Menschen wandeln häufig unerkannt und ungesehen wie Geister durch die Welt, und die reinsten, höchsten Genüsse liegen dem größern Theile der Menschen so ferne, wie die glänzenden Sterne des nächtlichen Himmelsdoms, welchen die Wenigsten beachten, wenn sie im Sinnentaumel vom schwelgerischen Festgelage heimwandern.

Juliane bemerkte Seling's Annäherung mit Wehmuth, da sie erkannte, daß sie sein Entgegenkommen nicht erwiedern durfte. Sie legte es nicht als Wankelmuth aus, daß er von der Einen zu der Andern übergegangen war, denn sie nährte die Ueberzeugung, daß keine der Schwestern jene Gemüthsgaben besaß, welche unerläßlich sind, um einem Manne von höherer Art den Vollgenuß des höchsten Glückes der Liebe zu gewähren, mit ihm ein Wesen zu bilden, und ihn bis zum letzten Hauche des Lebens an sich zu fesseln. Seling dagegen gestand sich freimüthig, daß er erst jetzt den Werth edler Weiblichkeit und das Glück der Liebe und ihren Himmel auf Erden erkenne. Und fürwahr! Wenn Liebende sich nicht Alles sind, so sind sie einander Nichts.

Julianen blieb unter den gebietenden Umständen nichts übrig als — zu entsagen und sich zu schließen, wie jene Blume, die bei der leisesten Berührung ihre Blätter zusammenzieht.

Die Hauptursache zu diesem Benehmen lag darin,

daß die Schwestern, welche dem Bewerber mehr oder weniger abhold waren, die zuletzt Gewählte bespöttelten und den mit Körben Betheilten ironisch beklagten. Am bedenklichsten wurde aber die Sache dadurch, daß die Eltern schon davon Kunde erhalten hatten, und auf Mittel dachten, dem Unfuge durch zeitweilige Entfernung des verwegenen Unbesonnenen ohne Verzug ein Ende zu machen.

Der alte Freiherr war ein Mann von fester Willenskraft; die Gemalin besaß dagegen die äußerst seltene Eigenschaft, keinen andern Willen, als den ihres Mannes zu haben, mit Ausnahme derjenigen Gegenstände, welche in ihren eigentlichen Wirkungskreis, das Hauswesen, gehörten, wo sie fest entschlossen war, das ihr und ihrem Geschlechte angeborne Recht mit unerschütterlichem Muthe zu vertheidigen und zu behaupten. Sie stimmte daher, obschon ihr die unerläßliche Nothwendigkeit der zu treffenden Maßregeln nicht recht einleuchten wollte, dem Gatten bei, daß Seling vorläufig zu entfernen sei. Er sollte für einige Zeit bei dem Bruder General als Sekretär verwendet werden, um nach erfolgter Heilung in den Schooß der Familie wieder zurückzukehren, wo man dann über seine künftige Bestimmung zu verfügen gedachte.

Die in's Vertrauen gezogenen Brüder vermißten den gewohnten trauten Genossen ungerne. Dem größern Theile der gleichgesinnten Jünglinge schien sogar das, was die Eltern strafwürdig fanden, die kleinen Liebschaften, ein sehr geringes verzeihliches Vergehen, indem Jeder derselben bedachte, daß er in ähnlichen Verhältnissen wahrscheinlich das-

selbe gethan hätte. Selbst die Schwestern, bis zu diesem Augenblicke strenge Richterinnen, gewannen jetzt eine mildere Ansicht; Juliane aber weinte im Stillen manche Thräne.

Schon war Tag und Stunde festgesetzt, wo dem Verbrecher aus Liebe das Urtheil angekündigt werden sollte. Indeß hatte Bruder Roland, der Maler, im Einverständniß mit Juliane, es mit dem, was noch Geheimniß bleiben sollte, nicht so streng genommen, und Seling erfuhr, welcher Schlag ihn bedrohe. Seling's Stolz erblickte hierin eine entehrende Verbannung; er sah sich mit schonender Art aus dem Hause gejagt, und in der Unterstützung, welche man ihm noch ferner wolle angedeihen lassen, nichts als das Werk des Mitleids mit dem hinausgestoßenen Wicht. Fest entschlossen, weder die Gabe des Erbarmens, noch die ihm zugedachte Sekretärsstelle anzunehmen, ließ er am Abende vor dem verhängnißvollen Tage auf dem Schreibtische seines Zimmers einen Brief zurück, worin er seinen Pflegeeltern für die empfangenen Wohlthaten herzlich dankte, mit der Erklärung, daß er den Wanderstab ergreife, und, der Zukunft muthig entgegen schreitend, mit dem Streben eigener Kraft sein Schicksal sich gründen wolle. Nur in dem Falle, daß es ihm gelänge, ein erwünschtes Ziel zu erreichen, würde er es wagen, das Haus der Verehrten, ihm ein Heiligthum, wieder zu betreten. Einem Diener, der ihm besonders zugethan war, gab er einen Brief, worin er von Julianen zärtlichen Abschied nahm, mit der Bitte, das Schreiben ihr erst am folgenden Morgen einzuhändigen.

Seling hatte nun seine ruhelosen Wanderungen durch zwei Jahre fortgesetzt. Er versuchte das Meiste, was ein Mensch versuchen kann; er bewegte sich in den verschiedenartigsten Verhältnissen. Mißlang das Eine, so ward sogleich ein Anderes unternommen, und an die Stelle des Mißgeglückten trat unverzüglich ein neues Wagestück. Bei den vielen ungünstigen Ereignissen, die ihn trafen, fand das einzige Erfreuliche Statt, daß sein Körper nie die Gesundheit, seine Seele nie den Muth verlor. Uebrigens hätte die Menge seiner Erlebnisse hinreichenden Stoff für einen bändereichen, interessanten Roman liefern können. Er theilte späterhin Manches, was ihn während jener stürmischen Periode betroffen hatte, dem nach bizarren Stoffen dürstenden Volcanelli mit, wovon dieser in einem Romane, welcher den Titel: „die Luftgebilde des Luftschiffers" führte, mit unbedeutenden Abänderungen Gebrauch machte.

Seling hatte wirklich, nachdem alle seine Luftschlösser in Luft zerflossen waren, in seiner Verzweiflung den kühnen Entschluß gefaßt, das Wagstück einer Luftfahrt zu unternehmen und dabei Glück und Leben auf's Spiel zu setzen. Es gelang ihm, mit einem Abenteurer ohne wissenschaftliche Ausbildung bekannt zu werden, der durch dieses luftige Gewerbe ein hinreichendes Vermögen gewonnen hatte. Seling, der viele physikalische Kenntnisse besaß, fand eine willkommene Aufnahme. Der Jüngling machte mit dem bejahrten Meister, als dessen Famulus, einige glückliche Luftreisen. Er wurde in die gefährliche Kunst eingeweiht, und als der erfahrne Lehrer den Entschluß faßte, sein Er=

worbenes zu genießen und sich eines ruhigen Lebens zu erfreuen, gab er dem Jünger eine genügende Geldsumme nebst den erforderlichen Instrumenten und Materialien.

Seling, beseelt von der Hoffnung, in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden, wagte nun in einem, dem freiherrlichen Schlosse zunächst gelegenen Städtchen seinen ersten Aufflug, ohne einen Gehülfen bei sich zu haben. Fest entschlossen, seinen Meister zu übertreffen, gab er, dessen Muth seine Sachkenntniß überstieg, dem Luftballon eine Füllung, die ihn zu einer, bisher von keinem Aeronauten erreichten Höhe emportragen sollte.

Als der Ballon zu einer mäßigen Höhe aufgestiegen war, salutirte der neue Phaëton mit der kleinen Fahne, welche die Farben des freiherrlichen Wappens, hellroth und blaßgrün, zeigte. Seine Augen flogen scharf spähend, nach allen Seiten umher, denn er hoffte, unter der dichtgedrängten Menge der Zuschauer auch die freiherrliche Familie zu finden. Vergebens war alles Spähen und Forschen; die Ersehnten feierten eben an diesem Tage das Fest der goldenen Hochzeit. Der Getäuschte, von Schmerz und Mißmuth gefoltert, rief nun mit der Innigkeit eines Betenden den Namen Juliane, — und mit beschleunigter Schnellkraft flog der Luftballon aufwärts.

Wir haben bereits gesehen, welch trauriges Ende die Reise nahm und in welchem Zustande der Unglückliche vom Himmel auf die Erde zurückkehrte. Es war nothwendig,

den Leser mit dem Vorspiele dieser seltsamen Erscheinung und mit dem Charakter dieses im Leben und Streben excentrischen Jünglings näher bekannt zu machen. Da dies auf eine genügende Weise geschehen ist, kehren wir auf das Schloß Ehrenstein zurück, um den ferneren Gang der Geschichte zu verfolgen.

V.

Die Wiederaufnahme.

Seling war bei seinem Unglücke so glücklich, seine Schuld mit einigen nicht lebensgefährlichen Wunden, Quetschungen und Verrenkungen zu büßen. Die körperliche Herstellung erfolgte früher, als man sie erwartet hatte. Der junge Freiherr Medard von Ehrenstein, der vor Kurzem sein Diplom als Arzt und Wundarzt erhalten hatte, wich in den ersten Tagen kaum vom Lager des Kranken. Medards Bruder, der Priester-Jüngling Emanuel, den Geist echter Frömmigkeit mit dem edelsten Herzen voll Menschenliebe verbindend, nahm die Heilung der kranken Seele des Unglücklichen auf sich, für welchen alle Uebrigen in Mitleid und Wohlwollen wetteiferten. Vergessen war Alles, was zu Seling's Nachtheil sprach, und eine unbedingte Verzeihung wurde ihm schon im Voraus von allen Seiten zuerkannt, während der alte Freiherr sich mit dem Gedanken beschäftigte, auf welche Weise dem Gebesserten ein sicheres und sorgenfreies Loos für die Zukunft zu gründen wäre.

Das Wundfieber und seine Nachwehen waren verschwunden, und der, durch starken Blutverlust Geschwächte erfreute sich des angenehmen Gefühls der wieder zunehmenden Leibeskräfte. Als schon die letzten Gold- und Violetfarben der Abendwolken am Rande des fernen Horizonts verglommen, trat Medard nochmal in das Gartenzimmer, welches Seling bewohnte. Er besichtigte noch einmal die vernarbenden Wunden, untersuchte mit größter Sorgfalt den ganzen körperlichen Zustand und gab endlich die freudige Erklärung, daß Seling am nächsten Morgen im Garten Luft und Bewegung genießen dürfe.

Der Beglückte erhob sich aus seinem Armstuhle so rasch und drückte den, mit beiden Armen umschlungenen Arzt so kräftig an's Herz, daß dieser lächelnd sagte: „Könnte ich noch ein Bedenken tragen, ob ich Dir den ersten Ausflug in's Freie mit voller Beruhigung gestatten dürfe, so würde diese gewaltige Umarmung allein schon hinreichen, auch den letzten Zweifel zu heben."

Als Medard den Freigesprochenen verließ, gab sich dieser dem vollen Ausbruche des Entzückens hin; er hob die Arme zum Himmel, er schlug die Hände zusammen und rief: „O mein Gott! Ich werde *sie* sehen! Hab' ich Unwürdiger solches Glück verdient? O warum durfte ich sie nicht früher sehen? Die Heilkraft ihres Blickes würde meine Genesung beschleunigt haben. O Himmel! gib mir Kraft, mich selbst zu beherrschen und das Uebermaß der Seligkeit in die milde Form dankbarer Freude zu verschließen!"

Der Schlaf floh den Aufgeregten; die Nacht schien

kein Ende nehmen zu wollen. Die Schloßuhr verkündigte die zwölfte Stunde.

Seling trat zum Fenster. Vor ihm lag eine große Blumenwiese, auf ihr das weiße Licht des unbewölkten Vollmondes, der freundlich mild auf das stille Gefilde herabschaute, als wäre er der schützende Genius des nächtlichen Heiligthums. Nur das heimliche Gesäusel der vollbelaubten Baumwipfel und das leise Gemurmel des mit seinen Kieselsteinchen spielenden Baches schien dieses Reich des Friedens wie Geisterstimmen zu durchziehen.

Seling öffnete das Fenster; Himmelsluft und Balsamduft hauchten ihn an. Er setzte sich, die Füße in den Garten hinabhängend auf den Fensterstein. Da konnte er sich nicht länger zurückhalten: er mußte hinab, mußte hinein in dieses Meer der Wonne. Sich mit beiden Händen am Fensterstock festhaltend, trat er auf das Geländer, an welches sich einige Feigenbäume schmiegten, stieg behutsam abwärts — ein leichter Sprung, und er stand auf dem weichen Grasboden. Beim Anblicke der um ihn waltenden, harmonisch in einander verschmelzenden Ruhe des Himmels und der Erde durchschauerte eine sanfte Wehmuth den Tiefgerührten. Er sank auf die Knie, und aus der beklommenen Brust drängten sich die leisen Worte:

„O süßer Friede, der hier webt und waltet! Warum verschloß ich dir dieses ruhelose Herz, dessen wilde Blutwogen mich von Thorheit zu Thorheit forttrugen? Den Stürmen der Leidenschaft mich hingebend, verließ ich dieses Paradies der Unschuld und irrte umher, wie Kain, durch eine

Welt, die dem verkannten Fremdling keine Freundeshand reichte. Ich wollte im Uebermuthe der Kraft ertrotzen, was nimmer sich ertrotzen läßt, — das Glück des Lebens. War's ein günstiges oder ein feindliches Schicksal, welches mich aus der Lufthöhe eben auf diesen Erdfleck herabstürzte an dem Tage, der, im längsten Menschenleben nur einmal kommend, von Gott gesendet wurde, um der treuesten, standhaftesten Liebe und dem edelsten und ehrwürdigsten Ehebunde die schönste aller Freudenkronen segnend aufzusetzen? Wäre es dem Zerschmetterten nicht besser gewesen, ein Opfer des Todes zu werden und hier in diesem Asyl sein Grab zu finden, als, gerettet durch die Hände des gütigsten Wohlwollens, wieder in's Leben zu treten? Was erwartet mich? welches Glück? welches neue Unheil? — Dich, Juliane, soll ich sehen, Dich gefühllos wie ein Marmorbild bewundern oder vergehen in verzehrender Liebesglut! Ja! ich will es. Dankbarkeit und reine Verehrung fordern mich auf, Dir zu entsagen, um Dich nicht durch meine Schuld in's Verderben zu ziehen. Ich will zu Dir emporblicken, wie zum schönsten und reinsten aller Sterne, die am dunkeln Himmel glänzen. Allmächtiger! stärke mich in meinem Vorsatze und gib mir Kraft zur Ausdauer!"

Von dieser Aufregung erschöpft und von plötzlichem Schauder überwältigt, sank der noch Schwache, dem eine beschleichende Ohnmacht die Sinne löste, bewußtlos zur Erde. Das Selbstgespräch des Leidenden, der jetzt hülflos auf dem thaubenetzten Grasboden lag, hatte Volcanelli, von einem Fliederstrauche verdeckt, behorcht. Er sprang nun

hervor, hob den Gesunkenen empor, und hielt ihn in seinen Armen. Er drückte den Erkalteten fest an die heiße Brust, er hauchte die geschlossenen Augen an, er rieb ihm die pulsirenden Schläfe. Schon ergriff den Geängstigten die bange Besorgniß, ein Nervenschlag habe die Leiden des Jugendfreundes geendet, der sich so tollkühn in die Nachtluft gewagt. Volcanelli versuchte nun das Letzte; er legte dem Ohnmächtigen die zitternde Hand auf's Herz. Welche Wonne! Leise Schläge verkündeten die Spuren noch vorhandenen Lebens. Nun rüttelte Volcanelli die Glieder des etwas stärker Aufathmenden; er streichelte die kalten Wangen, er rief ihm in's Ohr.

Endlich öffnete Seling die Augen; er hob den rechten Arm und betastete mit prüfender Hand die Stirne. Als dem Erwachenden das volle Bewußtsein zurückkehrte und er sich des Vorgefallenen deutlich erinnerte, sank er mit Freudenthränen an die Brust des erkannten Freundes, um dem Strome seiner Empfindungen freien Lauf zu lassen, und den Lebensretter in die Geheimnisse des gequälten Herzens einzuweihen.

Volcanelli drückte ihm die Hand auf die Lippen und sagte: „Verstumme! Für's Erste verbietet Dir Dein leidender Zustand jedes Wort; zweitens wäre jede Sylbe überflüssig, denn ich habe Deinen ganzen Monolog, halb leidenschaftlich, halb reflektirend, vernommen und das, was noch dazu gehörte, kann ich als Dichter errathen. Du hast mein inniges Mitgefühl erregt; ich kann mich in Deine Lage so hinein denken, als wäre ich selbst in der höchst kläglichen

Geschichte. Du hast den tollen Streich gemacht, herabzusteigen; sei jetzt so vernünftig, wieder hinaufzusteigen, und zwar ohne den geringsten Verzug! Säumst Du nur eine Minute, so schlage ich Allarm und wecke das ganze Haus."

Volcanelli ging nun zu dem nahen Bächlein, schöpfte mit den hohlen Händen Wasser, und wusch dem Freunde, der kein Wort zu sprechen wagte, die Schläfe; dann kletterte er an dem Geländer hinauf, setzte sich auf den Fensterstein, reichte dem, ihm gehorsam Folgenden die hinabgesenkten Hände und zog den Schwankenden zu sich hinauf.

Als Seling im Zimmer stand, forderte Volcanelli von ihm das Ehrenwort, daß er nicht nur im Zimmer bleiben, sondern sich auch sogleich in's Bett legen wolle. Als das Ehrenwort gegeben war, umarmte Volcanelli den Gefangenen und wünschte ihm so wohl zu schlafen, wie er selbst es zu thun gedenke.

Der ermüdete Seling sank auch nach einigen Minuten in einen tiefen Schlaf, aus dem er später als alle übrigen Bewohner des Schlosses erwachte.

Als er die Augen öffnete, stand Medard und Volcanelli an seinem Bette. Der Erstere meldete ihm die Einladung, mit der freiherrlichen Familie, die ihn längst erwarte, im Garten zu frühstücken. Beide nahmen den Verlegenen, über dessen schnellen Puls der Arzt sich wunderte, in die Mitte und führten ihn zum Pavillon. Am obern Ende eines langen Tisches saß der Freiherr von Ehrenstein, neben ihm seine Gemalin, zu beiden Seiten die Töchter

und die Söhne. Als Seling mit den beiden Gefährten in den Pavillon trat und die ausdrucksvollen Gesichtszüge und das mit schneeweißen Haaren bedeckte, vom Glanz der Morgensonne umflossene Haupt der kräftigen Gestalt erblickte, ließ er sich vor dem ehrwürdigen Greise auf die Knie nieder und küßte mit Demuth und Innigkeit die ihm freundlich dargereichte Hand, dann erhob er sich und brachte auch der Freiin die gleiche Huldigung. Die Söhne drückten ihn nach der Reihe an's Herz und die Töchter nickten ihm freundlichen Gruß. Holdes Lächeln umfloß jedes erröthende Gesicht, nur Juliane erblaßte, und Thränen glitten über die Wangen, wie ein Quell an einem Lilienbeete dahinfließt.

Somit endigte die rührende Empfangsscene mit jener Feierlichkeit, welche allen Vorgängen von einiger Wichtigkeit in diesem Hause eigen zu sein pflegte.

Nachdem das Frühmal genossen war, wendete sich der Greis mild und heiter an Seling mit den Worten: „Sei uns willkommen im Familienkreise! Als Beweis, daß Du uns eben so herzlich zugethan bist, wie wir Alle es Dir sind, erzähle aufrichtig, ohne Schmuck und ohne Schonung gegen Dich selbst, Alles, was Du erlebt und erfahren hast in Freud' und Leid!"

Seling versprach, dem billigen Verlangen gewissenhaft nachzukommen, wie die heilige Pflicht der Wahrheit und der Dankbarkeit es ihm geböten. Und er hielt Wort. Er bat zuerst um Nachsicht, wenn die Heftigkeit der Gemüthsbewegung ihm nicht gestatte, Alles so deutlich zu bezeichnen

und so klar vorzutragen, wie er es darzustellen wünsche. Er schwieg einige Minuten, um sich zu sammeln; dann erzählte er die Geschichte seiner Bestrebungen und Irrungen mit so scharfen Umrissen, daß die Aufrichtigkeit des Darstellers und die Wahrheit des Dargestellten nicht zu verkennen war. Er blickte bei dem Vortrag gerade vor sich auf denselben Punkt und noch mehr in sich hinein; er versprach auch alle die Erlebnisse, die er jetzt nur flüchtig hinwerfen könnte, ausführlich niederzuschreiben und den Aufsatz einer strengen Prüfung zu unterziehen.

Als Seling geendet hatte, befahl die Mutter den Töchtern an ihre Arbeit zu gehen. Sie drückte dem Gemale die Hand und folgte den Mädchen, die sich von der Gesellschaft schwer trennten.

Jetzt nahm der Jubelgreis das Wort:

„Die Gnade des Himmels hat mir das seltene Glück gewährt, das Fest der goldenen Hochzeit, gesund an Leib und Seele, zu feiern. Für diesen schönsten Zeitpunkt meines langen Lebens habe ich die Schlichtung eines Geschäftes von höchster Wichtigkeit bestimmt, die Abhaltung eines Familienrathes mit Euch, meine lieben Söhne! Es handelt sich um Beruf und Standeswahl, um das Schicksal Eurer Zukunft, um das Wohl und Weh Eurer selbst und Derjenigen, mit denen Ihr in nähere Verhältnisse treten, deren Ansichten und Forderungen Ihr theilen oder bekämpfen sollt, demnach für sie, gegen sie, oder mit ihnen wirken müsset. Es liegt Euch somit ob, mit Euch selbst einig zu sein und,

mit Kraft und Muth gerüstet, auf der Arena des Lebens zu erscheinen, als Helden für Recht und Wahrheit."

„Ich habe Jedem von Euch die Standeswahl frei gestellt. Ihr habt gewählt und ich ließ Euch gewähren; ich will aber nun von Euch die feierliche Erklärung vernehmen, ob Keiner von Euch eine Ursache fand, oder zu finden glaubte, von der getroffenen Wahl wieder zurückzutreten. Spreche Jeder mit Freimuth! Noch ist es an der Zeit, eine Uebereilung gut zu machen und nachtheiligen Folgen vorzubeugen, ehe es zu spät wird. Gebet keinem falschen Schamgefühle Gehör und beantwortet mit gewissenhafter Wahrheit meine Fragen."

„Otto, mein Erstgeborner! Du hast, kaum aus den Kinderjahren tretend, Deine volle Neigung der Landwirthschaft zugewendet. Fühlst Du noch dieselbe Vorliebe für sie? Sprich offen!"

Otto, ein Jüngling von hoher, kräftiger Gestalt, in dessen Wesen stille Heiterkeit mit Ernst und Tiefsinn, rüstige Lebhaftigkeit mit ruhiger Mäßigung die glücklichste Mischung bildete, trat zum Vater, küßte ihn herzlich und sagte: „Lieber Vater! Wenn meine Geschwister, die Hausleute und die Bauern mich einst den Hirtenbuben, den freiherrlichen Schäferknaben, den Landjunker, den kleinen David auf der Weide nannten, da sah ich auf Deinem Gesichte das wohlbehagliche Lächeln der Zufriedenheit. Du ließest mich gerne gewähren, wenn ich mich vom Morgen bis zum Abend unter Feldarbeitern und Herden herumtrieb und um den Spott über mein gebräuntes und, wie sie sagten, altes

Knabengesicht mich wenig bekümmerte. Wie glücklich fühlte ich mich bei den ländlichen Beschäftigungen unter Gottes freiem Himmel! Wie eifrig horchte ich dem Unterrichte des alten, erfahrnen Wirthschaftsrathes, der mich sein liebes Söhnlein nannte! Er rief mir täglich zu: „Vergiß ja nie, daß die Einfachheit der Natur allen Prunk weit übertrifft! Sie ist das große Meisterwerk, welches unmittelbar aus der Hand des Schöpfers kam; alle Menschenherrlichkeit erscheint dagegen klein. Die Natur steht höher als alle Kunst und Wissenschaft, weil die Erstere nur ihre Nachbildnerin ist und die Letztere alle ihre Kenntnisse und Vorschriften aus ihr nimmt. Wer vom Wege der Natur abweicht, ist ein an Leib und Seele verkrüppeltes Wesen, verloren für alle Zeit. Die Natur ist die große Haushaltung Gottes und die Landwirthschaft ihre Haushälterin. Die Natur ist die große Hochschule des Lebens, an welcher der Mensch studiren soll ohne Aufhören."

„So" fuhr Otto mit steigender Begeisterung fort, „sprach der wackere Mann und seine richtige Ansicht war so schätzbar als seine unermüdete Thätigkeit und sein Gedeihen bringendes Wirken im weiten Kreise seines Berufs. Sein Geist lebt in mir. Wenn ich in der stillen Morgenfeier über die Gefilde dahin wandle und die in Schönheit und Herrlichkeit prangende Fülle der Natur in dem, von den ersten Sonnenstrahlen übergoldeten Rosenschimmer erblicke, auf den aufrecht stehenden Gräsern und Kräutern die Millionen, in allen Farben blitzenden Thauperlen erblicke, die frischen Lüfte mich anhauchen, stärkend alle Adern und Gebeine

mir durchdringend, tausend Wohlgerüche mir in die Brust hineinströmen, und ein freudiges Erstaunen mich ergreift über den jungen Nachwuchs und über das Gedeihen des schon Vorhandenen im brütenden Schooße der allnährenden Mutter Nacht, dann glaube ich in das Heiligthum der hier sichtbar werdenden Gottheit zu treten. Ich beuge meine Knie, und verrichte 'mein Morgengebet. Welches Entzücken gewährt ein Erntefest auf den Feldern, bedeckt mit den unzähligen Getreidehalmen, deren Aehren im Golddust hinwogen! Welchen Jubel erregt ein gesegnetes Weinlesefest, wenn die Trauben aus den großen grünen Blättern wie das Farbenspiel feuriger Edelsteine hervorblinken und die Düfte des frischen Mostes wie Lebensgeister auf den Luftwellen umherschwimmen! Was sind alle Salonfeste, was ist alle Pracht des raffinirtesten Kunstluxus dagegen? Welchen Wechsel schöner oder großartiger Scenen bieten uns die ewig neuen Jahreszeiten, die der Städter entweder gar nicht zu Gesichte bekommt oder nicht zu erfassen und zu würdigen versteht! Welche Freude fühlt der Landmann, wenn er im Beginne des Frühlings das erste Erwachen der Natur aus ihrem Winterschlafe erblickt, begrüßt vom Jubel der wiederkehrenden Scharen der Vögel! Ringsumher welches Keimen, Drängen und Sprossen! Wie hoffnungsvoll lauscht er jeder schwellenden Knospe! Wie dankbar begrüßt er jedes Laub, jede Blüte, jeden neuen Grashalm! Wie gerne trägt er die Qualen des glühenden Sommers, der ihn dafür reichlich belohnt, indem er die köstlichen Erzeugnisse der Erde zur Reife bringt und den vergossenen Schweiß tausendfach

vergütet! Welche Schätze bringt uns der milde Herbst, der von aller Welt als das Sinnbild des Segens gepriesen wird! Gemildert und erleichtert wird nun die mühevolle Arbeit des Landmannes, der vergnügt seine letzten Beschwerden beginnt, indem er dem Schooße der Erde die Wintersaat vertraut, im entlaubten Walde Holz und Reiser und Tannenzapfen für den heimischen Herd sammelt, und den Vorrath der Lebensbedürfnisse für lange Monate aufschichtet, dann, wenn Schnee und Eis Felder und Hütten bedeckt, mit der ruhenden Natur der Ruhe pflegt und sich erholt, während der Städter Nächte durchschwelgt und durchrast, um am nächsten Frühlinge jahrelang hinzusiechen oder auf dem Kirchhofe beim Todtentanz um Mitternacht zu figuriren. Eben so erkennt auch nur der Landmann den vollen Werth und Unterschied der Tageszeiten. Der Städter bringt, wenn er auf dem Lande wohnt, die Unnatur in die Natur hinein. Er verschläft den Morgen, verschmaust den Mittag, vertändelt und verspielt den Abend, verschwelgt und vertagt die Nacht, während der Landmann, mit dem Tage zugleich erwachend, an die Arbeit geht, die er spielend verrichtet, während ihm der Scherz die Zeit verkürzt. Die heiße Mittagsstunde ruft ihn zur mäßigen Kost und kurzen Rast. Kühler Schatten und frisches Wasser stärken ihn. Am Abend überschaut er sein Tagewerk mit Zufriedenheit. Gesellige Gruppen ziehen schäkernd heim; der Hunger würzt den an Leib und Seele Gesunden das Abendmal, und der Schlaf, der Freund der Schuldlosen und Arbeitsamen, bedeckt sie liebevoll mit den weichen Schwingen. Wenig Augenblicke,—

und das ganze Dorf schläft! Ein schnarchendes Dorf — welche liebliche Musik!"

„Der Segen der ländlichen Arbeit, so beschwerlich sie auch ist, liegt darin, daß Jeder sie gerne verrichtet, weil die körperliche Bewegung ihm wohlthut, Licht und Luft ihn kräftigen und der Genügsame dadurch seinen behaglichen Lebensunterhalt gewinnt. Ihm machen die vielen Kinder keine Sorge. Können sie noch nicht gehen, so kriechen sie prächtig und haben ihren eigenen Schutzgeist, der sie statt der vielbeschäftigten Eltern bewacht. Wachsen sie ein Bischen heran, so haben Vater und Mutter an den Buben und Mädeln eben so viele Gehülfen und Gehülfinnen im Hause und auf dem Felde."

„Verachte und verschmähe mir ja Keiner das Landvolk! Es ist zwar nicht mehr so brav, als es war, und in der Nähe der Städte, wo es vom Gift des Luxus etwas eingesogen hat, theilweise sogar entartet, auf jeden Fall aber besser als die, ihr selbst verschuldetes Siechthum und ihre Verkehrtheit den Dörfern einimpfenden Stadt-Karikaturen. Je mehr prächtig phantastische Landhäuser gebaut werden, um desto mehr wird das wahre Landleben verkrüppelt. Wir begegnen auf den Feldern wohl manche rohe Geschöpfe; indeß ist ein Ungebildeter dem Verbildeten immer vorzuziehen und eine natürliche Land-Pomeranze immer besser als eine überfeinerte Stadt-Ananas. Die ländliche Erziehung unserer Zeit ist wenig werth; in den Städten aber hat das, was eigentlich Erziehung heißt, aufgehört, und an ihre Stelle ist der sogenannte Unter-

richt getreten, der den Kopf füllt und erhitzt, das Herz aber kalt und leer läßt. Ich will mich von diesen widrigen Dingen lieber abwenden und nochmal die vorherrschende schöne Seite des Landlebens beschauen."

„Ich komme vom Felde in den Garten. Welche Fülle aller Arten des Obstes, für Sommer, Herbst und Winter, von der kleinen Erdbeere an bis zur majestätischen Melone! Wie reich wird die geringe Mühe belohnt, die wir auf die Obstkultur wenden, wo wir beim Mißlingen einiger Arten in jedem Jahre durch das reiche Gedeihen der andern vollauf entschädigt werden! Der Küchengarten mit der grünen Fülle seiner wohlgeordneten Gemüsebeete bietet uns für reine Säfte, leichtes Blut und heitere Gesundheit die köstlichsten Mittel. Wie Mancher könnte sich die Apotheke ersparen, wenn er sich mehr an den Gemüsegarten hielte! Und was soll ich nun von dem Blumengarten sagen? Ich kann ihn nur ein noch unverlornes Paradies der Unschuld nennen, in dessen friedlichem Still Leben nur wahrhaft gute Menschen Wohlbehagen und Vergnügen zu fühlen vermögen. Wenn uns die Blumen, von der prächtigen Hortensie an bis zum zartesten Vergißmeinnicht, wie freundlich holde Kinderaugen vertraulich und liebevoll anschauen, welchem unverdorbenen Menschen geht da nicht das Herz auf und was empfindet erst dann Derjenige, dessen sorgsame Hand sie gepflegt hat, unter dessen überwachenden Augen sie ihre Schönheit entfaltet haben? Die Blumenpflege gleicht der Kindererziehung Man tränkt, nährt, stützt und schützt sie. Der Gärtner wetteifert in ihrer Erhaltung mit der

Erde, in der sie, Säfte saugend, festwurzeln, und mit dem Himmel, der ihnen Thau, Licht und Wärme sendet. Mancher Gefühllose, der überall nur materielle Genüsse oder Befriedigung des Eigennutzes sucht, hat die Blumen für ein nichtiges und überflüssiges Naturspiel erklärt; es zeigen aber viele Lebensverhältnisse nicht nur, wie lieb und werth, sondern auch wie beinahe unentbehrlich dieses schöne Geschenk der freigebigen Natur uns ist. Die Blumen sind in Freud' und Leid unsere treuen Gefährten. Liebende senden sich Blumensträuße als bedeutungsvolle Sinnbilder ihrer Empfindungen, ihrer Furcht und Hoffnung. Ein Blumenkranz schmückt die Braut; Blumen sind die Zierde des Hochzeitfestes. Blumen verschönern jede herzliche Feier im trauten Familienkreise. Blumen prangen im Heiligthum der Kirche, auf den Altären und an Heiligenbildern. Ein Blumenkranz ruht auf dem Haupte des beweinten Todten; gemalte Blumen erscheinen auf dem Deckel des Sarges."

„Ich gehe nun von dem Zarten zu dem Massiven über, nämlich zu den nützlichen Hausthieren. Wie viel verdanken wir der gutmüthigen Kuh! Welche Freude gewährt die Meierei! Unsere zwölf tüchtigen Ackergäule möchte ich nicht gegen die schönsten Luxus-Pferde vertauschen."

„So lebt der immer beschäftigte, immer vergnügte Landmann, und trifft ihn ein Mißjahr, so hält ihn die Hoffnung der Fruchtbarkeit des nächsten aufrecht und munter. Unter meinem freien Himmel bin ich ein Freiherr im strengsten Sinne des Wortes und fürchte nichts auf der Welt als die große Welt mit ihrem nichtssagenden Ge-

schwätz in der Salon-Stickluft. Ich bleibe hier und nähre mich redlich und bilde die Assekuranz-Anstalt und den sichern Hafen, bereit für meine Brüder und Schwestern, Eins mit der Natur und meinem Gott, in dessen unmittelbarer Nähe ich leben und sterben will."

Der Vater umarmte den Erstgebornen und sagte: „Du hast Dir, nach meiner Meinung, den besten Theil gewählt. Ich übergebe Dir die Verwaltung des Gutes, und ruft das Schicksal alle Kinder von meiner Seite, so bleibst Du, um mir die Augen zu schließen."

Der Greis wendete die Augen nun nach seinem Sohne Emanuel, der sich den geistlichen Stand erkoren hatte. Die edle schlanke Gestalt, die milde Ruhe, welche sich wie ein sanftes Mondlicht über seine Gesichtszüge verbreitete, der fromme Blick der dunkelblauen Augen, der Goldglanz des blonden Haares, und die angeborene stille Würde seines Benehmens, gaben ihm das Ansehen eines höheren Wesens. Der Greis küßte den priesterlichen Jüngling mit einem in Liebe und Ehrfurcht verschmelzenden Gefühl und begrüßte ihn mit den Worten: „Diener des Herrn! Sprich selbst die Weihe Deines Berufes aus!"

Emanuel erhob die gesenkte Stirn mit den leuchtenden Augen und sprach:

„Mich pflegten die Hausgenossen stets den stillen Knaben zu nennen, und mein Leben in der Einsamkeit veranlaßte sie, mir schon früh eine mehr als gewöhnliche Achtung zu

bezeigen, ja mich freiwillig über sie zu erheben. Wandelte ich, in einem Buche lesend, über die Felder, oder am Rande des Bächleins, so war es in ihren Augen ein Erbauungsbuch und die Begegnenden baten mich, sie in mein Gebet einzuschließen. Du selbst, Vater, sagtest oft, Reinheit der Seele und des Leibes seien mir angeboren. Am Himmel und auf der Erde sah ich Gott, den Allmächtigen, Allgütigen, und vermißte ich ihn manchmal in den Menschen, so fand ich ihn in meinem Herzen wieder. Der erste Unterricht, welchen mir unser ehrwürdiger Schloßkaplan in der biblischen Geschichte ertheilte, schloß mir eine Welt im Glanz der begeisternden Morgensonne auf. Die Wunder der Schöpfung erhoben mich zum Throne des Schöpfers und der fromme Glaube stieg wie eine festgewurzelte Blume aus dem warmen Herzen empor. Da glaubte ich die Stimme Gottes zu vernehmen, die mir einen höhern Beruf verkündete. Ich erkannte die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des irdischen Daseins, die Nothwendigkeit und Gewißheit des ewigen Lebens, die Täuschung der Sinnenwelt und die Wahrheit des Geistes. Die Devise meines Lebens ist: „Glaube, Hoffnung und Liebe! der Glaube an Gott, die Hoffnung auf Unsterblichkeit und ewige Seligkeit im Reiche des Friedens, und die Liebe zu Gott und seinem Ebenbilde, dem Menschen." — Was ist meine heilige Bestimmung hienieden? „Die Menschen versöhnen, sie trösten; wenn das Unglück sie niederdrückt, sie stärken, wenn die Schwachen erlahmen, die Gefallenen erheben, den Rathlosen Hülfe leisten, den Verzagten beistehen, den Verzweifelnden

vom Verderben retten, den Verfolgten schützen, den Dürftigen nähren und kleiden nach meinen Kräften."

„Dem priesterlichen Menschenfreunde ist der schönste Wirkungskreis hienieden anvertraut. Er beruhigt und erbaut den kleinmüthigen Kranken; er lehrt ihn seine Leiden mit Geduld ertragen. Die Krankenpflege bietet ihm ein weites Feld für edles Mitgefühl und göttliche Weisheit. Der Priester ist's, der den Menschen von der Wiege bis an's Grab geleitet. Das Amt des Seelsorgers ist das schönste und wichtigste, ein himmlisches und zugleich das menschlichste."

„Er steht wie ein Schutzgeist vor dem Neugebornen und führt ihn in die christliche Gemeinde ein, die den Ankömmling liebevoll aufnimmt. Er lehrt das Kind durch frommen Unterricht Gott kennen und die Engel lieben. Er bildet das unwissende Mädchen zur Tugend; er besänftigt den verwilderten Knaben, und lehrt Beide beten. Und wie groß ist die Macht des Gebetes, das aus dem Herzen kommt! Es ist das Aufwärtslodern der Flamme zum Himmel, die unmittelbare Vereinigung des Menschen mit Gott. Welcher Priester fühlt sich nicht als ein höheres Wesen, den gegenwärtigen Gott in seiner Brust tragend, wenn er vor dem leuchtenden Hochaltar den Lobgesang anstimmt und über die von heißer Andacht Erfüllten aus der Tiefe seines Herzens den Segen spricht! Welcher Priester fühlt sich nicht selbst gehoben, wenn er der aufmerksam horchenden Versammlung das Wort Gottes deutet und den Geist Gottes verkündet, oder wenn er dem Sünder die Häßlich-

keit des Lasters, den Wahnsinn der Leidenschaft und die schrecklichen Folgen des Verbrechens vor die verblendeten Augen stellt und den Reuigen auf den Weg der Tugend, den Ausgestoßenen an die Brust der verzeihenden Menschheit zurückführt!"

„Die Hand des Priesters schließt, zwei Liebende vor dem Traualtare vereinigend, den schönsten Bund des Lebens, dessen Glück sie nur dann festgründen und erhalten können, wenn sie es wechselseitig geben und empfangen."

„Des Priesters Trostgründe reichen dem Sterbenden den Balsam jenes Lebens; der Priester segnet noch den Todten im Sarge."

„Und so will ich mit vollstem Pflichteifer ausschließend meinem höhern Berufe leben!"

Thränen stürzten aus den Augen des alten Freiherrn. Er rief: „Gott sei mit Dir und mit uns Allen! Auch ich will auf dem Sterbelager Deine Trostworte vernehmen; auch meinen Sarg sollst Du segnen!"

Als er die Thränen mit dem weißen Tuche getrocknet, und mit Innigkeit zum Himmel aufgeblickt hatte, winkte er den Sohn Gideon zu sich und reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Und Du, mein Gideon, dem der Ernst angeboren ist, Du, dessen Ausdauer und Festigkeit des Charakters sich schon in den ersten Handlungen und in den kleinsten Zügen des Knaben ausgesprochen haben, — ich halte es nun bei-

nahe für überflüssig, Dich zu fragen, ob Du in der getroffenen Standeswahl eine Aenderung eintreten zu lassen gedenkest."

Sidern drückte die dargereichte Hand des Vaters und erwiederte: „Wankelmuth ist der Quell unzähliger Thorheiten und Vergehen, eine Geißel der Menschen. Mir scheint ein Wankelmüthiger gefährlicher, als ein Böser. Wer darf einem Chameleon trauen, welches jeden Augenblick eine andere Farbe annimmt? Was er heute wünscht, verwirft er morgen, und was er einen Tag liebt, das verabscheut er am nächsten. Seine Ansichten und Gesinnungen haben unaufhörliche Flut und Ebbe; seine schwankende und ungezügelte Phantasie reißt ihn fort, wie ein wildes Pferd. Er thut, je nachdem diese oder jene Stimmung, dieser oder jener vorherrschende Gedanke sich seiner bemächtigt hat, Böses, ohne es eigentlich zu wollen, Gutes, ohne dabei ein Verdienst zu haben. Der ewig Wechselnde, bald vor= bald seitwärts Schreitende kommt nie an's Ziel und bleibt zerfallen mit sich selbst und mit der Welt, auf welche er gern alle Schuld seines Mißlingens wälzen möchte, während er selbst durch seine excentrische Kometenbahn Alles in Unordnung und Unruhe versetzt. Wer ihm traut, ist eben so betrogen, wie Derjenige, der auf Sand baut."

„Ich habe mich selbst geprüft und nach reifer Ueberlegung meinen festen Entschluß gefaßt. Mit Deiner Genehmigung mein Vater, trete ich in den Staatsdienst. Das Gesetz, sagt Plutarch, ist die Königin der Menschen und der Götter. Das Recht, füge ich hinzu, stammt vom Him=

mel. Als Priester der Gerechtigkeit will ich meine Laufbahn beginnen und vollenden. „Gerechtigkeit ist die Grundfeste der Staaten;" und: „das Rechte schützend im Auge behalten;" dieß waren die Wahlsprüche zweier allgeliebter Beherrscher eines mächtigen Reiches. Ich widme meine Kräfte der Gerechtigkeitspflege. Ich will das Recht vertheidigen und beschützen, das Unrecht bekämpfen und zermalmen. Die höchste Gerichtsbehörde sei der Tempel meines rastlosen Dienstes. Würde Jeder recht handeln, so hätten wir den Himmel auf Erden. Da es aber nicht so ist, so bedarf das Recht Vertheidiger, und Einer der Beschützer desselben will i ch sein."

„Mit Deinem Willen," sagte der Freiherr, „wird keinem Menschen ein Unrecht widerfahren. Halte nur fest darauf, daß die kleinste Mücke ihr Recht eben so gut hat, wie der größte Mensch! Topp, Herr Richter und Rechtsfreund! — Nun, mein Sohn Roland! wie steht's mit Dir!"

„Vater!" sagte Roland: „Laß mich als stumme Person hinter dem Vorhange sitzen. Diese Drei sollen für mich sprechen."

Auf ein gegebenes Zeichen traten Diener in den Pavillon. Sie stellten zwei historische Gemälde zur Schau; das Dritte war verhüllt. Die beiden erstern wurden von allen Beschauern bewundert und gerühmt. Endlich fiel die Umhüllung des Dritten. Vater und Mutter standen vor dem Altar, an welchem die Trauung der goldenen Hochzeit gefeiert wurde. Da erscholl ein lauter Jubel der Ueberra-

schung und der entzückte greise Bräutigam umarmte den Maler und Sohn. Dieser aber, erfreut und gerührt, sagte: „Die Kunst ist mein Himmelreich. Durch Deine Huld mein Vater! befinde ich mich in der glücklichen Lage, sie nicht als Broterwerb betreiben zu müssen. Gegen den traurigen Kampf mit den dringenden Lebensbedürfnissen bin ich gesichert; ich werde aber, ohne dem Taumel der Vergnügungen mich hinzugeben, eine vernünftige Einschränkung in meiner Lebensweise beobachten und nur meiner Kunst leben. So hoffe ich, daß es mir gelingen wird, Schönes und Großes zu bilden, und wenigstens das eifrige Bestreben eines, seiner unsterblichen Meister und Vorbilder nicht unwürdigen Jüngers zu beweisen. Lieber Vater! Es ist wahr, Religion, Geschichte, Mythologie, Allegorie und die herrliche Natur — sie liefern dem Maler einen Reichthum von Stoffen, die höchst interessant sein müssen, sobald der bildende Künstler den rechten Moment aufzufinden und eine begeisternde, prägnante Idee hervorleuchten zu lassen versteht. Ich aber habe einen neuen Plan gefaßt. Ich will Familienmaler werden. Unser Schloß mit seinen Bewohnern und Umgebungen werde meine Welt! Schon, mein Vater, habe ich mehrere Scenen aus Deinem, an edlen Thaten reichen, vielbewegten Leben auf den Schlachtfeldern und im häuslichen Asyl skizzirt, die ich großartig, mit rastlosem Fleiße und mit dem Aufwande aller mir zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel auszuführen gedenke. Sind diese Gemälde einmal vollendet, so hoffe ich, meine Brüder und Schwestern werden mir bis dahin auch aus ihrem

Leben Stoffe zu Scenen liefern, die es verdienen, daß Pinsel und Meißel all ihre Kunst aufbieten, solche Handlungen zu verewigen."

Jeder Bruder gelobte feierlich, sich des Vaters würdig zu zeigen und in seinem Fache das Beste zu leisten.

Insbesondere exaltirt zeigte sich Fidelis, derzeit Lieutenant eines, in einer entfernten Provinz stationirten Infanterie = Regiments. Da ein langwieriger Friede die künftigen Helden in Sicherheit und ihre Schwerter in der Scheide ließ, hatte Fidelis die schöne Gelegenheit, sich auf dem väterlichen Schlosse eines so langen Urlaubs und eines so ungestörten Stilllebens zu erfreuen, daß er allmälig in die tiefste Gemüthsruhe versank und auch nicht mehr in Zorn gerieth, wenn Jemand sich beikommen ließ, dem Kriege einen Stich zu versetzen oder die Segnungen des Friedens zu preisen. Jetzt aber fuhr er auf, wie das von einem Funken entzündete Pulverfaß. „Er müsse," sagte er, „sich bis in's letzte Haar seines mühsam gezügelten Civil-collier greo hinein schämen, daß er nicht einmal im Stande wäre, einem neugierigen Frager eine genügende Beschreibung vom Pfeifen der Flintenkugeln und vom Sausen der Bomben zu liefern. Seinen Zorn über diese Negative wolle er an dem wunderschönen Bart auslassen, zu dessen reicher Ernte er in fataler Uebereilung schon den nächsten Tag bestimmte. Er verwünschte den Frieden mit allen seinen Segnungen, rief die krebsrothe Kriegs-Furie aus der Unterwelt herauf, und schwur hoch und theuer, er

allein wolle den Bruder Maler mit reichhaltigem Stoffe versehen."

Da die gute Laune des immer lustigen Fidelis Allen bekannt war, so erregte diese Aeßerung allgemeines Gelächter, in welches der grimmige Held sogleich selbst einstimmte. Er umschlang den Vater mit beiden Armen und sagte: „O Du Vater aller Väter! Scherz bei Seite! Wird's einmal Ernst, so rechne darauf, daß ich Dir und mir selbst Ehre mache! Du aber, Bruder Maler, gib Dir Mühe, meine Heldenthaten würdig darzustellen, sonst hole der Teufel den Klekser!" —

„Nun," sagte der junge Aeskulap Medard, „kommt die Reihe an mich; ich stelle mich also unaufgefordert, um meinem verehrten Vater zu erklären, daß ich der vielgeliebten Arzneikunst bis zum letzten Hauche meines Lebens treu bleiben will, und auch Vielen die Gesundheit und das Leben zu erhalten hoffe, daß ich aber Gott nie genug danken könnte, wenn er mir die Gnade zu Theil werden ließe, das Leben meines theuern Vaters zu verlängern. Ich weiß wohl, daß, während die Kranken vom Arzte ihr Heil erwarten und oft das Unmögliche von ihm fordern, die Gesunden ihn gerne zur Zielscheibe ihres Witzes machen. Aber so sind die Menschen! Sie ziehen sich durch Unbesonnenheit und verkehrte Lebensweise, Krankheiten auf den Hals; sie befolgen dann die Vorschriften des Arztes kaum zur Hälfte; sie wollen ihm nicht einmal die ihnen recht wohl bekannten Ursachen ihrer Uebel angeben; sie verheimlichen eine Menge Dinge, welche sie offen gestehen sollten,

— und der Arzt soll dann Wunder thun! Das ist nun
einmal unser Schicksal und gehört so zum Kostum! Der
Kranke muß viele *Leiden* ertragen, der Arzt gar den
Kranken, was oft noch ärger ist. Du siehst, Vater, daß
ich die Schattenseite meines Standes genau kenne; das
hält mich aber nicht ab, auch der Lichtseite ihr volles Recht
widerfahren zu lassen. Einen edlen Menschen von Leiden
befreien und ihn zur Freude und zum Wohle Vieler am
Leben erhalten, ist eine That, die sich selbst belohnt, und
die Bürgerkrone verdient. Ein Arzt, der kaum sich selbst
angehört, ein Arzt, der Tage und Nächte seinen Mitmen-
schen opfert, ein Arzt, der sich selbst der Gefahr preisgibt,
um Andere der Gefahr zu entziehen, — Er sollte ein Ge-
genstand liebevoller Hochachtung sein! Und trifft sich's, daß
er auch mitunter Etwas nicht erkennt, oder Etwas übersieht,
welcher billig Denkende darf deshalb sogleich den Stab
über ihn brechen? Wie trügerisch sind manche Erscheinun-
gen! wie tief verborgen manche Geheimnisse der Natur!
Wer darf sich rühmen, fehlerfrei zu sein? Eben das rast-
lose Bestreben, die Heilkunde zu stets höherer Vollkommen-
menheit zu erheben, war die Hauptursache, daß so viele
Systeme, von Hippokrates an bis auf unsere Zeit, ausge-
sonnen wurden. Jedes hatte seine Vorzüge und seine Nach-
theile, und die Folge davon war, daß bei dem einen wie
bei dem andern Systeme Menschen gesund wurden, Men-
schen starben. So will es der Kreislauf des Blutes und
der Kreislauf der Dinge. Die Geschichte ist das größte
Todtenverzeichniß, und über der Eingangspforte in das Ge-

bäude des Lebens steht die einfache Aufschrift: „Durchhaus!“ — Darum ist's beschlossen: „Ich bleibe Arzt und thue das Meinige. Möge jeder Andere auch das Seinige thun! Haben die Menschen, die Alles tadeln, es in der Lebenskunst einmal so weit gebracht, daß sie keiner ärztlichen Hülfe mehr bedürfen, dann mögen die überflüssig gewordenen Heilkünstler den Lebenskünstlern und sich selbst vom Grunde des Herzens gratuliren. O prächtige Welt! O glückliche Leute! Jeder will lang leben, aber Keiner will alt werden; Jeder will gesund bleiben, aber Keiner will die Krankheit meiden. O prächtige Leut'! O glückliche Welt!“

Fidelis rief: Und Gott sprach: Mensch! Du sollst nicht ewig leben; und siehe da! er schuf einen Doctor und das war gut!“

Der Chor der Brüder fiel lachend ein, und schrie ein dreimaliges Weh! — Dann umarmten sie herzlich den mitlachenden Bruder Medard.

Zu ihm trat Theophil, der Gutmüthige, immer etwas Kränkliche und sagte lächelnd: „Wenn sie Alle Dir abtrünnig werden, so bleibe ich Dir treu. Dich, lieber Vater, bitte ich, mir mein Lieblingsfach: Die Geschichte und das Lehramt, zu lassen. Ich kenne nichts Herrlicheres, als der Bildner des jugendlichen Geistes zu sein und die Seele des Menschen mit den Ideen des Wahren, Großen und Schönen zu bereichern und zu begeistern. Dieses Ziel erreicht der Lehrer der Geschichte vor Allen am besten und am sichersten.“

„Die Geschichte ist das Museum aller Wissenschaf-

ten und das Pantheon der Kunst, die Walhalla der Menschheit. Die verschiedenen Ansichten und Meinungen der Philosophen aller Zeiten und Völker über den großen Entwicklungsgang der Menschheit, sie allein führen uns auf den Höhenpunkt, welchen der Sonnenstrahl unwandelbarer Wahrheit erleuchtet. Die Geschichte leitet uns durch das Labyrinth der Naturforschung; das Licht ihrer Fackel fällt auf Entdeckungen der Vorwelt in den Tiefen der Erde und in den entferntesten Himmelshöhen, die uns in Erstaunen setzen und zu neuen Ausgrabungen und Aufflügen begeistern. Die Geschichte der Erfindungen weckt den unermüdlichen Scharfsinn. Die Geschichte vom Entstehen, Blühen und Verfallen der Staaten weiht den Forscher in die tiefsten Geheimnisse der Völkerkunde und der Staatsweisheit ein. Die Geschichte vom Entwicklungsgange der Sittenkultur stellt dem Menschen dar, was er sein kann und was er sein soll. Die Geschichte ist die Trösterin und Lehrerin des Menschen, und ich will der bescheidene Sprecher auf dem Lehrstuhle der großen Lehrerin sein."

„Das Lehramt," sagte der Vater, „ist ein eben so schweres als wichtiges und würdiges Amt. Gott gebe, daß die Saat, welche Du ausstreuest, zur gesegneten Ernte reife! Und somit wäre denn die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit abgethan." — Nun aber setzt Euch in einen Kreis um mich! Ich halte für zweckmäßig und wünsche, daß ihr Euch in der Welt umsehet und Manches kennen lernet, was man daheim nicht kennen zu lernen vermag.

Bekommt Einer oder der Andere hie und da einen Streich oder Stoß, so kann es ihm nicht schaden. Ein Jahr genügt, um Euch jene, für den geselligen Verkehr erforderliche Ausbildung zu erwerben, welche man durch das Reisen erlangt, wenn man nicht wie ein Reisekoffer oder in's Blaue hinein reis't. Jeder von Euch ist verpflichtet, mir zu bestimmten Zeiten sein Reise-Tagebuch zu schicken, dessen Inhalt aber den Reisegefährten verborgen bleibt und nur zu meiner Kenntniß gelangt, da mir eben an der Vergleichung Eurer Ansichten und Erfahrungen sehr viel liegt. Otto und Emanuel — das versteht sich — bleiben bei mir, denn Jener gehört dem Felde, nicht der Heerstraße an, und Diesem könnte das Weltgetümmel weder ersprießlich, noch angenehm sein. Dagegen wäre es mir lieb, wenn Seling und Volcanelli sich entschließen wollten, die Reise mitzumachen; sie würden auf jeden Fall Euch, meine Söhne, in Allem gleich gestellt und gleich gehalten sein. Meine Herren! Wollen sie den Vorschlag annehmen?" —

Beide drückten dem Freiherrn ihre Bereitwilligkeit und die Freude über die ihnen zugedachte Ehre aus.

Der vielgewanderte und vielerfahrene Greis traf sogleich alle Anstalten zur bevorstehenden Reise. Im Schlosse begann nun die lebhafteste Thätigkeit; Herr und Diener zeigte sich in rastloser Bewegung. Die mütterliche Freifrau hatte den Kopf voll Gedanken, das Herz voll Sorgen. Sie trieb die Töchter an, nicht über die Reise zu schwatzen, sondern für die Reisenden fleißig zu arbeiten; nebstbei machte sie es allen Hausgenossen zur Pflicht, darauf zu achten,

daß ja nichts vergessen werde, denn es war eine ihrer fixen Ideen, jeder junge Mensch — ohne Unterschied — sei leichtsinnig, in manchen Dingen sogar stockblind und stocktaub. Es fehlte ihr daher auch nicht an zureichenden Gründen, am Abende jedes Tages, ehe sie zu Bette ging, über unerhörte Müdigkeit zu klagen, dann aber dem gesündesten Schlafe Ehre zu machen.

Der alte Freiherr beschäftigte sich insbesondere mit Ausarbeitung der Marschroute, welche sich jeden Tag so viele Abänderungen gefallen lassen mußte, daß sie sich am Ende gar nicht mehr gleich sah und das Durchstrichene mehr als zwei Drittheile auf jedem Papierblatte einnahm.

VI.

Zweifelhafte Geschichten.

Volcanelli erhielt, da die Abreise sich verzögerte, die Erlaubniß, auf einige Tage in die Stadt zurückzukehren, um sein Gepäck in Ordnung zu bringen und zugleich einige Ankäufe für die Familie zu besorgen. Der angenehme Aufenthalt im freiherrlichen Schlosse hatte den Dichter in die heiterste Stimmung versetzt. Die fröhliche Laune trieb ihn an, eine imaginäre Reise zu schreiben. Er wählte China zum Schauplatze der wunderbaren Begebenheiten und fabelhaften Erlebnisse, deren Held er selbst sein wollte.

Da er sich bei seiner Rückkehr in die Stadt der bei-

nahe vergessenen Lunetta wieder erinnerte und die verlassene Ariadne aus männlicher und poetischer Eitelkeit sich als in einen Zustand bittersüßer Melancholie versunken dachte, faßte er den edeln Entschluß, die Trauernde durch eine phantastische Humoreske zu belustigen. Er gab derselben den Titel: „Zweifelhafte Geschichten aus dem Tagebuche eines reisenden Poeten im Innern von China." Es sollte ein Seitenstück zu dem Tagebuche aus dem Dorfe Amerika sein. Da er wohl wußte, daß Lunetta in China eben so wenig zu Hause sei, als in Amerika, so schickte er ihr das interessante Werk, mit dem angenehmen Bewußtsein, daß er es in der edelsten und menschenfreundlichsten Absicht thue.

Ich theile dem Leser einige Bruchstücke aus demselben mit.

„China ist das Land der Beweglichkeit. Unbewegliche Dinge sind hier gar nicht zu sehen. Selbst das Leblose ist hier so unaufhörlich in Bewegung, daß man über die Schwerfälligkeit unserer Eisenbahnfahrten spottet."

„Gestern landete ich in einem chinesischen Dorfe, welches auf dem Wasserspiegel des gelben Flusses steht und, durch Ruder in Bewegung gesetzt, stromaufwärts und stromabwärts schwimmen kann. Ich verweilte hier einige Tage. Die liebenswürdigen Landleute gewannen zu mir

eine solche Neigung, daß sie mich auf dem Dorfe, wie in einem Schiffe, vier Meilen weit führten, bis wir am Ufer des Flusses an einer Stelle landeten, von welcher wir schon die nächstgelegene Stadt erblickten. Ich habe noch nie eine Reise so schnell und so bequem gemacht!"

„Die Stadt in welcher ich jetzt lebe, ist durch ihre Bauart und durch die Eigenheiten ihrer Bewohner eine der seltsamsten und merkwürdigsten auf dieser Erde. Sie nennt sich deshalb auch vorzugsweise den „Riesensäugling des Zeitgeistes und die Stadt der Wunderkinder."

Alle Häuser derselben stehen auf Rädern; man kann daher in den sehr breiten und langen Straßen, ohne auf das geringste Hinderniß zu stoßen, nicht nur einzelne Häuser, sondern auch die ganze Stadt, wie einen ungeheuern Armstuhl fortrollen. Sänften, Wägen und Pferde werden dadurch ganz überflüssig. Ein Haus besucht das andere, und man conversirt an den Fenstern. Zu den Soirees und theatralischen Vorstellungen rollen die Häuser eines nach dem andern vor. Man steigt am Thore eines Hauses, dem andern vis-à-vis, aus. Die Häuser bleiben auf dem nächstgelegenen Platze stehen und rollen dann, nach ihren Nummern aufgerufen, in bester Ordnung wieder vor. Da hier jede Familie ihr eigenes Haus bewohnt, so gewährt dies den Kranken besondere Vortheile und die Frauen bleiben, wenn sie auch den ganzen Tag mit den Häusern her-

umrollen und Fensterbesuche machen, dabei sehr häuslich. Manchmal bekommt die ganze Stadt eine unwiderstehliche Reiselust, und reist auch wirklich. Ich war selbst von der Parthie, als zwei solche Rollstädte einander in corpore Visite und Gegenvisite abstatteten. Es war ganz köstlich!"

„Ich komme nun auf die Hauptmerkwürdigkeit dieser Stadt, das heißt, auf ihre Kindereien, das heißt auf die Wunderkinder, von denen sie voll ist; denn es gibt hier gar keine andern Kinder als Wunderkinder, ein alltägliches Spiel der Natur, wie das Gold in Peru und die Diamanten in Ostindien oder die gebackenen Hühner in Wien und die Kipfel in Baden."

„Man sieht hier nichts als Kindlein, die schon als geborene Kunstgenies in die Welt kommen, und schon als Säuglinge die erwachsenen Künstler anderer Völker und Länder beschämen. Diese außerordentliche Erscheinung wird theils durch eine besondere Art von Maschinen, theils dadurch bewirkt, daß man die Kinder in der dritten Stunde nach der Geburt magnetisirt. Dann werden sie in ein Musik-Conservatorium oder in einen Hörsaal gebracht, wo eine auf der Katheder stehende Dampfmaschine ihnen Unterricht in allem Möglichen ertheilt. Director der sämmtlichen Wunderkinder-Bildungsanstalten ist ein Automat, der Alles kennt und kann, selbst das Unmögliche. Es versteht sich von selbst, daß bei einer solchen Unterrichts-Anstalt das, was unsere dummen Voreltern die Erziehung nannten, nämlich die langweilige, sittliche und religiöse Ausbildung des Menschen, bei solcher Genialität ganz überflüssig wird.

Vorzugsweise verlegt sich hier Alles auf die Musik und Tanzkunst, indem man von dem sehr richtigen Grundsatze ausgeht, daß die darstellenden Künste höher als die schaffenden, und die sinnlichen höher als die geistigen stehen." —

Als ich eines Tages in ein Zimmer trat, erblickte ich ein in der Wiege liegendes Kind. Das kleine chinesische Wesen, kaum acht Tage alt, rief mir zu:

„Deutscher Jüngling aus der Stadt N. N.! Sei so gefällig, mich auf die andere Seite zu legen! Dann gib mir aus jener Flasche dort drei Eßlöffel Champagner!" — Ich sagte, die Hände über den Kopf zusammenschlagend: „Wie? liebes Wunderkind! Du kannst weder essen noch Dich wenden, und sprichst schon, und trinkst Champagner?" — Das Kind lächelte ironisch und sagte: „Ich spreche chinesisch, ungarisch, englisch, italienisch und besonders gut deutsch-französisch. Nebstdem bin ich Virtuos auf der Violin und zugleich ein famoser Pianist." — Ich fragte, wie denn das Kindlein im Stande sei, mit den zarten Händchen den Bogen zu führen und die Oktaven zu spannen? — Das winzige Persönchen erwiederte mit wichtiger Miene, es führe den Bogen in seiner Art einzig mit den Füßchen; das Pianoforte spiele es mit dem über alle Begriffe schnell springenden Näschen. Mein Erstaunen über diese eben so schwierige als höchst originelle Spielweise machte dem Duodez-Figürchen ungemeine Freude. Ich mußte es emporheben und in meinen Armen halten; es beugte sich vorwärts; an der Seite der Wiege war eine

Violine befestigt, zu den Füßen ein Pianoforte von Streicher. Der Liliputer-Virtuos fuhr auf Beiden mit einer solchen Genialität herum, daß ich vor Entzücken außer mir kam und in einen somnambülen Schlaf sank."

„China ist das Vaterland des Unglaublichen. Ich darf ohne Uebertreibung sagen, daß man hier die Kunst besitzt, das Unmögliche möglich zu machen. Ich fand großes Wohlgefallen an der chinesischen Tracht und verlangte einen Kleidermachermeister, der mir sechs Stücke machen sollte. Was geschah? Eintrat ein schönes Sopha von Silberblech; auf dem einen Ende derselben saß eine Figur von Goldblech; vor ihr lagen viele Stoffe von Seide und von Baumwolle; dem Sopha folgte eine Maschine, aus deren unterm Kasten eine, nach oben sich erweiternde Röhre aufstieg, deren Inneres mehrere schiebbare Formen und Modelle enthielt. Gegen die Mitte war außen ein Rad angebracht, welches sich von selbst in Bewegung setzte, um zwei Scheeren wechselweise zu öffnen und zu schließen, dann einige Dutzend eingefädelte Nähnadeln vorzustoßen und zurückzuziehen. Die auf dem Sopha sitzende Figur ergriff mit ihren Goldblech-Armen ein Stück Seiden- oder Baumwollstoff, warf es von oben in die Oeffnung der Maschinenröhre und zog es nach $45\frac{1}{2}$ Sekunde als fertiges Kleidungsstück aus dem Kasten. Diese Manipulation ging mit solcher Blitzschnelligkeit vor sich, daß ich vor dem Verlauf einer Viertelstunde mit der reichsten Garderobe ausgestattet war."

„Konnte ich schon dieser Kleidermaschine meine Bewunderung nicht versagen, so gerieth ich am nächsten Tage, da ich bei einem Mandarin zu Tische geladen war, über den wunderbaren Gebrauch, welchen die Industrie von der Mechanik und Chemie zu machen weiß, um eine vollkommene Aesthetik der Kochkunst herzustellen, in ein unbändiges Erstaunen."

„Die Umgegend der Stadt liegt meilenweit wüst und öde. Der Boden ist so unfruchtbar, daß weder Baum, noch Strauch, noch Getreide wächst. Die natürliche Folge dieses unnatürlichen Uebelstandes ist, daß hier weder Ochs noch Kuh, weder Geflügel noch Wildpret, selbst kein Gemüse zu finden ist. Aber wie köstlich weiß sich der Scharfsinn der Einwohner, der in den naturhistorischen Wissenschaften zu Hause ist, aus dieser Verlegenheit zu helfen!"

„Am Schlusse des Gastmals fragte mich der humoristische Mandarin, was ich gegessen zu haben glaube? — Ich erwiederte, daß ich, so viel die Menge der schmackhaften Gerichte es gestatte, mich mit Vergnügen der deliciösen Rehrücken, Hasen, Fasanen und Repphühner, Artischocken, Spargel, Lachsforellen, Meerkrebse u. s. w. erinnere. Der Mandarin lachte mir in's Gesicht und sagte: „Guter Fremdling! Von Alle dem, was Du genossen zu haben glaubst, hast Du eigentlich nichts genossen, wenigstens nicht als Naturprodukt, sondern als reines Kunstwerk. Da uns die Natur im Thier- und Pflanzenreiche hier so Vieles versagt hat, so haben wir eine eigene Hochschule errichtet, an welcher den studirenden Zöglingen der Kochkunst, Vor-

lesungen über Mathematik und Mechanik, Physik und Chemie, Botanik und Anatomie, Aesthetik und Kulturgeschichte, gehalten werden. Menschen von so hoher Geistesbildung setzen uns dann in den Stand, der stiefmütterlichen Natur zu trotzen und zu spotten. Alles Wildpret, Geflügel u. s. w., was Du hier gesehen und genossen hast, ist durch mechanische Kunst aus heterogenen Stoffen gemacht und mit Flüssigkeiten durch chemische Zersetzungen und Processe nicht nur sehr schmackhaft gemacht, sondern auch auf solche Weise zubereitet, daß es durchaus keine Unverdaulichkeit verursachen kann. Bei dem letzten Zusatz fiel mir ein Stein vom Herzen, denn ich glaubte schon fürchterliche Magenbeschwerden und den unheilbaren Typhus zu fühlen. Der weise Mandarin schien zu bemerken, was in mir vorging, und sagte gutmüthig lächelnd: „Unwissender Fremdling! Sei unbesorgt! Es war nichts Schädliches dabei. Euere verkünstelten und vergifteten Speisen sind der Gesundheit viel nachtheiliger."

„Der Mandarin sagte die Wahrheit. Ich schlief die ganze Nacht sehr ruhig und befand mich am folgenden Tage sehr wohl. Es leben die Chinesen und ihre gastronomischen Hochschulen und der unfruchtbare Boden und die mechanisch-chemische Kochkunst!"

„Gestern sah ich einen sogenannten Kunstmenschen; ein Wunderwerk, dem ich allen Glauben versagen würde, wenn ich ihn nicht mit meinen eigenen Augen ge-

sehen und mit meinen eigenen Händen betastet und untersucht hätte."

„Es lebte in dieser Stadt, deren Namen ich vergessen habe, ein Jüngling — jetzt ein Mann in seinen besten Jahren. Er übertraf an Schönheit, Reichthum und Geistesgaben alle seine Zeitgenossen, doch waren die Schicksale, die ihn trafen, von so höchst eigenthümlicher und seltsamer Art, daß man ihn mit Recht den Unglücklichsten aller Unglücklichen und den Glücklichsten aller Glücklichen zugleich nennen konnte."

„Er verlor durch ein Pulverfaß, welches von einem, von einer Cigarre hineinfallenden Funken entzündet, in die Luft sprang, beide Augen. Es gelang einem herbeieilenden Okulisten, die Flüssigkeit und die Cristalllinse in den Augen festzuhalten und sie, statt der verletzten Hornhaut, in eine, dem Augapfel ähnliche, optische Glaskugel so gut einzuschließen, daß er die ganze Sehkraft behielt, ja, nach dem Unfall schärfer sah, als vorher. Er verlor bald darauf einen Fuß durch einen Schuß im Duell, den andern durch einen Sturz vom Pferde; ein Arm brach beim Ausglitschen auf dem Eise, der andere durch einen Fall über die Treppe. Es wurden ihm künstliche, mit allen Gelenken und Muskel-Surrogaten versehene Arme und Füße in die Fugen der, des zu befürchtenden Brandes wegen, abgenommenen, mit so unendlicher Kunst eingesetzt, daß er die künstlichen Glieder wie natürliche bewegen konnte. Das Unglück ging aber noch weiter; es begann einen förmlichen Wettkampf mit dem Glück und der Held von Beiden wurde auf das Neu-

ßerste getrieben. Eine böse Krankheit raubte ihm die Nase; man setzte ihm einen Knorpel ein, der, mit der eigenen Haut überzogen in das Gesicht einwachsen und in demselben das Bürgerrecht erwerben mußte. Er bekam eine Lungenentzündung, welche eine Lungensucht zur Folge hatte. Die Trümmer der zerbröckelten Lunge wurden mit feinen Zangen an dünnen Drahtsaiten durch die Kehle aus der Brust heraufgezogen und ein nagelneues Respirations-Werkzeug an die Stelle des verschwundenen in die Brusthöhle hinabgesenkt. Er bekam nach dieser glücklichen Operation eine köstliche Tenorstimme und machte sogar einen Wettlauf mit, bei welchem er den ersten Preis erhielt. Bald nachher ergriff ihn die heftigste Leidenschaft für die albernste aller Chinesinen, welche die kleinsten Füße hatte, die in China zu finden waren, so gewaltig, daß sein aufgeregtes Herz im wildesten Sturme aufschlug, und endlich gar zerplatzte. Es blieb nichts Anderes übrig, als ein künstliches Herz mit den dazu gehörigen Herzkammern, Herzohren und Herzbeutel an die Stelle des geborstenen Herzens zu setzen. Auch diese Operation ging so glücklich von statten, daß der Patient nachher noch verliebter wurde, als er es vorher war, was nicht wenig sagen will. Als er vor einer angebeteten Dulcinea in einer Schäferstunde, des Kostums wegen, auf die Knie stürzen wollte, fiel er mit dem Kopf auf das herabgefallene goldene Bracelet der Schönen und schlug sich ein Loch in die Hirnschale. Ein Splitter des Schädels, welcher dadurch gelöst wurde und auf das Hirn drückte, machte ihn wahnsinnig. Nach mancherlei Versuchen griffen Aerzte und Wundärzte

zu dem äußersten Mittel. Der Kopf, nachdem sogar das Trepaniren ohne Wirkung blieb, wurde abgenommen und statt desselben ihm der, mit der gehörigen Masse Fleisch bekleidete Schädel eines verhungerten Journalisten aufgesetzt. Aehnliche Unglücksfälle trafen nach und nach die noch übrigen Gliedmassen und Eingeweide; sie wurden aber nach der Operation sämmtlich besser, als sie vorher waren. Und so geschah es denn, daß endlich vom alten Naturmenschen nichts mehr übrig blieb, und aus demselben ein ganz neuer Kunstmensch entstand, der aber noch immer so schön und so kunstvoll und dabei so natürlich ist, als er es jemals war. Die Chinesen fühlten jetzt das sehnliche Verlangen, ihre Gliedmassen zu verlieren und Krüppel zu werden, damit sie neu ausgestattet werden. Es ist bereits dahin gekommen, daß alle Chinesen Kunstmenschen sein wollen und ein Naturmensch den andern verachtet. Man hofft auf diesem Wege den Leib des Menschen eben so unsterblich zu machen, als sein Geist es ist. Nur auf diese Weise läßt sich der scheinbare Unsinn erklären, daß die Chinesen Jedem Glück wünschen, der sich die Augen aussticht oder Arm und Bein und Genick bricht u. s. w. Wie sich Zeiten und Dinge ändern! Unglück erscheint jetzt als das größte Glück und Viele suchen sogar schwere Verletzungen gierig auf."

Unter Anderm habe ich die interessante Bekanntschaft eines reichen Hagestolzes gemacht, der die Passion hat, zu gleicher Zeit sechs schöne, doch sehr verschiedenartige Woh-

nungen zu besitzen. Mir drängte sich dabei der Gedanke auf, wie schwer es manchem Europäer fällt, den Miethzins für ein Dachstübchen zu bezahlen; und frage ich einen Vater, welcher Unterschied zwischen einer Tochter und der prächtigsten Luxuswohnung besteht, so wird er mir antworten: „Keiner; denn Beide verlangen eine, den väterlichen Beutel erschöpfende Ausstattung."

„Der chinesische Sonderling gibt jeder seiner sechs Wohnungen eine solche Gestalt und Einrichtung, welche ihn in den Stand setzt, in jeder derselben eine von den fünf übrigen verschiedene Lebensweise führen zu können. Eine von diesen Wohnungen ist zu großen Gastereien bestimmt, die zweite zu haustheatralischen Vorstellungen, auch zu musikalisch-deklamatorischen Akademien, die dritte zu einer Gemälde-Gallerie, die vierte, mit einer reichen Büchersammlung ausgestattet, zu gelehrten Studien, die fünfte, wie eine Einsiedelei gestaltet, für die Tage vorherrschender Melancholie und übler Laune, die sechste aber für die Zeit, wenn er, des Taumels in der großen Welt satt, sich einer behaglich-stillen, einfachen Lebensweise erfreuen will. Für jede dieser Wohnungen ist ein eigener Schlag von Menschen bestimmt; die Gäste, welchen der Zutritt in eine Wohnung gestattet ist, sind von den fünf übrigen streng ausgeschlossen, indem der Sonderling mit Einigen nur ißt und trinkt, mit Andern nur Musik macht, deklamirt und Komödie spielt, mit diesen nur Gemälde beäugelt, mit Jenen nur liest und studirt. In die stille Wohnung kommen nur wenige ge-

prüfte Herzensfreunde und in der Einsiedelei lebt er ganz allein, so lange, bis er seiner selbst überdrüßig wird."

„Diesem Manne stehen alle Mittel zu Gebote, jeden seiner Wünsche zu befriedigen, bis auf einen einzigen, indem ihm die Tücke des Schicksals, das ihm so Vieles gab, in einem Dinge zu viel gab. Dieses Zu viel betrifft seine — Nase, deren vorspringende Länge dem Gesichte ein so fabelhaftes Ansehen gibt, daß seine Feinde ihn den verwunschenen Prinzen nennen."

„Unglücklicherweise hat der mit diesem Meilenzeiger zu reich begabte Mann einen ganz besondern, unwiderstehlichen Hang, schöne Mädchen zu küssen; da steht ihm aber die kolossale Nase wie ein böser Zauberer im Wege, indem sie jede Gesichtsannäherung unerbittlich verhindert."

„Dieser Chinese, — dessen Namen ich vergessen habe, — ist einer der schönsten Männer des himmlischen Reiches und seiner göttlichen Zeit. Leichenblässe bedeckt sein Gesicht, und ein schwarzer Bart die Leichenblässe des Gesichts. Die modernen Leserinen werden ohne Zweifel einsehen, daß alle chinesischen Fräulein in den schönen chinesischen Sonderling execrabel verliebt sein mußten. Er hegte den Wunsch zu heirathen, hatte aber dabei den Eigensinn, keine Andere heirathen zu wollen, als Eine, welcher er ungeachtet jenes Nasen-Interdikts den Brautkuß geben würde. Das wurde ihm jedoch durch das Vorgebirg der Nase sehr erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht."

„Vor kurzem lernte er nun drei Schwestern kennen, welche im Rufe standen, nicht nur die schönsten der Stadt,

sondern auch so schön zu sein, daß man kaum zu entscheiden vermöge, welcher von ihnen der Preis der Schönheit gebühre. Der ungenannte Chinese faßte für die drei Grazien eine unsinnige Leidenschaft. Um zum Entschluß zu kommen, welche von ihnen er wählen sollte, schlug er den kürzesten Weg ein, das heißt, er besuchte sie."

„Eine der drei Göttinen war das vollkommenste Ebenbild der Venus, welches auch die beiden Andern gewesen wären, wenn sie nicht einen kleinen Defekt gehabt hätten, welcher darin bestand, daß sämmtliche Zähne dem holden Munde entflohen wären. Die Schwestern waren wohl reich an Schönheit, aber arm an Reichthum. Es gelang ihnen nur durch manche Entbehrungen und Opfer, sich ein künstliches Gebiß anzuschaffen, welches sie dann wechselweise in der Art benützten, daß diejenige von ihnen, die in die große Welt ging, das Gebiß in den Mund steckte, die zu Hause Bleibende aber ohne Gebiß herumging. Natürlich war die dritte Schwester, deren Zähne sich im besten Zustande befanden, für die Beiden ein Stein des Anstosses."

„Als der Ungenannte das Kleeblatt der Schönheit besuchte, traf sich's, daß er nur Eine der Schwestern zu Hause fand, nämlich diejenige, welche weder ein künstliches Gebiß, noch natürliche Zähne in dem lieblichen Munde hatte. Als der Ungenannte sich nannte, fühlte die Schwester Nr. 1 im Herzen plötzlich einen elektrischen Schlag von ungeheurer Gewalt. Sie glaubte in dem genannten Ungenannten, vom Nasen-Vorgebirge abstrahirend, den schönsten Mann aller Völker und Zeiten zu erblicken, und das elektrisirte Herz

loderte in helle Flammen empor. Auf den Schönsten machte die Schönste beim ersten Blick denselben Eindruck. Es ist aller Welt bekannt, daß die vielgepriesenen und vielbesungenen, sogenannten Korallen-, Kirschen-, Rosen- und Purpur-Lippen den weiblichen Mund wie eine Schatzkammer zweier Perlenreihen als Wächter verschließen. Die Schwester, welche das künstliche Gebiß entbehrte, gebrauchte jedesmal die Vorsicht, den Mund nur sehr wenig zu öffnen. Nun aber vergaß die Anwesende, von der Macht der Liebe betäubt, alle Besonnenheit in dem Grade, daß sie der geöffneten Mundhöhlung einen zu großen Spielraum gestattete. Der Bewußte glaubte in den Schlund eines kleinen Abgrundes zu blicken. Schwindel und Schauder befielen ihn. Er empfahl sich aber sehr artig mit der Versicherung, daß er sich nächstens das Vergnügen geben werde, seinen Besuch zu wiederholen."

„Es wurde auch schon am nächsten Tage nicht nur der Besuch, sondern auch dieselbe Scene mit der Schwester Nr. 2 wiederholt, welche den gleichen negativen Erfolg hatte. Der Schönste ging und erschien am nächsten Tage wieder. Da war denn die Schwester Nr. 3 zu Hause, welche die beiden Andern an Schönheit übertraf, und noch mehr durch ihre holde Schüchternheit, die so weit ging, daß sie den Korallen-, Kirschen-, Rosen- und Purpurmund beim Sprechen kaum öffnete. In dem Brautwerber erwachte nun die Besorgniß, daß vielleicht auch bei diesem Ideal der Schönheit die zwei Perlenreihen fehlen dürften. Um sich die Ueberzeugung von der schrecklichen Gewißheit dieses Gebre-

chens — selbst auf die Gefahr seines ganzen Lebensglückes, zu verschaffen, versuchte er Alles, was List und Schlauheit ihn ersinnen ließ; zuerst den Schrecken. Er stürzte, wie von plötzlicher Raserei ergriffen, der Ueberraschten zu Füßen. Purpurglut übergoß ihr Gesicht; sie fuhr zurück und stieß einen Schrei aus, doch — die Lippen öffneten sich so wenig, daß die Perlen, selbst wenn sie im Munde waren, unsichtbar bleiben mußten. Die Besorgniß des Liebenden stieg nun mit jedem Augenblick. Endlich kam er auf den Gedanken, die Kraft des Komischen zu versuchen. Er erzählte die lustigsten Anekdoten; seine Bemerkungen sprudelten von Witz; er erschöpfte alle Quellen des Lächerlichen. Endlich gelang's! Ein köstlicher Einfall, in ein vortreffliches Wortspiel eingekleidet, that die erwünschte Wirkung. Die Krone des schwesterlichen Kleeblattes brach in ein solches Gelächter aus, daß sie den Mund weit öffnete und zwei Reihen von Zähnen, weiß, wie Alabaster, Marmor, Elfenbein, Schnee und Lilien, zeigte. Der Ungenannte verstummte zuerst vor Entzücken; dann aber schrie er in Extase: „O glücklicher Ting-Hong-Li! Welcher Sterbliche darf sich rühmen, den tausendsten Theil deines grenzenlosen Glückes nur zu ahnen! Er vergaß in diesem seligen Augenblick die ganze Welt, ja sogar die unbillige Länge seiner längsten aller langen Nasen, die es ihm bisher unmöglich gemacht hatte, sich einem Munde zu nähern, noch viel weniger das Ziel eines Kusses zu erreichen. Er stürzte, von Liebe glühend, dem reizendsten aller Gesichter entgegen, um den blühendsten aller Lippen den feurigsten aller Brautküsse aufzudrücken;

aber ach! die leichtsinnige Riesennase bedachte nicht, daß sie ein gefährlicher Felsenriff oder ein herabgelassener Schlagbaum zwischen den zwei Gesichtern sei. Sie stürzte, da sie den lieblichen Mund nicht erreichen konnte, wie ein großer Geier auf das Taubennäschen des Fräuleins mit solcher Gewalt, daß die Zurückgestossene blutend zu Boden fiel und im Fallen mit dem Munde an einen Armstuhl schlug. Ein durchdringendes Wehgeschrei verkündete dem rasenden Brautwerber, daß die Gefallene nun das Schicksal ihrer Schwestern theile, das heißt, daß die zwei blendend weißen Perlenreihen vom Rosenmunde Abschied genommen hatten."

„Die Zofe eilte der Gebieterin zu Hülfe; Ting-Hong-Li floh aber, als hätte er einen Mord begangen, aus dem Zimmer, zahllose Verwünschungen über sich selbst und seine unselige Nase ausstoßend. Er beschloß, ledig zu bleiben und den Freuden der Liebe zu entsagen; er stellte sich vor den Spiegel und beschimpfte und mißhandelte die arme Nase, die ihm als ein, auf dem Gesichte sitzender böser Geist erschien, eine Stunde lang. Nachdem er ausgetobt hatte, fing er an, darüber nachzudenken, was er nun mit der zahnlosen Venus, mit sich selbst und mit der verruchten Nase zu thun habe. Vor Allem erkannte er klar, daß dieses Geruchs-Organ, als Verbrecherin an der Schönheit selbst, eine furchtbare Strafe erleiden müsse; aber welche? Es gab ein Mittel, wodurch zugleich die Strafe vollzogen und er selbst von seinen Leiden befreit und in den Stand vollkommener Kunstfähigkeit gesetzt würde. Und dieses Mittel bestand in dem kathegorischen Imperativ: „Herunter mit der

alten Nase und ein neues Gesichts-Ministerium!" Also abschneiden? Eine schmerzliche Operation! Und dann, eine Nase, die in dem Gesicht schon dreifach das Bürgerrecht erworben hat, so plötzlich des Landes verweisen! — Ihre bürgerliche Existenz war allerdings mit einer großen Inkonvenienz verbunden, es kam aber dabei in Betrachtung zu ziehen, daß diese Nase seit so vielen Jahren an dieses Gesicht und das Gesicht an diese Nase, er selbst aber an die Nase wie an das Gesicht gewohnt war. Beim Aufsuchen der vielen Gründe gegen das Nasen-Abschneiden fiel dem bedrängten Ting-Hong-Li auch das Sprichwort ein: „Was Gott zusammen gefügt hat, soll der Mensch nicht trennen!" — Das alte Kernsprüchlein entschied nun zu Gunsten der alten Nase und er beschloß die Angeborne von der Wiege mit in's Grab zu nehmen. Der scharfsinnige Leser wird mir indeß Glauben schenken, wenn ich ihn versichere, daß der Hauptgrund für die Beibehaltung der eingebürgerten Nase doch nur in der — Furcht vor der schmerzlichen Operation lag. Ting-Hong-Li ging jetzt noch um einen Schritt weiter, er beschloß von der fatalen Nase einen sehr ersprießlichen Gebrauch zu machen, indem sie ihm den sichersten Beweis von der Stärke wahrer Liebe bei seiner Göttin verschaffen könnte."

„Er ging zu ihr und that ihr mit der alten Riesennase den Heirathsantrag, um sie auf die Probe zu stellen. Und siehe da! Sie bestand die Probe, das heißt, sie ratificirte den Heirathsantrag; nur floßen dabei viele Thränenperlen über den Verlust der beiden Perlenreihen des ver-

waisten Korallen-, Kirschen-, Rosen-Purpurmundes, welcher, vom lieblichsten Lächeln umschwebt, dem in Entzücken zerschmelzenden Bräutigam die billige Beibehaltung der alten Nase bewilligte. Wer war glücklicher als Er! Wer war glücklicher als Sie! Am Hochzeitstage gab ihr der Bräutigam, auf den Brautkuß Verzicht leistend, ein künstliches Gebiß von Zähnen aus einer Composition von Perlmutter mit Elfenbein, der Solidität wegen mit Diamanten gefüllt."

„Ich hatte eine sehr gelehrte Lobrede auf die großen Nasen und ein ungemein witziges Lobgedicht auf die falschen Zähne geschrieben. Ich überreichte beide Elaborate am Hochzeitstage und erhielt dafür von dem großmüthigen Brautpaare zwei kostbare Geschenke. Der Bräutigam gab mir eine Nase von Topas und eine goldene Tabakdose, die Braut einen silbernen Mund mit Lippen von Rubin. Ich werde Dir, Lunetta, diese sehr werthvollen Kunstwerke durch eine eigene Brieftaube überschicken, welcher Du auf ihrer Rückreise die Empfangsbestätigung mitgeben wirst."

„Eine höchst seltsame Erscheinung ereignete sich auch beim Hochzeitschmaus. Unter den Meisterstücken, welche die Zuckerbäckerei, mit der Bildhauerkunst wetteifernd, zum Desert geliefert hatte, befand sich auch ein kleiner Mops, das artigste Thierchen, das man sich denken kann. Der Braut gefiel das zierliche vierfüßige Zuckerpüppchen, welches ihrem verstorbenen Schooßhündchen glich, so außerordentlich,

daß sie dasselbe mit Schmeichelworten und Liebkosungen überhäufte und über dem Hündchen beinahe den Bräutigam zu vergessen schien. Was jetzt geschah, wird man nicht so leicht zum zweiten Male wieder sehen. Wer immer daheim sitzt, kann dergleichen Dinge nie erleben. Man muß reisen, um Augenzeuge von solchen Merkwürdigkeiten zu werden. Dadurch läßt sich auch die jetzige Reisewuth erklären."

„Der Bräutigam wurde gegen den kleinen Zuckerhund so eifersüchtig, daß er den Entschluß faßte, den vierfüßigen Nebenbuhler mit guter Art aus dem Wege zu räumen. Er beredete die Braut, den süßen Unhold zu essen, da er aus den wohlschmeckendsten Ingredienzen und Essenzen zusammengesetzt sei. Der Schönsten der Schönen war die geheime Triebfeder dieses Verlangens nicht entgangen. Da es ihr nun als ein sehr schmeichelhafter Beweis von der Stärke der unerhörten Liebe des Bräutigams galt, daß er sogar gegen ein Hündchen von Zucker eifersüchtig wurde, so hob sie dasselbe mit ihrem Lilienhändchen vom Goldteller, welchen ihr der Bräutigam mit flehenden Blicken reichte, holdlächelnd empor und hielt es an den Rosenmund."

„In diesem Augenblicke begann das Hündchen zu wachsen, und wuchs, wie der Stundensalat, mit unglaublicher Schnelligkeit fort und fort, bis es die Größe und Gestalt des ehemaligen Schooßhündchens erreicht hatte, und seiner holden Gebieterin die von ihr empfangenen Liebkosungen zehnfach zurückgab. Allgemeiner Jubel! Nur wurden die Gäste unter sich nicht einig, ob sie dieses Zauber- und Wunder-Ereigniß der Macht der Liebe oder der Gewalt der

Eifersucht zuschreiben sollten. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich selbst nicht recht im Klaren bin."

„Am nächsten Tage verließ ich nicht nur das glückliche Ehepaar, sondern auch den Aufenthaltsort, in welchem ich so viele Freuden und Auszeichnungen genossen hatte. Die Stadt, welche ich hierauf besuchte, war in Allem das Gegentheil von meiner frühern Residenz, ein wahres Jammerbild! Die Einwohner, ein Abschaum entarteter, in Schlechtigkeit versunkener Menschheit, schienen kein anderes Geschäft zu haben, als einander das Leben zu verbittern. Ich traf auch nirgend einen vergnügten, mit sich und der Welt zufriedenen Menschen, nirgend ein offenes, ehrliches, heiteres Gesicht. Es schien, als ob ein tödtlicher Sirocco den Kreislauf des Blutes verstörte und die Nerven abspannte."

„Das Grundübel dieses traurigen Zustandes und die Hauptquelle aller Untugenden und selbstverschuldeten Leiden war der, in den entwürdigten Gemüthern vorherrschende Hang zur Falschheit und Heuchelei. In Mund und Herzen hatte die verbannte Aufrichtigkeit einer gleißnerischen Selbstsucht Platz gemacht; die höchsten wie die geringsten Stände brachten es in der Verstellungskunst zu einer seltenen Meisterschaft und Niemand sprach ein wahres Wort. Der Mandarin, welcher in dieser Provinz und ihrer Hauptstadt als Statthalter die oberste Gewalt ausübte und die täglich zunehmende Verschlimmerung der Einwohner mit Entsetzen bemerkte, hatte schon seit längerer Zeit alles Mögliche ver-

sucht, um durch sittliche Maßregeln und auf mildere Weise eine Besserung zu bewirken: da aber alle gut gemeinten Versuche fruchtlos blieben, faßte er endlich den Entschluß, mit Strenge vorzugehen und Zwangsmittel anzuwenden. Der weise Mann versprach sich davon um so mehr einen guten Erfolg, als er bei seinen großen Geistesgaben auch den Vortheil besaß, in die Geheimnisse der höheren Magie eingeweiht zu sein, kraft deren er in den Herzen der Menschen lesen, folglich wissen konnte, was Jeder dachte und empfand und wie gewaltig die Worte mit den Gedanken und Handlungen kontrastirten. Ohne diese Eigenschaft wäre er nie im Stande gewesen, seinen ruhmwürdigen Plan zu realisiren."

„Der Statthalter ließ also unter Trommelschlag und Trompetenschall ein Edikt feierlich bekannt machen, wodurch allen Einwohnern der Stadt, unter Androhung der schärfsten Strafen, befohlen wurde, so zu sprechen, wie Jeder denke und empfinde, selbst gegen seinen Willen, folglich in jedem Falle, selbst wenn es zu seinem unverkennbaren Schaden gereichen würde, die reine Wahrheit zu sagen, klar, bestimmt und unumwunden. Nun fingen die Leute an, theils aus Furcht vor der Strafe, theils weil der weise Mandarin auch den siderischen Einfluß benützte, einander die beleidigendsten Wahrheiten, ja sogar die gröbsten Sottisen in's Gesicht zu sagen. Die ehemalige falsche Süßigkeit verwandelte sich in die aufrichtigste Bitterkeit. Derjenige, der vorher dem Andern seine uneigennützigste Freundschaft betheuert hatte, gestand ihm nun, daß er ihn

nur benütze, um Dieses oder Jenes durch ihn zu erreichen; sei dies geschehen, so werde er sich nicht weiter um ihn bekümmern. Wer den Andern vorher mit Schmeicheleien überhäuft hatte, erklärte nun unverholen, er thue es nur in der Absicht, ihn besser betrügen zu können. Den Reichen, die ein Haus machten, erklärten die Gäste unverholen, daß sie nicht der Person, sondern nur ihrem Gelde und ihrer reichbesetzten Tafel huldigen. Die präsumtiven Erben erklärten dem Erblasser, daß sie sehnsuchtsvoll auf sein seliges Ende warten. Den Künstlern gab man deutlich zu verstehen, daß man sie nur des Vergnügens wegen, oder um die lange Weile aus den Salons zu vertreiben, benütze und daß größtentheils nur die Eitelkeit, den Mäcen zu spielen, ihnen den Eintritt in die große Welt gestatte. Den demuthsvollen, an die Großen gerichteten Bitten fügten die Supplikanten bei, daß diese Kriecherei nicht das Werk der Hochachtung sei, sondern nur ihrem mächtigen Einflusse auf Verleihungen, Beförderungen u. s. w. gelte. Den Schönen sagten die Verehrer am Schlusse der Vergötterung, daß es nicht so gemeint und das ihnen gespendete Lob nicht zur Hälfte wahr sei, auch daß man sich mit den Angebeteten nur eine Unterhaltung oder einen Scherz machen wollte. Den heirathslustigen Mädchen gaben die glühenden Liebhaber, am Ende der zahllosen Schwüre von ewiger Liebe und Treue, die Versicherung, daß sie gesonnen seien, entweder gar nicht, oder nur eine Reiche zu heirathen, indem die Schönheit viel geschwinder vergehe, als das Geld, und jene altere, dieses aber ewig jung bleibe."

„Dieser ungeschminkte Ausdruck der wahrhaften Gesinnungen hatte zur Folge, daß sich in allen Familienkreisen, in allen Salons und auf allen Straßen die unliebsamsten Geschichten und die fatalsten Auftritte ereigneten, da Jeder die Wahrheit sagen mußte und Keiner sie hören wollte. Die ganze Stadt lieferte ein großes häusliches Schlachtgemälde. Nachdem Feindseligkeit und Verwirrung den möglich höchsten Grad erreicht hatten und allgemeiner Mord und Todschlag loszubrechen drohten, sah der weise Mandarin sich genöthigt, das zu thun, was schon manche Gesetzgeber vor ihm gethan haben und andere nach ihm thun werden, das heißt, er widerrief sein Gesetz und verordnete das Gegentheil. Es erschien demnach, abermal unter Trommelschlag und Trompetenschall, ein Edikt, durch welches die Wahrheit und die Aufrichtigkeit unter Androhung der härtesten Strafen zur Wiederherstellung der Ordnung und der Ruhe feierlich und auf das strengste verboten wurden. Um sich aber bei dem Widerspruche keine Blöße zu geben, nahm der weise Mandarin in dem neuen Gesetze die gewähltesten Ausdrücke zu Hülfe. So z. B. lautete eine Stelle: „Es werde hiermit Jedem, weß Standes, Geschlechtes und Alters er auch sei, verboten, Alles, was er denke, empfinde, wünsche oder verabscheue, geradezu, rücksichtslos, unbesonnen und auf beleidigende Weise herauszusagen. Es sei vielmehr der Wille und Zweck des zur Beförderung echter Humanität erlassenen Gesetzes, daß Jeder sich eifrigst bestrebe, die schönen geselligen Tugenden der Klugheit, Schonung und Höflichkeit auszuüben, nie

gegen die Vorschriften der Artigkeit und des Anstandes anzustoßen, und in allen Fällen den guten Ton und die feine Sitte zu beobachten."

„Dieses milde Gesetz verfehlte seine Wirkung nicht. Die Leute wurden wieder so falsch wie vorher und Alles war gut. Haß, Heuchelei und Eigennutz zogen sich in das Innere der Gemüther zurück. Die Maske der Liebe, die Larve der Freundschaft und die Schminke des Edelsinns thaten Wunder."

„Glückliche Lunetta! Du lebst in dem herrlichen Europa, wo alle Tugenden zu Hause sind, wo Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Edelsinn wie der Thymian ohne alle Pflege überall wild aufwachsen; Du kannst es gar nicht begreifen, wie unerträglich mir das Leben in dieser Hauptstadt der Herzlosigkeit, der Falschheit und des Eigennutzes ist. Ich konnte es nicht länger hier aushalten. Ich schickte mich zur Abreise an; aber denke Dir meinen Schrecken! Das Gesindel fürchtete, daß ich seine Schlechtigkeit in meiner Reisebeschreibung aller Welt bekannt machen würde. Man verweigerte mir den Paß; man hat jedes Schiff, jedes Fuhrwerk in Beschlag genommen."

„Nur ein extremes Mittel blieb meinem Genie übrig. Eine Meile von der Stadt entfernt, liegt ein Berg von nicht bedeutender Höhe, dicht am Ufer des Meeres. Er ist auf der Südseite mit dichtbelaubten Bäumen bewachsen, die nicht nur den ganzen Tag hindurch erfrischenden Schatten

gewähren, sondern auch sehr nahrhafte und wohlschmeckende Früchte tragen. Da nebstbei das sammtweiche Gras, dessen Fülle den Boden bedeckt, als köstliches Ruhebett dient, so ist man auf diesem Berge, der in der öden Umgebung wie ein Spiel der Natur dasteht, besser als in irgend einem Gasthause, und zwar unentgeldlich, versorgt. Auf diesen Berg baute ich nun meine letzte Hoffnung; er sollte mir, in Ermanglung eines andern Fuhrwerkes, als Schiff zur Heimreise nach Europa dienen. Meine große Aufgabe bestand nun darin, das Unbeweglichste aller unbeweglichen Dinge beweglich zu machen. Obschon ich die ungeheure Schwierigkeit des Unternehmens erkannte, so gab ich die Hoffnung doch nicht auf, weil ich wußte, daß es auf dieser Erde nur ein einziges ganz unbewegliches Ding gebe, das ist: „Ein hartes — Menschenherz!"

„Glücklicherweise befanden sich unter den Einwohnern der Stadt Viele, welche eine solche National-Eitelkeit besaßen, als wären sie geborne Franzosen. Diese Leutchen verehrten mir eine mit Goldmünzen gefüllte Cassette, wobei sie mir zu verstehen gaben, es sei ihr sehnlicher Wunsch, in meiner Reisebeschreibung als die Elite der Stadt, und zwar mit ihren Namen, gelobt zu werden; sie wollten es übrigens meiner Einsicht und Discretion überlassen, bei dieser bescheidenen Lobhudelei die grellsten Farben so dick als möglich aufzutragen."

„Nun ging es an die Bergarbeit. Ich hatte einige Maurer und Steinmetze in Sold genommen. Mit Anbruch der Nacht fingen wir an, den Berg mit Hacken, Schau-

feln und Brechwerkzeugen aller Art zu untergraben und am Rande von allen Seiten so zu behauen, daß er endlich von der Oberfläche der Erde ganz abgelöst, ja wie abgeschnitten war. Als der Tag zu dämmern anfing, stellten wir uns an die Rückseite des Berges und drückten mit vereinigten Kräften so lange vorwärts, bis es gelungen war, denselben dicht an den Rand des Ufers zu schieben. Noch den letzten Stoß, und er stand auf dem Wasserspiegel! Ich sprang ihm auf den Rücken, erkletterte den Gipfel, bediente mich zweier langen Stangen als Ruder, und das Bergschiff flog, indem die Baumwipfel die Stelle der Segel vertraten, blitzschnell dahin."

„So befinde ich mich nun auf hoher See, und trotze, keinen Schiffbruch befürchtend, allen Stürmen, Gewittern und haushohen Wellen, ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides für alle vorbeisegelnden Kriegs- und Kauffahrtei-Schiffe, deren viele von einem wüthenden Orkan an Felsen geschleudert und zertrümmert wurden. Sie wären mit Mann und Maus untergegangen, hätte nicht ich ihnen hülfreiche Hand gereicht und sie aufgenommen. Von unzähligen Segenswünschen begleitet, hoffe ich bald in Europa zu landen, und Dir, nebst meiner leiblichen Nase und dem dazu gehörigen Munde, auch die beiden werthvollen Kunstgebilde derselben im besten Zustande glücklich einzuhändigen."

VII.

Die Straßen-Bibliothek.

Als Lunetta diese zweifelhaften Geschichten erhielt, befand die Arme sich in einem so traurigen Zustande, daß die Krankenwärterin es nicht wagte, ihr das Manuscript welches zu ihrer Erheiterung dienen sollte, zu übergeben, aus Furcht, es könne etwa unangenehme Nachrichten enthalten. Die nähern Umstände dieses Ereignisses soll der Leser bald erfahren.

Volcanelli war indeß mit dem freiherrlichen Hippokrates in die Stadt gekommen, um einige zur Reise nöthige Ankäufe zu besorgen. Wir finden Beide an einer Straßenecke stehend, wo die Menge der an der Mauer klebenden Anschlagzettel ihre volle Aufmerksamkeit beschäftigte. Medard, durch diese ihm neue Erscheinung überrascht, rief voll Freude aus: „Welche herrliche Anstalt! Oeffentliche Bibliotheken an allen Straßenecken zu errichten! Köstlicher Gedanke! Hier kann man sich die interessantesten Kenntnisse unentgeltlich sammeln, zugleich die Tagesgeschichte der ganzen Stadt studieren, die physischen und geistigen Bedürfnisse der Menschen, alle Zustände der großen und kleinen Welt, selbst die wichtigsten Zeitfragen kennen lernen. Ich behaupte, daß diese prächtigen, alle Gegenstände des Wissens und Nichtwissens umfassenden Straßen-Bibliotheken, wenn sie noch mehr raffinirt werden, alle sogenannten öffentlichen und Privat-Bibliotheken, ja selbst alle Zeitschriften und Buch-

handlungen überflüssig machen. Eine solche, mit den interessantesten und wissenswürdigsten Tagsneuigkeiten beklebte Straßenecke ist das eigentliche Buch des Lebens, eine Journal-Riesenschlange, welche alle kleinen Journal-Schlangen verschlingt. Und sieh nur! welches eben so zarte als unparteiische Selbstlob in allen diesen zeitschriftlichen Annoncen herrscht! Wie tief durchdrungen vom Bewußtsein ihrer Wichtigkeit diese literarischen Trompeter sich fühlen! welche edle Ueberzeugung von ihrer Weisheit und Wahrheitsliebe sie beseelt! So wie ich nicht begreife, wie Griechenland und Rom ohne Journale bestehen konnten, eben so wenig kann ich mir nun eine Straßenecke ohne Hunderte von Ankündigungen vom Zwerg- bis zum Riesen-Format denken. Um der Sache die höchste Vollkommenheit zu geben, bliebe nur noch das Einzige zu wünschen, daß es den Schriftstellern und Verlegern gefallen möchte, in die Bücher-Anzeigen, womit sie die Mauern der Häuser zu verzieren belieben, ergiebige Auszüge aus den Werken selbst als genügende Proben ihrer Vortrefflichkeit mitzutheilen."

Volcanelli bezeigte dem Arzte über diese Bemerkungen großes Wohlgefallen und sagte lachend: „ein Dichter brauche weiter nichts zu thun, als sich jeden Tag vor eine solche, mit gedruckten Papiertapeten beklebte Mauer zu stellen, und ein paar Stunden im Freien und unter dem lärmenden, bunten Stadtgewühl zu lesen und die Aeußerungen der mit und neben ihm Lesenden zu hören; er müsse hier einen Schatz von Stoffen finden. Zu allem Ueberflusse wolle er sich sogleich um einen armen Teufel umsehen, der, gegen

gute Bezahlung, diese Blätter aus dem Buche der Zeit und des Lebens jeden Abend von der Mauer sorgfältig ablöse und sie ihm in's Haus bringe. Auf diese Art werde er eine reiche Bibliothek der Gegenwart anlegen. Er bedauerte nur, daß er nicht schon früher auf diesen köstlichen Gedanken gekommen sei. Die beiden Freunde fingen sogleich einen Wettstreit an, wobei Einer dem Andern alternirend einen Anschlagzettel vorlas und die Deklamation mit seinen Bemerkungen begleitete.

Volcanelli. „Fleck-Ausbringungs- und Kleider-Reinigungs-Anstalt.“ — Ein nützliches und zweckmäßiges Institut! Wer davon Gebrauch macht, gewinnt sich die gute Meinung, daß er wirthschaftlich und sparsam ist. Prasser und Verschwender werfen jedes befleckte Kleid gleich weg, ohne an eine Ausbesserung desselben zu denken. Das Fleckenmachen in die Kleider characterisirt den Menschen. Der Unaufmerksame besudelt sein Kleid häufig, der Leichtsinnige trägt die Flecke die längste Zeit mit sich herum. Den Künstlern, und insbesondere den Dichtern, muß man die vielen Flecke, so wie die Dintenklexe, nachsehen, weil sie zu zerstreut sind. Beim weiblichen Geschlechte ist jeder Fleck im Gewand ein Zeuge von Mangel an Reinlichkeit und Ordnungsliebe, manchmal sogar an Zartgefühl. Nicht selten deuten befleckte Kleider auf befleckte Seelen. Man könnte die Menschen in zwei Hauptklassen eintheilen; nämlich in solche, deren Stärke darin liegt, Fehler zu begehen und Flecke zu machen, dann in jene, die dazu geboren scheinen, die Fehler Anderer gut zu machen und die Flecke auszu-

bringen. Ueberhaupt aber gefällt mir diese Reinigungs- und Fleckausbringungs-Anstalt so gut, daß sie mich auf die Idee führt, wie nothwendig eine moralische Anstalt dieser Art wäre. Es sollte zwar jedes Erziehungs-Institut eine moralische Reinigungs-Anstalt sein; da aber in manchen Erziehungs-Instituten mehr Fehler in die Kinder hinein als heraus gebracht werden, so will ich einen Roman schreiben, in welchem eine solche moralische Reinigungs-Anstalt die Hauptrolle bilden und so drastisch wirken soll, daß man schmutzige schwarze Seelen in sie wie in einen Waschtrog nur hinein zu tauchen und nach einigen Schwenkungen rein und schneeweiß herauszuziehen braucht, wodurch denn eine vortreffliche neue Generation an die Stelle der nichtswürdigen alten tritt und in meinem Romane die entartete Menschheit wieder zu Ehren kommt.

Medard. „Echte Pariser-Stiefel-Glanzwichs!“ und dicht daneben: „Echte Londoner-Stiefel-Glanzwichs!“ — Das sieht einer Herausforderung gleich. Edler Wettstreit! Franzosen und Engländer treten mitten auf deutschem Kampfplatz in die Schranken und werfen sich — wenn nicht den Handschuh — wenigstens den Schuh ohne Hand und den Stiefel zu. Jeder der beiden deutschen Herolde behauptet, im allein glücklich machenden Besitz der echten Glanzwichs zu sein. Das kann die traurigsten Folgen haben. Deutschland — ich sehe es voraus — wird sich spalten, wird in zwei Parteien zerfallen und die bluttriefende Zwietracht, noch schwärzer als die schwärzeste Stiefelwichs, wird hohnlachend ihre Pechfackel schwingen. Ob

Frankreich oder England siegen wird im Kampfe — nicht der weißen und der rothen Rose — sondern in dem der echten, schwarzen und glänzenden Stiefelwichs mit der noch echtern, noch schwärzern, noch glänzenderen, — das ruht noch im Schooße der Zukunft; die Götter wissen's. Ich will mein Mögliches thun, die Sache auszugleichen, das heißt, ich werde von beiden Wichsen eine Flasche kaufen und dann die Stiefel abwechselnd damit bestreichen lassen, so daß jeder von beiden einen Tag französisch, den andern großbritannisch, nie aber deutsch, erscheint. Vielleicht gelingt es mir, wegen meiner industriellen und kommerziellen Verdienste, dann auch, als Vermittler der drei großen Nationen, ein Monument zu erwerben.

Volcanelli. „Fertige Männer-Kleider aller Art und zu allen Preisen." Eine sehr lobenswerthe Anstalt! Wenn das Sprüchlein: „Das Kleid macht den Mann," wahr ist, so muß es nicht minder wahr sein, daß der Mann — nämlich der Schneider, das Kleid macht, und daß folglich aus einer solchen Humanitäts-Anstalt Männer von jeder Qualität hervorgehen müssen, was nothwendig zum Nutzen und Vergnügen des weiblichen Geschlechtes gereichen muß. Es ist die Pflicht der Männer und Solcher, die es werden wollen, dieses Institut zu unterstützen, so viel der Beutel es zuläßt und nöthigen Falls auch gehörige Schulden zu machen, wenn sie die Wichtigkeit und den Vortheil bedenken, daß Jeder, der bisher in der Salonwelt und auf Promenaden eine Null war, aus einem solchen Kleidungstempel in einem Augenblick als gemachter Mann hervor-

gehen, in die geistreichste Gesellschaft der großen Welt eintreten, den schönsten Damen keck in's Gesicht schauen und sogar ihre Blicke auf sich ziehen kann. Gäbe es keine solche grandiose Kleiderkünstler, durch deren Genie die Zahl der schönen Künste um eine, vielleicht die am meisten drastische, vermehrt worden ist, so müßte Mancher in seines Nichts durchbohrendem Gefühle vergehen, welchen nun der Schneidermeister mit Beihülfe seiner Musen, nämlich der Schneidergesellen, wie durch einen Zauberschlag in einen Halbgott verwandelt. Der Letztere genießt nebstbei noch den Vortheil, daß er nach einiger Zeit in demselben Tempel, der ihn ausstaffirte, gleich einer Schlange die erkaufte oder erborgte Haut wieder ablegen kann. An einem Schneider im Großen hängen tausend kleine Kunden wie die Egel an einem sie zertretenden Fuße; ein Schneider im Großen ist ein Wallfisch, der tausend kleine Fische verschlingt. Hier herrscht Einheit, das Hauptprincip der Staatsweisheit und Staatsverwaltung, und es ließe sich durch allgemeine Einführung solcher Kleider-Anstalten leicht dahin bringen, daß die ganze männliche Menschheit einen Zuschnitt erhielte. Schade, daß weibliche Anstalten der Art sich nicht realisiren lassen, weil die Mode eine Eintagsfliege ist, und den weiblichen Kleidern nur die kürzeste Dauer gestattet.

Medard. „Eine neue Cravaten-Niederlage." Es ist erfreulich zu sehen, wie der Mensch sich selbst ein hochnothpeinliches Halsgericht aufbürdet, sich selbst in's Joch zwingt, sich selbst strangulirt. Und wie konsequent er dabei bleibt! Er würgt sich im kältesten Winter wie im heißesten Sommer

wenn sich's um die Mittheilung einer unliebsamen Wahrheit handelt, viel häufiger aber pflegen sie einander einen blauen Dunst vorzumachen, und während sie einander Weihrauch streuen, streuen sie einander zugleich Sand in die Augen. Der Mensch macht es mit den Kerzen, wie mit den Menschen; wenn er sie benöthigt, so entzündet und schneuzt er sie; bedarf er ihrer nicht mehr, so löscht er sie aus. Die meisten Menschen pflegen, weil sie es mit Keinem verderben wollen, wie jenes pfiffige Landmädchen, ein Licht dem Erzengel Michael anzuzünden, und eines dem Schwarzen mit den Bocksfüßen, bis endlich das Schicksal mit der größten aller Lichtscheren über sie kommt. Dann ist's aus mit allem Glanz der Eitelkeit, und das Milly-, Stearin-, Apollo- oder Universal-Kerzen- und Menschenlicht erlischt in Nacht. Der größte Theil der gerühmten Prachtkerzen dient dem Vergnügen und dem Luxus. Du, einfache Nachtlampe und du, gemeine Unschlittkerze! ihr müsset euch Geringschätzung gefallen lassen. Kränket euch darüber nicht! Der Fleiß des Dürftigen und der Segen des schlaflosen Armen entschädigen euch dafür reichlich. Schön ist allerdings ein von tausend Prachtkerzen schimmernder Saal oder ein Palast in seinem Lichtmeer; schöner aber das Morgenroth des jungen Tages, welches er beschämend durch die Fenster auf die vor Neid erbleichende Kerzenmenge leuchten läßt. Dieses Licht ist mein Lieblingslicht und zugleich das echte und wahre Licht.

Volcanelli. „Waaren-Ausverkauf. Fort, mit Schaden!" — Es ist doch eine herrliche Sache um das Los-

schlagen! Wer schlägt nicht gerne los und zu, wenn er kann und darf? Der Eine auf seinen Beutel, der Andere auf sein Leben, der Dritte auf seine Nebenmenschen. So wie man gerne aufschlägt und auf Alles zuschlägt, eben so schlägt man gerne mit Allem los: Der Kaufmann mit seiner Waare, der Verliebte mit seinen Schwüren, die Schöne mit ihrem Putz und ihren Reizen, der Salonmensch mit seinem homöopathischen, stereotypen und einstudierten Witz, der Soldat mit seinen Strapazen und Heldenthaten, der Schriftsteller mit Manuscripten, der Buchhändler mit fruchtlosen Ankündigungen, der Schauspieler auf der Bühne mit den Armen, außer dem Theater mit bescheidenem Selbstlob, der Kranke mit Vorwürfen auf den Arzt, der Arzt mit Heilmethoden auf den Kranken, der Processirende mit Invektiven gegen die uneigennützigen Advokaten, der Reiche mit seinem Gelde, der Arme mit Klagen über die schlechte Zeit, der Stutzer mit seinen galanten Abenteuern, die emancipirte Dame mit geistreichen Bemerkungen und Touristen-Erlebnissen, u. s. w. So viel bleibt gewiß, daß alle Menschen dem Auskaufe ihrer guten oder schlechten Waaren sehr geneigt sind und einem Andern für sein gutes Geld selbst ihr Schlechtestes billigerweise gerne überlassen. Bei den inhaltsschweren Worten: „Fort, mit Schaden!" fällt mir nun ein: „zu wessen Schaden? des Käufers oder des Verkäufers?" Das ist die Frage!

Medard. Kraft- und Haarwuchs-Pomade!"—Diese Pomade erfüllt mich mit Ehrfurcht und heiliger Scheu, denn sie liefert den dreifachen schauderhaften Beweis, erstens

daß man durch Kunst die Natur überflüssig machen, zweitens, daß der Mensch sogar das Unmögliche leisten kann, drittens, daß der Schöpfer sich die Mühe ersparen konnte, Haare auf dem Haupte des Menschen wachsen zu lassen. Das Erste beweist sich, weil die Kunst Dinge hervor und zu Stande bringt, welche die Natur verweigert, z. B. wirkliche Haare und Haartouren; das Zweite, weil die Wunder-Pomade Haare hervorzaubert, wo keine Haarwurzeln vorhanden sind; das Dritte, weil der Schöpfer nicht voraus sah, daß Perrückenmacher kommen würden, welche das kahle Menschenhaupt mit Haarschmuck in der modernsten Form bedecken würden. Ich ziehe hiernach den folgenden Vernunftschluß: „Kann die Pomade Haare hervorbringen, so können wir die Perrückenmacher entbehren; benöthigen wir aber Perrückenmacher, so muß der Pomade die Haarerzeugungskraft fehlen.“ — Ich mache daher den Vorschlag, daß Perrückenmacher und Haarwuchspomade-Erzeuger einander mit Feuer und Schwert verfolgen sollen. Und dennoch rühmt mancher Tausendkünstler, sich selbst widersprechend, zugleich seine, den Haarmangel ersetzenden Perrücken und seine den Haarwuchs hervorzaubernden Pomaden. Ich erlaube mir nur zwei Fragen. „Behält das schöne Geschlecht sein Haar in der Regel deshalb länger, weil das wilde Geschlecht oft Haare lassen muß?“ Und die zweite: „Sehen wir jetzt so viele kahlköpfige Jünglinge nur deshalb, weil das vertrocknete schlaffe Gehirn dem Haare weniger Nahrung gibt, als der viel genießende, immer thätige Mund unserer Lions oder Salon-Löwen, die mehr zerrissen als reißend sind. Auf dem

nächsten Zettel wird ein Schönheitswasser angekündigt, dessen Wirkung nicht ausbleiben kann. Ich will es glauben; man sieht deshalb in allen Salons die vollkommensten Schönheiten in Hülle und Fülle. Es läßt sich daher auch begreifen, daß selbst die Häßlichste sich für schön hält und jede Schmeichelei für baare Münze nimmt, wozu sie unter diesen Umständen auch das vollste Recht hat. Der Traum von einer schönen Seele ist darüber in Vergessenheit gerathen.

Volcanelli. „Künstliche Zahngebisse." Für manche Menschen ist der Verlust der Zähne ein wahres Glück. Der Schlemmer, wenn er nicht mehr so gut und so schnell beißen kann, tritt als sichtbares Mitglied in einen unsichtbaren Mäßigkeits-Verein. Migrän und Indigestionen hören auf; er wird ein gesunder Mann und gewinnt an Lebensjahren, was er an Zähnen verloren hat. Der zahnlose Bramarbas wird ausgelacht, wenn er mit zornglühendem Gesichte ausruft, er möchte Diesen oder Jenen mit den Zähnen zermalmen. Eine schlechte Declamatrice, ein distonirendes Fräulein, die mit ihrem erbärmlichen Vortrage und mit der gellenden Singstimme manchen braven Leuten das schuldlose Trommelfell zerrissen und die Ruhigsten in Verzweiflung gestürzt haben, geben, wenn die Zähne aus- und die Anbeter abfallen, der Kunstrednerei, den Bravour-Arien und — der Liebe den Abschied. Die dankbare Welt erfreut sich der gewünschten Ruhe. Den beißlustigen Zahnlosen erübrigt nichts Anderes, als sich etwa durch moralische Bisse an dem lieben Nächsten zu entschädigen. Nun kommen die falschen

Zähne; ihnen gebührt auf jeden Fall der Vorzug vor den falschen Zungen und vor den hohlen Zähnen, die im Munde eines hohlen Kopfes ihr Unwesen treiben. Ein künstliches Gebiß, welches beim Schlafengehen den Mund verläßt und am Morgen wieder seinen Einzug hält, ist ein seltsames „Memento mori!" welches den Menschen an seine Gebrechlichkeit und an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert, folglich ihn ermahnt, vorsichtig und mäßig zu sein. Glücklich Derjenige, der beim Augenzahn an das Augenlicht, beim Weisheitszahn an die Lebensweisheit, beim hohlen Zahn an die Herzensfülle, beim Zahnweh an die Seelenruhe, beim plombirten Zahn an das, dem Menschen bei Unfällen nöthige à plomb, bei den Stockzähnen an die Schläge des Schicksals denkt und dann mit Vernunft und Gemüthsruhe mit seinen eigenen Zähnen in manchen sauren Apfel des Leben so lange hineinbeißt, bis er endlich in's Gras beißt!

Medard. Hier eine pompöse Ankündigung von „Brillen, Lorgnetten und Operngucker n." — Was mag Ursache sein, daß unsere jungen Herren gar so schlechte Augen haben und mit Brillen beinahe auf die Welt kommen? Das rastlose Studieren? das unaufhörliche Lesen bei Tag und Nacht? die Sünden der Väter? die eigenen Sünden der Söhne? oder die Mode? Letztere wohl größtentheils. Sie gebietet; man schämt sich beinahe, gute Augen zu haben und ohne Augengläser auf der Promenade oder in einem Salon zu erscheinen. Die Damen bedienen sich zwar der Augengläser seltner, weil sie ihre schönen Augen gerne

unverglast zeigen; sie lassen sich aber lieber mit Glasaugen beäugeln, weil das mehr Aufsehen macht; auch schmeichelt es ihnen, daß die Anbeter sich ihretwegen die Augen bewaffnen, um besiegt und entwaffnet zu werden. Traurig bleibt es immerhin, die Natur mit Augengläsern begaffen zu müssen; es gibt aber Manche, die schärfer sehen, wenn sie die überflüssigen Augengläser abnehmen. Das schöne Geschlecht bedient sich ihrer selten, weil sie das schönste Gesicht häßlich machen. Dafür hält es sich an die Lorgnette, wobei es gegen die Männer Ein Auge zudrücken kann. Das ist menschlich. Es gibt auch in moralischer Beziehung Kurzsichtige und Andere, die nur in die Ferne sehen; Jene kleben an der Gegenwart, Diese denken und handeln für die Zukunft. Die preciösen Operngucker sind die Werkzeuge der Theater-Koketterie; man vergißt über dem Fixiren hübscher Schauspieler und schöner Tänzerinen das ganze dramatische und choreographische Bühnenwerk. Es lebe die Plastik! Es lebe die Sinnenwelt! Fort mit dem Geist! Fort mit Schaden!

Volcanelli. Sieh da! Verluste über Verluste werden hier angezeigt. „Ein verlaufener Mops." Seine Gebieterin zerfließt über diesen ihren Liebling in bittere Thränen. Ein Tag ohne ihn scheint ihr wenigstens acht und vierzig Stunden zu haben. Kennzeichen: Seine Füße sind die zierlichsten, die ein Mops haben kann. In seinen schwarzen Augen liegt ein gewisser Trotz, der in seiner Art einzig ist. In den faltigen Zügen des schwarzen Gesichtes liegt viel Humor, und wenn er die Ohren spitzt, ist der leibhafte

Satyriker nicht zu verkennen. Sein Gebelle ist wohl nicht sonor, vielmehr etwas gellend, allein er weiß es, aus Zartgefühl für die reizbaren Nerven seiner Gebieterin, zu mäßigen, auf eine Weise, welche dem edelsten Menschen zur Ehre gereichen würde. Die unterzeichnete Zofe bietet dem schätzbaren Publikum, welches so glücklich sein wird, das vierfüßige Kleinod in die Arme der Gebieterin zurückzuführen, die nicht unbedeutende Summe von fünf und zwanzig Gulden Münze, vielleicht auch noch mehr. Fanny N. N. Zofe." -- Nebenbei ein anderer, gleich schmerzlicher Verlust! Ein Papagei ist entflohen, vermuthlich um in seine Heimat zurückzukehren. Alle Luftschiffer werden im Namen der Menschlichkeit aufgefordert, ihm nachzufliegen und den undankbaren Flüchtling einzuholen. Viel Glück zum Fange! — Sieh da! ein entsprungener Affe! Wozu einem entlaufenen Affen nachlaufen? Aefft doch Ein Mensch dem Andern nach! — Verlorne Brieftasche. Der redliche Finder wird gebeten, das darin befindliche Geld zurückzustellen, die Brieftasche aber sammt dem beiliegenden Billet doux und dem Porträt der Geliebten des Lion als Remuneration zu behalten. Geld regirt die Welt, und soll schon etwas eingebüßt werden, so gilt das Geld ohne Herz mehr als ein Herz ohne Geld. — Solche Anzeigen sind eine gute Sache. Ich möchte sie aber noch mehr in's Große treiben, da der Mensch oft viel größere Verluste erleidet. So wäre z. B. gehörig anzuzeigen ein verlorner Liebhaber, der Verlust des guten Rufes, verlorner Kredit, verlorne Ehre, verlorne Ruhe, verlorne Unschuld, ein verlornes Gedächtniß für ge-

nossene Wohlthaten, oder wenn Einer bei dieser oder jener Gelegenheit den Kopf verloren hat, u. s. w. Ich zweifle nicht, daß sich genug redliche Finder finden würden.

Medard. Hier präkonisirt sich eine „Damen-Schwimmschule und eine gymnastische Uebungsanstalt." Ein wahres Glück! Und welche heilsame Wirkungen offenbaren sich überall! Frauen und Fräulein, die sich im Winter die Lungensucht und Schwindsucht ertanzt haben, — im Sommer fangen sie an zu schwimmen und zu turnen, und — siehe da! die halben Leichen gehen wie der Phönix aus seiner Asche hervor; von Migrän und Nervenzuständen ist keine Rede mehr. O herrliche Generation der Weiblichkeit! Wohin man blickt, nichts zu sehen als kräftige Gestalten; Männinen in Fülle der Gesundheit. Man glaubt, im Schweizerland zu sein, von rüstigen Dirnen umgeben. O zartes Geschlecht! wie weit hast du es gebracht, seitdem die Emancipation ihre Schranken dir geöffnet hat! Die bornirte Jungfrau von Orleans müßte sich schämen, vor diesen Heroinen an Leib und Seele zu erscheinen. Das verdanken wir der Mode. Einst gefiel sich das schöne Geschlecht im interessanten Kränkeln, und es war beinahe eine Schande, keine Nervenzustände zu haben. Jetzt heißt es: „Keine Nerven mehr! „Alles muß vom Blut kommen. So will's die Mode!"

Volcanelli. Hier werden Vorlesungen angekündigt. Nur hineingegangen in den Hörsaal! So kann man doch ohne Unwahrheit sagen, daß man darin war. Hat man etwas davon verstanden, so kann's nicht schaden; hat man

nichts verstanden, — wer kann dafür? Ich würde auf jeden Fall rathen, nebst den Herren auch Damen den Zutritt zu gestatten, so können die Zuhörer zugleich ihre Schaulust befriedigen, und die geistreichen Zuhörerinen gehen noch geistvoller hinaus als sie hineingegangen sind. Da kommt mir ein glücklicher Gedanke! Ich will auch Vorlesungen halten, und zwar über ganz neue, sehr interessante Gegenstände, z. B. über die Macht der langen Weile in den Salons; über die Kunst, im Theater einzuschlafen; über die Kunst, über Alles, was man nicht versteht, viel und schön zu sprechen; über die Damenkunst, auf Eisenbahnen ein eisernes Herz zu haben; über die Kunst, den Leuten auf den Dampfschiffen einen blauen Dunst vorzumachen; über das Vergnügen, welches eine gute Knackwurst nach einer gefrornen Soirée gewähren kann, u. s. w."

Medard. Hier finden wir eine Anstalt, wo der Unterricht in den Sprachen aller Völker ertheilt wird. Man lernt jetzt Alles halb und nichts recht, weil man gar zu Vieles lernen will. Der Kopf wird angefüllt, das Herz bleibt leer. Treibhauspflanzen ringsumher! Kempele'sche Sprach-Automate mit gangbaren Redensarten, wie der feine Ton in den Salons sie eben bedarf, um in der zweiten Soirée zu wiederholen, was man in der ersten schon zum zehnten Mal gesagt hat. Und so klebt denn hier, wie an allen Straßenecken, ein schneller Franzose, ein fertiger Italiener, ein geschwinder Engländer u. s. w. Wäre es nicht an der Zeit, auch eine chinesische Lehrkanzel zu errichten,

um die Opiumfrage gehörig zu besprechen? Neue Sprachen tauchen auf; manche alte gehen unter. So z. B. gehört die Sprache des Herzens und die Sprache der Wahrheit jetzt unter die todten Sprachen, zur lateinischen und griechischen. Die allgemeine Sprache, die dem Menschen angeborene Augensprache, worin das schöne Geschlecht der beste, aber auch der theuerste Sprachmeister ist, hat noch immer ihren guten Kurs, den sie auch behalten wird, so lange es Augen gibt. Selbst Blinde sind nicht ohne Augensprache.

Volcanelli. Welche Menge von Buchhändler-Anzeigen! Es ist doch eine erfreuliche Erscheinung, daß bei all dem ungeheuren Wechsel der Moden das Essen nie aus der Mode kömmt. Sehr natürlich! Es gehört zu den Bedürfnissen der Zeit. Daher die zahllose Menge der Kochbücher! Daher die Aufnahme der Kochkunst in den Bereich der schönen Künste! Hier erscheint sogar die farbige Abbildung einer Kochkünstlerin, einst Köchin genannt. Es war also unserer Zeit vorbehalten, das Ideal einer Köchin zu schauen, einer Priesterin im Tempel der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Ich werde nächstens ein Lehrgedicht schreiben: „Der Kampf der Köchinen mit den Köchen um die Siegespalme.“ Dieses Werk dedicire ich dem sogenannten Buchhändler-Gremium, weil es der gesuchteste und gangbarste Verlags-Artikel ist. Hier ein anderes unsterbliches Werk: „Der Jungfrau schönstes Ziel,“ — das ist: „ein Mann!“ Nur frisch d'rauf losgesteuert, meine lieben Jungfrauen! — Und wieder ein anderes Werk: „Die Kunst mit Männern glücklich zu sein!“ Eine schwere

Kunst! Und doch möchte ich dazu ein Gegenstück schreiben: „Die Kunst ohne Weiber glücklich zu sein." Ueberhaupt würden Schriftsteller, die ihren Magen berücksichtigen wollen, am besten thun, nichts Anderes als Seiten- und Gegenstücke zu schreiben. Da man jetzt die Kontraste und Widersprüche, noch mehr das sich Widersprechende, liebt, gerne zugleich ungläubig und leichtgläubig, geizig und verschwenderisch, allopathisch und homöopathisch ist, so möchte ich den Verlegern rathen, bei der Ankündigung neuer Werke immer beizusetzen, daß durch dieselben einem dringenden Bedürfnisse der Zeit abgeholfen wird. Da übrigens unsere Zeit eine Feindin der Halbzeit und der Oberflächlichkeit ist, so könnte es nur sehr vortheilhaft sein, viel Ganzes herauszugeben, z. B. das Ganze der Schaf- oder Flöhzucht, das Ganze der halben Aufklärung, das Ganze der Zerrissenheit, das Ganze der Geldmacherei u. s. w. Herabgesetzte Bücherpreise haben den besten Erfolg dann, wenn man die Preise auf Null herabsetzt, da es viele Leser, aber wenig Käufer gibt. Bücher — wer liest sie nicht! Bücher — wer kauft sie gern? Worin mag aber die Ursache liegen, daß die Lehrbücher, die ehemals so kurz abgefaßt waren, jetzt immer weitschweifiger und bändereicher werden? In den Bedürfnissen der Zeit oder in den Bedürfnissen der Schreibenden? Die Schüler sollen jetzt so viel wissen, daß sie nicht wissen, wo sie alle die Zeit und all das Geld zu all dem Wissen hernehmen sollen.

Medard. Da komme ich auf Zündhölzchen, ein gefährliches Ding, besonders in unserer Zeit, wo überall ein

Ueberfluß von Zündstoff liegt und Alles so leicht Feuer fängt, daß man nicht genug dämpfen und löschen kann. Tausend Schmähsüchtige gehen mit ihren Zündhölzchen herum und Flammen lodern auf. Der bösartige Witz streicht seine Zündhölzchen, und Tausende freuen sich, wenn seine frevelhaften Funken sprühen. Während die großen Leidenschaften ihre Brandfackeln schwingen, richten die kleinen mit ihren Zündhölzchen nicht weniger Schaden an. Jedes Buch, welches schlechte Gesinnungen anfacht, ist eine böse Zündhölzchen-Maschine; manche Ruhestörer und Zwietrachtstifter gehen als lebendige Zündhölzchen herum.

Volcanelli. Hier rühmt sich ein Porträtmaler, der zugleich Lithograph ist, wie ein Arzt, der zugleich Allopath und Homöopath ist. Der gute Maler bürgt für die Aehnlichkeit seiner Porträts; wer bürgt aber für ihn? Der gute Mann weiß nicht, wie schwer es ist, für sich selbst gut zu stehen; es grenzt an das Unmögliche, da sich der Mensch nicht nur alle sieben Jahre, häufig sogar alle Jahre, ja alle Tage so ändert, daß er kaum zu kennen ist und auch Andere nicht mehr kennen will, besonders Diejenigen nicht, denen er verpflichtet wäre, weil sie ihm Gutes gethan haben. Stände der Maler jetzt vor mir, so würde ich ihm sagen: „Die Eitelkeit der Menschen ist grenzenlos. Male die Häßlichen schön, die Alten jung, und du bist in kurzer Zeit ein reicher Mann! Einem Pinsel kann kein Pinsel zu viel schmeicheln."

Medard. „Ein Wachsfiguren-Kabinet!" Höchst überflüssig! Man findet allüberall mehr Wachsfiguren als

Menschen, Wesen mit Augen, die nicht sehen, mit Ohren, die nicht hören, mit Köpfen, die nicht denken, mit Herzen ohne Gefühl. Manche seelenlose Schöne, ist sie etwas Anderes, als eine Wachsfigur? Manche bewunderte Tänzerin, ist sie etwas Anderes, als eine wächserne Drahtpuppe? Mancher mechanische Amtsschreiber, sollte er nicht eine pflichtschuldige Wachsfigur sein? Wie viele Menschen, deren Inneres hohl ist, zeigen das Scheinleben einer Wachsfigur! Ein Freund versprach mir einst, mich in ein Wachsfiguren-Kabinet zu führen. Als wir eintraten, sagte er: „In diesem ersten Zimmer siehst Du drei Tische mit Herren und Damen, die Karten spielen, Whist, Ombre und Boston." Ich bewunderte den Ausdruck in den Gesichtern der Spielenden. Plötzlich schrie Einer derselben laut auf, und warf die Karten fluchend auf den Tisch. Die Partnerin wollte vor Schrecken vom Stuhle sinken. Mein Freund zog mich lachend zur Thür hinaus. Der Schelm hatte sich mit mir einen Spaß gemacht. Ich gönne es jedem wackern Geschäftsmanne, der sich den langen Tag abgemüht hat, von Herzen, wenn er Abends am Spieltischchen eine unschuldige Erholung findet, aber jeden Spieler aus Leidenschaft oder Gewinnsucht hole der Teufel!

Volcanelli. „Eine optische Zimmerreise sammt Panoramen und Phantasmagorie." Diese Art zu reisen ist unstreitig allen von der Reisesucht befallenen Herren und Damen vorzugsweise zu empfehlen. Sie ist die bequemste und sicherste, auch die schnellste und wohlfeilste. Man kann in diese optischen Bilder eben so gedankenlos hineingaffen, wie

in die Welt, und es steht sogar jedem Zimmerreisenden frei, bei sich ergebender Gelegenheit zu sagen: „Auch ich war in Paris oder London, in Triest oder Preßburg!" Macht er etwa noch ein paar Zusätze aus dem betreffenden Artikel des Conversations-Lexikons, so kann ihm Niemand etwas dagegen sagen. Da alle Erscheinungen ihren Grund haben müssen und keine Wirkung ohne Ursache ist, so habe ich darüber nachgedacht, woher denn die moderne Reiselust rührt. Ich habe sieben und siebzig Hauptursachen entdeckt, deren sieben ich hier anführen will. Eine derselben besteht offenbar darin, daß das Reisen, welches vormals mit vielen Schwierigkeiten, Beschwerden und Hindernissen verbunden war, jetzt durch die Eilwägen, Eisenbahnen, Dampfschiffe u. dgl. ungemein erleichtert wird. Man reis't jetzt mit Flügeln. Bettler können nach Amerika fliegen und uns dann für das geringste Almosen geographische Berichte mittheilen. Eine zweite Ursache des Touristen-Fiebers ist die Mode. Wer nicht alle fünf Erdtheile durchreis't hat, dem bleibt nichts übrig, als vor Scham zu vergehen. Als Nummer 3 kommt die liebe lange Weile, die dem Menschen keine Ruhe läßt; und so ist unsere Zeit in gewisser Hinsicht ein goldenes Zeitalter, noch mehr aber ein quecksilbernes geworden. Die häuslichen Frauen lassen jetzt ihr ganzes Hauswesen in Stich und verlegen sich auf's Reisen. Die Welt ist ihr Haus und die Männerwelt ihr Mann. Ein vierter Beweggrund zum Reisen ist der Wunsch, Bewegung zu machen, und zwar auf eine solche Art, daß man sich dabei dem Genusse des beliebten „dolce far niente," auf deutsch: „dem

holden Nichtsthun," einer Mischung von Müßiggang und Müßigsitzen, hingeben kann, so daß man halb lebt, halb vegetirt. Manche gehen einzig und allein deswegen unter die Touristen, weil sie nichts Anderes zu thun wissen. Andere treibt der Kitzel der Eitelkeit; sie wollen eine Reisebeschreibung herausgeben, zu welcher das Motto paßte: „Wäre das Neue nur gut, wäre das Gute nur neu!" Endlich und schließlich kann auch der geistloseste Tourist von ersprießlichen Nutzen sein für die Salonswelt. Wenn diese nämlich, trotz der hellen Beleuchtung, dennoch im Dunkel der langen Weile herumtappt oder gar auf dem Gefrierpunkt steht, wo aller Klingklang und Singsang verstummt, da öffnet der Tourist den Mund und erzählt Wunderdinge, die durch ein Wunder die leblose Gesellschaft beleben. Heil Dir, edler Ulysses! Sprich nur immer so fort, denn jedes Wort ist ein Lichtstrahl!" — Was nun die Phantasmagorie mit ihren Geister-Erscheinungen betrifft, so ist zu bedauern, daß sie immer seltener werden. Will denn kein Geist mehr erscheinen? Man sollte die Leute zum unentgeldlichen Besuche der Phantasmagorien zwingen, damit sie doch eine beiläufige Idee von einem Geiste bekämen.

Medard. „Vorstellungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie." — Diese schöne Kunst, die Leute durch den Schein zu täuschen und sie in größter Geschwindigkeit zu hintergehen, hat leider sehr überhand genommen. Welche Menge von Künstlern, die das Geld aus einem fremden Beutel in den eigenen hinüber zu escamotiren verstehen! Wie viele Kartenkünstler, die vom falschen Spielen leben!

Wie Viele, die das Sichtbare von Werth unsichtbar, manches Haus, manches Vermögen, manche Erbschaft, manche Tugend wie durch Zauberei verschwinden zu machen wissen! Wie gewaltig ist die natürliche Magie der Leidenschaften! Wie mancher Zwerg erscheint als großer Mann! Ist es eine Seltenheit, daß Verliebte einander Dinge vorspiegeln, an denen kein wahres Haar ist? Reicht sich nicht manches Ehepaar öffentlich Blumen-Sträußchen und noch ein Sträußchen, und daheim kommen die Dornen und Nesseln? Erscheint nicht manche sogenannte schöne That nur deshalb so schön, weil man nicht sieht, wie sie geschah und wodurch? Gleicht nicht manches Kunstwerk einem Kunststück, welches noch während dem Beifallsrufe schon verschwindet? O natürliche Magie, wie viele Götzendiener huldigen Dir!

Volcanelli. Hier eine zahllose Menge von Concerten und musikalischen Akademien für drei Wochen, sechs an jedem Tag! Wozu? So viele Virtuosen, und so wenig Virtuosität! So volle Säle (durch Freibillets) und so leere Kassen! Manche musikalische Akademie ist nichts als ein Trauermarsch, mancher Musiksaal nichts als ein Grabmal von Fiasco's. Und ihr, holde Dilettantinen! Reizende musikalische Automate! wie sehr beschämt ihr an Menge den Sand am Ufer, die Wellen des Weltmeeres, das Laub an den Bäumen! Glücklich der Taubgeborne, denn er ist vor der Verzweiflung gesichert! Diese reizenden Ton-Verkünstlerinen machen ihr Leben zum Spiel; sie setzen dabei so Vieles auf's Spiel, daß sie dabei nicht selten einen Mann verspielen. Da lobe ich mir eine musikalische Reunion, wo man einer Tanz-

musik stille sitzend zuhört und im Geiste tanzt, damit dieser doch auch einmal beschäftigt wird. Solche Walzer und Quadrillen haben doch die eine gute Eigenschaft, daß sie nicht einmal die Füße rühren. Unsere bornirten Voreltern lebten im Wahne, die Tanzmusik gehöre zum Tanzen. Jetzt weiß man es besser. Der Tanzmusik ohne Tanz steht der Tanz ohne Musik gegenüber: „Der Todtentanz!“ Wer sich zu dem Letztern engagiren will, muß sich durch ein ärztliches Zeugniß ausweisen, daß er sich eine ordentliche Lungen- und Schwindsucht ertanzt habe. Sieh nur die zahllosen Einladungen zum Thé-dansant, Wohlthätigkeits-Bällen, Tanz-Soirées, Tanz-Unterricht-Anstalten, Tanzsälen, Tanzunterhaltungen und alle die pikant-poetischen Namen der Walzer! Ich wundere mich, daß wir noch keine Wahnsinn-, Apotheken-, Spital-, Schauer-, Gräber- u. dgl. Walzer haben. Ich muß wegsehen, denn mich schwindelt schon, als hätte ich selbst eine lange Winternacht durchrast.

Medard. Hier machen vierfüßige Künstler ihre Einladung. Die Pferde wollen nicht schlechter sein als die Menschen, daher sie ihre Kunstreiter nicht nur natürlich abwerfen, sondern auch beschämen. Es bleibt der scharfsinnigen Kritik überlassen, eine lehrreiche Parallele zwischen einem menschlichen und einem Pferde-Ballet zu ziehen. Sollten die Füße Beider auf gleicher Höhe stehen? — Ich ziehe Beiden die hier angepriesene Menagerie vor, eine lebendige Naturgeschichte des Thierreiches; außen die Porträts der Bestien, im Innern die Originale, — zu einer scharfsinnigen Vergleichung und zu Studien für Porträtmaler geeignet;

zugleich sehr passend, um Menschenkenntniß zu sammeln, wenn man die Aeußerungen der Zuschauer beachtet. Wenige derselben bedauern die unvernünftigen Gefangenen, die ihre verlorne Freiheit bedauern. Mancher denkt sich vielleicht dabei, daß ein reißendes Thier leichter zu bezähmen ist, als ein böser Mensch, ein Affe leichter abzurichten, als ein Dummkopf. Auch findet man hier einen humanen Beweis von den guten Wirkungen einer lebenslangen Gefangenschaft. Kommt ein Geliebter mit der Geliebten herein, so findet er die beste Veranlassung, ihr zu betheuern, wie er sie, wenn sie als Touristen, was heut zu Tage leicht geschehen kann, nach Afrika kommen sollte, mit Löwenmuth und Tigerwuth gegen Löwen und Tiger vertheidigen wird. Welcher billig Denkende kann es aber von einem zartfühlenden Fräulein verlangen, daß es nach Afrika reisen soll, um einem gefühllosen Tiger oder einem brutalen Löwen zu begegnen? Es ist klüger und galanter, daß die Tiger und Löwen zu dem Fräulein reisen, dem es dann frei steht, bei dem schrecklichen Anblick nach Gutdünken in irgend eine Art von Ohnmacht zu fallen. Und was soll ich erst von einem Hofmeister voll Selbstbewußtsein sagen, dem sich hier die schönste Gelegenheit darbietet, sich in die Brust zu werfen und seinen unwissenden, stumm und dumm vor sich hinblickenden Eleven mit lauter Stimme vorzudociren, was so ein Löwe oder Tiger kann oder nicht kann, ist oder nicht ist, frißt oder nicht frißt. Wer ihn so hört, sollte glauben, der Mann wäre unter Löwen und Tigern aufgewachsen.

Volcanelli. Sieh da! Assekuranzen über Assekus

ranzen! Dadurch wird nun vollends allen möglichen Bedürfnissen der dürftigen und der vielbedürfenden Zeit abgeholfen, was auch Noth thut, da die verschämten Armen jetzt mehr Bedürfnisse haben als ehemals ein wohlhabender Bürgersmann. Wir haben bereits Anstalten, durch welche dem Menschen sein Geld, seine Häuser, sogar sein Leben versichert wird, welches Letztere doch ein offenbarer Eingriff in das schönste Vorrecht der Aerzte ist. Man könnte das Ding noch weiter treiben. Gut wäre z. B. eine Assekuranz-Anstalt, welche den Damen für ein verseufztes oder abgebranntes Herz, den Männern für ein vertrocknetes oder verhärtetes, ein frisches geben müßte; eine Tugend-Assekuranz, von der man, nach vertobter Jugend, auf Verlangen eine sogenannte zu etwaigem Gebrauche bekäme; eine Versicherunganstalt für den guten Ruf, um den man sich dann wenig zu bekümmern brauchte, weil die Assekuranz ihn im Falle der Noth wieder herbeischaffen müßte; eine Gedanken-Assekuranz für Gedankenlose, eine kritische Redensarten-Assekuranz für angehende Recensenten, eine Gäste-Assekuranz für die auf das glänzendste ausgestatteten Gast- und Kaffehhäuser, Weinhallen und Bierquellen, eine Elisiums-Assekuranz für Abgelebte; eine Pränumeranten-Assekuranz für unzeitige Zeitschriften, u. s. w. Ich bin gesonnen, selbst ein Journal herauszugeben, wobei ich äußerst originell und zugleich sehr pfiffig zu Werke gehen will. Die Mitarbeiter müssen mir als Herausgeber für die Beiträge, welche ich von ihnen an- und aufnehme, ein namhaftes Honorar bezahlen; ich behalte mir vor, dasselbe von Fall

zu Fall willkürlich zu bestimmen. Dies setzt mich in die angenehme Lage, nicht nur unzählige, nichts zählende Frei-Exemplare vertheilen, sondern auch bedeutende und besonders geneigte Leser für ihre Bemühung belohnen zu können; denn ich will nichts umsonst haben, weder Mitarbeiter, noch Leser. Dagegen ersuche ich aber alle Dichter und Dichterinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, Virtuosen und Virtuosinnen, um gefällige Einsendung gefälliger Selbstbeurtheilungen. Welche herrliche Früchte kann ein solcher Götterhain tragen!

Medard. Da gesellen sich einige Theaterzettel! Die Titelsucht der Zeit bewährt sich auch am Theater. Schöne Titel, wenig Gehalt! Wie viele neugeborene Kinder werden hier begraben! Manche Bühne ist die Heimat der Eintagsfliegen; die schönen Decorationen müssen das Beste thun, und das Costum liefert die Charaktere. Ehemals zeigte man den Leuten hier, was sie im Leben t h u n sollen; jetzt macht man sie mit d e m bekannt, was sie lieber gar nicht w i s s e n sollten. Ehemals belehrte man sie zu ihrem Besten, und das Theater war eine Schule der guten Sitten und des guten Tones; jetzt führt es den Zuschauer zu den Geheimnissen der Verworfenheit und lehrt sie Zoten reißen. Ehemals spielten nur die Schauspieler, jetzt spielt das Publikum mit. Manche Dichter halten auf dem Podium den beliebten Ausverkauf, und es heißt dabei: „Fort mit Schaden!" — Könnte doch die gute Tantieme auch gute Stücke schreiben! Streng genommen, sind die Theater eigentlich eine überflüssige Sache, da die meisten Leutchen geborne Komödian-

ten sind und miteinander Komödie spielen. Beinahe jedes Haus ist ein Haustheater.

Volcanelli. Hier sind Sommerwohnungen zu vermiethen, welche alle erforderlichen Eigenschaften besitzen, um die Bewohner mit hinreichendem Gichtstoffe zu versehen. Für diejenigen, welche die Natur nicht gerne sehen oder sich wegen ihrer Natürlichkeit vor ihr fürchten, ist bei der Wohnung ein Garten als Vice-Natur angebracht, welcher mehr künstlich als natürlich ist. Uebrigens dient zur Wissenschaft, daß diejenigen Wohnungen, welche der Hausthor-Zettel zum Vermiethen anbietet, nicht zu haben sind. Für Diejenigen, welche keine Freunde der beflügelten staublosen Eisenbahnfahrten sind, stehen Stellwägen bereit, mit welchen man nicht von der Stelle kommt, wobei man auch erklecklichen Straßenstaub nach Belieben genießen kann, ohne mit dem Zeitgeist in Collision zu kommen.

Medard. Hier sind Heilbäder, in denen jede Krankheit ertrinken muß, selbst wenn man sie unzweckmäßig oder unordentlich gebraucht. Insbesondere wird das zahlreich besuchte Vollbad empfohlen. Auch ich empfehle es den humoristischen und satyrischen Dichtern als die beste **chronique scandaleuse**, welche sie mit den interessantesten Stoffen reichlich versehen wird. Vollbad- und Vollblut-Idyllen wären nicht übel; — ein Feuerwerk im Wasser! Das könnte Glück machen.

Volcanelli. Nun kommt die Hauptsache, das Glück selbst. Eine Herrschaft wird ausgespielt; eine Herrschaft für elende fünf Gulden! Es ist nicht möglich, wohlfeiler zu

kaufen! Heil Dir, Fortunens Liebling! Setze Dein Letztes an Alles! Heute ein verachtetes Nichts, dem Niemand für sein demüthiges Hutabziehen dankt, morgen ein reicher großer Mann, vor dem Alles kriecht! Heute mißhandelt, morgen angebetet! Heute noch ein Diener aller Welt, morgen Herr und Gebieter! Heute ein elender Zwerg, morgen ein angestaunter Riese! Heute sind Deine besten Eigenschaften nichts werth, morgen ist Dein Schlechtestes göttlich. Heil Dir! Heil und dreimal Heil! Ein Gut oder dreimalhunderttausend Gulden! Wähle, Du Glückskind! Mein Herz! Was verlangst Du? Willst Du im Triumph einziehen in dem aus den Wolken gefallenen Gut? oder willst Du mit freudig zitternden Händen die Dämonenschaar der Banknoten ergreifen, Deine Sclaven und dienstbaren Geister? — Bedenke Dich nicht lange! Ziehe mit geschlossenen Augen irgend eines der zahllosen Loose! Dein Loos ist ja entschieden; Fortuna dirigirt Deine Finger, und die Kunst, welche sonst die schwerste aller Künste ist, die Kunst, das Rechte zu treffen, wird Dir die leichteste. Das gute Glück kommt im Schlaf; Schade, daß dem guten Glücke nicht immer ein guter Schlaf folgt! Um diesen Dir zu erhalten, ertheile ich Dir, Du liebes Glückskind, unentgeldlich einige gute Lehren. Es ist schwer, reich und glücklich zu werden, noch schwerer, reich und glücklich zu bleiben. Ueberdies sind der Reichthum und das Lebensglück zwei sehr verschiedene Dinge. Das eigensinnige Schicksal fügt es, daß mancher Arme glücklich, mancher Reiche unglücklich ist. Heirathe Keine, die nur Dein Gut heirathet oder Dich und Deine Herr-

schaft beherrschen will! Wähle Dir keine Freunde, die Deinen guten Tisch mehr lieben als Dein gutes Herz! Vergiß nicht, daß man durch Leichtsinn und Verschwendung auf der festesten Grundlage zu Grunde gehen kann! Vergiß nicht, daß Fortuna ein Weib ist und ihre Launen hat! Vergiß nicht, daß — wie der Schatten dem Lichte — dem Glücke der Glückwechsel folgt, der schlechteste aller Wechsel, der einen unvermeidlichen Lebens-Bankerott nach sich zieht!

Unsere beiden Freunde würden das Improvisiren über die Straßen-Bibliothek noch länger fortgesetzt haben, hätte nicht die einbrechende Abenddämmerung manche noch unbesprochene Ankündigungen verdunkelt. So blieben denn manche Tanzsäle und Gasthäuser mit ihren animalischen Aushängschildern, Kunstkabinete, Pferderennen, Luftballons, Wassertreter, Mineralwässer, Feuerwerk, Transparents, Ball- und Trauer-Kleider-Stoffe, Dampfschiffe u. s. w. zur Unterhaltungs Lectüre für den nächsten Tag verschoben. Der Schwindel des Leserausches und der Eifer, mit dem sie sich ihre Bemerkungen mittheilten, hatte die Begeisterten ermüdet. Sie sehnten sich nach Labung und Ruhe und gingen nach dem Gasthofe zur Fortuna, einer neuen, in ihrer Art einzigen Erscheinung, von deren Eigenthümer und Einrichtung man ihnen viel Sonderbares und höchst Originelles erzählt hatte.

VIII.

Der Gasthof zur Fortuna.

Jeder große Mann hat seine Feinde, jede schöne Frau die ihrigen; selbst die Göttin Fortuna hat mehr Feinde als Freunde. Holdgesinnt und ihre feurigen Lobredner sind Alle, denen sie sich günstig zeigt, indem sie ihnen eine Fülle von Gütern des Lebens zuwendet; bitter gehaßt und angefeindet wird sie aber von Allen, an denen sie, ohne Spenden auszutheilen und ohne sie eines Blickes zu würdigen, vorübergeht, da sie es in der Art hat, dem Zudringlichen das zu versagen, was sie Andern in guter Laune mit vollen Händen zuwirft, und den zu fliehen, der sie verfolgt. Herr Kranz, der Eigenthümer des neu etablirten Gasthofes zur Fortuna, sagte nie ein böses Wort gegen die Glücksgöttin; er ließ vielmehr ein schönes Aushängschild mit dem Bilde der Fortuna malen, weil er von Jugend auf zu ihren Lieblingen gehörte. Er verdiente aber auch ihre Gunst im vollen Maße; denn er war ein Mann, wie man nicht leicht einen Zweiten in seiner Art finden wird. Er hatte ein Weib, welches er seine zweite Fortuna nannte, Söhne, die dem Vater, Töchter, die der Mutter glichen. Diese wenigen Worte reichen hin, das Glück und das Lob der ganzen Familie zugleich auszusprechen.

Sein Hôtel war das besuchteste in der ganzen Stadt. Jeder, der Einmal dort eingekehrt war, freute sich, wieder dahin zu kommen, und zwar aus dem seltenen Grunde, weil

man nicht entscheiden konnte, ob der Wirth besser sei als die Bewirthung, oder die Bewirthung noch besser als der Wirth. Dieser Phönix aller Gasthaus-Inhaber vereinigte in seiner Person und in seinem Hôtel alles Gute der alten Zeit mit dem Besten der neuern, sowohl im Gehalt als in der Form. Er war daher bei den Modernen eben so beliebt wie bei den Antiken. Jede Partei zählte ihn zu den Ihrigen, so wie er selbst sich allen Guten und Verständigen zuvorkommend hingab. Kranz hatte die schöne Eigenschaft, daß er der erklärte Freund seiner Gäste war; er rühmte sich dessen auch gerne und sagte es oft und laut, daß er so viele Freunde besitze, als er Gäste habe. Auf seinem Gesichte stand geschrieben: „Traut mir! Ich bin gut, ich will leben und leben lassen."

Was das Gesicht versprach, das hielt der Mann; ja, er that noch mehr, er bestrebte sich, den Gästen ihren Aufenthalt gegen die billigsten Preise so angenehm als möglich zu machen. So z. B. versah er sein Hôtel mit den besten musikalischen Instrumenten, mit schönen Gemälden und mit einer gewählten Büchersammlung, obschon er nicht dazu zu bringen war, ein Buch zu lesen. Dagegen aber machte es ihm ein besonderes Vergnügen, sich nicht nur alle Tages-Neuigkeiten, sondern auch ganze Romane und Theaterstücke erzählen zu lassen. Was man ihm erzählt hatte, behielt er fest im Gedächtnisse. Uebrigens besaß er nebst seiner Gutmüthigkeit einen kerngesunden Verstand und so viel Mutterwitz, daß er zugleich der beste Gesellschafter war,

weßhalb er auch jeden Abend mit der Elite seiner Gäste, selbst Gast, an der table d'hôte zubringen mußte.

Als er eines Abends im hell erleuchteten Speisesaale zu Tische saß, umgeben von geistreichen Männern und liebenswürdigen Frauen, kam Volcanelli auf den Einfall, es wäre schön, wenn man ein Journal gründete, welches nur von den Gästen dieses Hôtels geschrieben und gelesen würde. Dem fröhlichen Gastwirth gefiel die Idee so gut, daß er nicht ruhte, bis die Sache wirklich zu Stande kam. Alle anwesenden Gäste beschlossen einstimmig, diesem gesellschaftlichen Geistesproducte, dem Hôtel und seinem Besitzer zu Ehren, den Titel: „Fortuna-Journal" zu geben.

Volcanelli widmete sich dem Unternehmen mit regem Eifer. Er wurde zum Gründer und Redacteur des Journals ernannt. Medard schloß sich an. Alle Gäste versprachen Beiträge zu liefern, und so bildete sich denn das Ganze, nach Stoff und Form, auf folgende Weise.

Das Hauptblatt „Fortuna" sollte Aufsätze liefern, welche den Zweck hatten, Glück und Unglück in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens, sowohl in der Vorzeit als in der Mitwelt, darzustellen und von Beiden nicht nur die Licht- sondern auch die Schattenseite auszuforschen und hervorzuheben.

Als Zugabe kamen die Neben-Journale:

„Arlekins-Jacke." Eine Mosaik von bunten Kleinigkeiten, ernst und heiter, geistige Spielbälle für den Augenblick und schnell aufblitzende, schnell verlöschende Feuerwerks-Raketten.

„Toilettenblätter der Coeur-Dame." Eine Quintessenz von lustigen Zärtlichkeiten, Liebesintriguen, Herzensgeheimnissen und Streitfragen vor dem Gerichtshofe der Liebe.

„Naturgeschichtliches Unterhaltungsblatt." Satyrische Parallelen, dann Sinn- und Charakterbilder aus den drei Reichen der Natur.

„Medicinische Zeitung." Eingebildete, unverbesserliche, unheilbare, lustige und traurige Kranke. Lebendig-Todte, moralisch und geistig Todte. Sterben wollen und nicht können; sterben müssen und nicht wollen. Willkürliche Damenkrämpfe. Ohnmächte zur rechten Zeit. Migrän-Launen. Koketterie-Nervenzustände. Theater-Spielkrankheiten. Fräuleinherzleiden. Melancholie der Schneider. Weltschmerz. Pianoforte-Seuche. Hunds- und Geldwuth. Beutelschwindsucht. Dilettanten- und Virtuosen-Fieber. Lumpensucht. Abdominal-Typhus der Verliebten. Recensenten-Scorbut. Poeten-Wassersucht. Altersschwäche der jungen Herren. Drehkrankheit der Fräulein. Schulkrankheiten. Unausstehliche Gewohnheiten. Unerträgliche Gesundheit u. s. w.

„Küchenzeitung." Aesthetik und allumfassender Umfang der Kochkunst. Leibes- und Geistes-Nahrung. Hunger und Uebersättigung; Hungerleider und Schlemmer. Unverdaulichkeit — schlechter Witze. Nothwendigkeit des Essens und Fastens. Die Kunst viel und unaufhörlich zu essen. Fest-Essen und drastische Diners. Die Kunst, Andern die Suppe zu versalzen, u. s. w.

Diesen Journalen sollten in der Folge noch einver-

leibt werden: „Nichts. — Nichts für ungut. — Der Gedankenfeind. — Der Dieb. — Der Träumer. — Brandraketten. — Der Bettler. — Der Aschenmann. — Das Automat. — Der Menschenfreund und der Menschenfeind. — Der Verstorbene als Beobachter. — Die vier Elemente. — Der Zeitgeist und die Zeitgespenster. — Niemand und Jemand. — u. s. w.

Dazu sollten noch vier kritische Blätter kommen: „Der Anatom," der die Menschen, ihre Thaten und Werke zergliedert.

„Der Todtengräber," der ohne Schonung und Mitleid Alles, was weder Geistes- noch Gemüthsleben hat, für todt erklärt und begräbt, auch die literarischen Kinder, die todt zur Welt kommen.

„Das Chamäleon," Kritiken mit unaufhörlichem Farbenwechsel, das heißt, solche, die zwar aus einer und derselben Feder fließen, dessen ungeachtet aber dasselbe Werk in einer Zeitschrift loben, in der andern tadeln, heute hoch erheben, morgen herabreißen, je nachdem der Wind weht.

„Die Ananas," Recensionen, die aus herkömmlichen Redensarten so künstlich zusammengesetzt sind, daß der Leser nicht weiß, woran er ist, und sich dabei denken kann, was er will.

IX.

Die lustige Gesellschaft. Vier Bilder der Weiblichkeit.

Wenn schon Alles Neue, blos deshalb, weil es neu ist, die Menge herbei zieht, so mußte dies bei dem Gasthofe zur Fortuna um so mehr geschehen, weil hier Alles nicht nur neu, sondern auch gut und schön war. Es strömten von allen Seiten so viele Gäste herbei, daß sich der Wirth endlich genöthigt sah, ein Comitée zu errichten, dessen Geschäft es war, die Profanen von der Beherbergung auszuschließen und nur solche Gäste aufzunehmen, welche einen besondern Ruf für sich hatten oder von Eingebürgerten empfohlen wurden.

Unter den zuletzt aufgenommenen Gästen befanden sich Dichter, Maler und Touristen. Es bildete sich auch eine eigene Klasse von Ehren-Mitgliedern, welche das Hôtel nicht bewohnten, sondern nur besuchten. Auch der Maler Roland, Freiherr von Ehrenstein, war angekommen und er bildete mit Volcanelli und Medard das große Triumvirat.

Das schöne Geschlecht spielte in diesem Pantheon des gastlichen Lebens keine unbedeutende Rolle; aber auch hier war man darauf bedacht, eine, zu dem Zwecke des Ganzen passende, gute Auswahl zu treffen. Ich finde mich hier veranlaßt, vier Hauptarten weiblicher Wesen in Beziehung auf ihre Eignung für das gesellige Leben zu besprechen:

die Häuslichen, die Galanten, die sogenannten Geistreichen, und die Gemüthlichen voll Seele.

Die Häuslichen, eine gesuchte Waare, die immer seltener wird, finden ihre Welt in ihrem häuslichen Kreise. Ihre Ideen drehen sich vorzugsweise um ihr Hauswesen. Weibliche Arbeiten und häusliche Geschäfte treiben sie mit Lust und Liebe. Das Hausgesinde verehrt sie und erblickt in ihnen ein Vorbild, dem es nachahmen soll. Eine solche Hausfrau beglückt den Gatten, für den sie ausschließend lebt, mit den gehörigen Ebenbildern, noch mehr aber durch die liebevolle Sorgfalt, mit welcher sie ihre Erziehung überwacht. Alles, was im Hause lebt und waltet, muß wohl genährt, rein gehalten und gut gekleidet sein. Ihrem Manne zeigt sie bei jeder Gelegenheit, daß sie ihn für die Hauptperson im Hause hält, und er glaubt es endlich selbst; er kommt aber dabei auf den Gedanken, daß er ohne sie nicht leben könne. Sonderbar ist es, daß die zwei Leute, so viel sie auch zusammen leben, dennoch einander immer so viel zu sagen haben, als hätten sie sich schon lange nicht gesehen. Ihr Conversationston ist weder galant noch brillant, aber herzlich und wahr, oft auch so echt lustig, daß sie laut auflachen. Sie gefallen einander recht gut, sie sind aber nicht gewohnt, es ausdrücklich zu sagen. Mann und Weib, manchmal ein paar Kinder und der Hauspudel dazu, machen an Sonn- und Feiertag einen Ausflug; auch das Theater wird ein paarmal in der Woche besucht und jedes Stück umständlich besprochen. Kommen sie von einer längern Unterhaltung aus der Umgebung zurück, so tritt die

Frau in das Zimmer, dessen Bequemlichkeit und wohlbekannte Ordnung ihr das angenehme Gefühl der Behaglichkeit erweckt, gewöhnlich mit den Worten: „Ueberall gut, aber zu Hause am besten!"

Ein häusliches Fest, wobei sie ein paar Tage vorher und ein paar Tage nachher daheim schalten und walten kann, nebstbei von bewährten Freunden und deren wackeren Ehehälften freigebig gespendetes und stark aufgetragenes Lob einerntet, geht ihr über Alles. In die Zirkel der Salonwelt weiß sie sich nicht recht zu finden; sie erscheint entweder verlegen und schweigsam, oder sie spricht von häuslichen Gegenständen, die keinen Anklang finden. Das ist die Schattenseite der ehrenwerthen Frau; sie kann nirgend vergessen, daß ihr Haus ihr irdisches Himmelreich ist. Es ereignet sich wohl hier und da, daß eine Dame von Welt sich, zur Abwechslung, als Hausfrau, Gattin oder Mutter interessant machen will, jedoch nur vor den Augen der Welt und für kurze Zeit. Dann paradirt der Gemal als ihr Götze, und sie spielt mit dem Kinde, wie das Kind mit der Puppe. Ist der Paroxismus vorüber, so treten Gatte und Kind in ihr Nichts zurück und die lästige, langweilige Rolle wird abgelegt.

Die galante Frau hat für häusliche Beschäftigungen und weibliche Thätigkeit eben so wenig Sinn als für Familienfreuden. Ihr sogenanntes Haus ist nur der Raum, in dem sie schläft, Toilette macht, Diners und Soirées gibt. Ihr Hauswesen ist vielmehr ein Haus-Unwesen, ihr Haus die Welt, und sie sagt: „Gut überall,

nur nicht zu Hause!" — Den Geist tolerirt sie wie der Staat die Juden; die Seele sitzt ihr — doch nicht aus Aufrichtigkeit — auf der Zunge, die von jener rastlos getrieben wird, wie das Mühlrad vom Bache. Bildung haben, heißt ihr: sich mit Geschmack kleiden, witzig sein und bonmots anbringen. Die Grazien kennt sie nur in der graziosen Bewegung der Glieder, insbesondere beim Tanzen. Ihre Lektüre sind die Büchertitel; am liebsten liest sie ihre Triumphe in den Augen der Anbeter, und der Kunst ist sie hold, wenn ihr der Künstler gefällt. Geht sie in's Theater, so will sie in der Loge die Hauptrolle spielen. Sie kennt nur Eine Göttin: das Vergnügen, und eine Welt ohne Moden wäre ein Jammerthal. Spricht sie, so sind nicht die Worte die Hauptsache, sondern der schöne Mund.

Die sogenannten geistreichen Damen wollen in jeder Gesellschaft die Hauptrolle spielen und den Ton angeben. Diese personificirten Kunstausstellungen verlangen nicht nur, daß man ihnen huldige, sondern auch, daß man sie sogar da bewundrre, wo nichts zu bewundern ist, weil sie voraussetzen, daß die chaotische Masse des Gelesenen, welches sie zum Besten geben, Parade machen und das Bekannte, von ihren Rosenlippen strömend, für den entzückten Zuhörer den Reiz der Neuheit gewinnen müsse. Viele, wirklich geist- und kenntnißreiche Männer fliehen vor diesen anspruchvollen Damen, (die nicht selten zugleich Viel- und Nichtswisserinnen sind, — weil dieses Viele so viel Halbes, Mangelhaftes und Unwahres enthält, —) wie der Löwe vor dem Hahnenruf. Sehr viele dieser weib-

lichen Orakel erscheinen aber ganz anders, wenn die Decoration sich ändert, oder wenn sie vom Podium in das Garderobezimmer treten. Die Geistreiche, die sich erst hoch erhoben, wird jetzt eine sinkende Lerche. Die Geistreichste huldigt nun dem Zauber der Mode und des Putzes eben so wie die Geistloseste; die Geistreichste zieht gleich der Geistlosesten einen schönen Mann dem geistreichen vor; die Geistreiche tanzt so wüthend wie die Geistlose u. s. w. Im conversirenden Salon entzünden die Geistreichen ein bengalisches Feuer voll Farbenschimmer, aber die Wärme fehlt.

Nun kommen wir zu jener Klasse von Frauen und Mädchen, welche das Solide mit dem Reizenden, das Edle mit dem Holden zu vereinigen wissen. In diesen Huldgestalten erblicken wir die schönste aller irdischen Erscheinungen: Eine schöne Seele im schönen Leib, und das Beste von jeder der drei besprochenen Klassen. Sie betreiben die häuslichen und weiblichen Beschäftigungen mit Lust und Liebe; sie hegen nicht den Wahn, sich dabei etwas zu vergeben; es fällt ihnen aber auch nicht ein, alle Welt mit ihren Leistungen unterhalten zu wollen. Eine solche Frau liebt und schätzt ihren Gatten über Alles, sie huldigt ihm aber auch nicht wie einem Götzen mit blinder Verehrung. Sie kennt den Reiz einer guten Gesellschaft; sie fühlt aber auch im Umgange mit dem Gatten keine lange Weile. Haus und Welt, Leid und Freude, Ernst und Scherz, Geist und Herz, geben tausend Berührungspunkte und Veranlassung zu den innigsten Mittheilungen. Leider kennen so viele Ehepaare die Welt, während sie einander ewig fremd bleiben!

Als Mutter liebt eine solche Frau ihre Kinder mit Mutterliebe, nicht mit Affenliebe. Sie lebt für ihre Kinder, ohne mit ihnen wie mit Puppen zu spielen. Sie will beglücken, ohne die Sucht, damit zu prunken. Den galanten Damen überläßt sie es, die Carikaturen jeder letzten, oft entstellenden oder lächerlichen Mode zu sein, sie besitzt aber die Gabe, sich mit Geschmack zu kleiden und zu bezaubern, wo andere, um begafft zu werden, theure Stoffe und bizarre Formen zur Schau tragen. Sie brüstet sich nie mit dem bengalischen Nimbus der sogenannten Geistreichen; sie erscheint nie als vorlaute Sprecherin; sie hält keine Witz-par-force-Jagd; sie verschlingt nicht — im Mittelzustande von Wachen und Schlafen — zahllose Romane; sie perorirt nicht über Theater und Concerte; sie faselt nicht über die Frauen-Emancipation; sie declamirt nicht über politische Fragen und Zustände; sie will nicht als Kraftgenie bewundert werden; sie klagt nicht die Ungerechtigkeit der Natur an, kein Mann geworden zu sein. Sie hat aber die Werke der besten Dichter gelesen und in sich aufgenommen, und bei der Wahl ihrer Lectüre mehr den Gehalt als die Zahl der Bücher berücksichtigt, um edle Gedanken sich anzueignen und schöne Gefühle zu reifen. Sie drängt sich in der Conversation nicht vor, was sie aber spricht, zeigt von echter, gediegener Bildung. Ihr Witz macht keine Heuschreckensprünge; er gleicht dem leuchtend hinschwebenden Johanniskäfer. Sie fühlt denkend, sie denkt fühlend, sie phantasirt, ohne phantastisch zu werden, sie erscheint immer gemüthlich und seelenvoll, lebhaft, doch weich und zart. Solche weibliche Wesen sind die

Edelsteine des häuslichen, die Blumen des geselligen Lebens.

Solche Wesen sollten den Kreis der Auserwählten im Fortuna-Hôtel vorzugsweise schmücken und beleben.

X.

Das erste Lustspiel.

Unter den jüngern Musensöhnen, die in dieser Stadt wie die Pilze über Nacht hervorwuchsen, befand sich auch der Dichter Brand, ein zartgebauter, sehr schmächtiger, zierlich gekleideter, hellblond gelockter Jüngling mit blassem Gesicht und lichtblauen Augen, der auf dieser schönen Erde nicht mehr als achtzehn Sommer gesehen hatte, unschuldig und nichts weiter. Er wäre sehr glücklich gewesen, wenn ihn nicht das Unglück getroffen hätte, daß sein barbarischer Vater ihm das Dichterhandwerk verbot; es blieb daher dem sehr jungen Manne nichts übrig, als hinter dem Rücken seines gefühllosen Vaters zu dichten. Um dies ungefährdet thun zu können, ließ er seine ersten poetischen Versuche unter dem Namen Opal in den Zeitschriften erscheinen. Dieser Name gefiel ihm besonders wohl, theils weil er einen Edelstein bezeichnete, theils weil auch der Name Apoll darin lag. Ich halte es für billig, seinen Familiennamen ihm und der Familie zulieb zu verschweigen und ihn, nach

seinem Wunsche, der Lesewelt als Opal bekannt zu machen.

Der junge Opal besaß eine ungeheure Einbildungskraft und ein noch ungeheureres Gedächtniß, kraft dessen er Alles, was er gehend oder stehend, sitzend oder liegend, reitend oder fahrend, gedichtet hatte, auf's Wort auswendig wußte. Da er, nebst einer äußerst guten Meinung von sich selbst, auch sehr viel Menschenliebe in seinem unaufhörlich hochschlagenden Herzen hegte, so fühlte er einen heftigen Drang, seinen Geistesreichthum den Menschen mitzutheilen. In dieser edlen Absicht überfiel er viele Sterbliche in dem Innern ihrer Gemächer, wo er ihnen seine unsterblichen Werke preisgab. Manchen hielt er sogar auf offener Straße, oder, des störenden Wagengerassels wegen, sie in das heilige Dunkel hinter ein Hausthor ziehend, unentgeldliche Vorlesungen.

In dieser Absicht kam der begeisterte Jüngling am frühen Morgen zu Volcanelli und erbat sich mit verklärtem Antlitz die Erlaubniß, sein neuestes Lustspiel dem gefeierten Dichter vorlesen zu dürfen. Volcanelli, dessen Eitelkeit sich von jungen Poeten gerne den Hof machen ließ, zeigte sich über das ihm geschenkte Vertrauen sehr erfreut und tröstete sich insgeheim mit dem süßen Gedanken, daß auch diese verwünschte Vorlesung nicht ewig währen könne. Ich kann ihm diesen stillen Zusatz nicht verargen, da ich selbst beim Eintritt in manche Abendgesellschaft ähnliche süße Gedanken nähre.

Opal zog ein ziemlich gewichtiges Manuskript aus der

Tasche, durchblätterte dasselbe, wohlgefällig lächelnd, räusperte sich und erklärte für unbedingt nothwendig, zuerst in einem kleinen Vorworte seine originelle Ansicht vom Lustspiel zu geben. Das kleine Vorwort verwandelte sich in den folgenden Wortstrom:

„Ich halte es für einen schrecklichen Irrthum aller Lustspieldichter und für einen ungeheuren Fehler aller Lustspiele, ja selbst der Schauspiele, daß sie mit einer Heirath schließen. Geschieht das, so müßte ein zweiter Theil oder wenigstens ein Nachspiel folgen, worin wir erfahren, wie der Held und die Heldin des Stückes sich als Eheleute betragen. Der Hauptzweck der bisherigen Lustspieldichter geht offenbar dahin, den Mädchen Unterricht zu geben, wie sie Liebhaber und Männer fangen können, nicht aber, wie sie dieselben festhalten sollen, und das Letztere bleibt doch immer die Hauptsache. Es ist für die Unverheiratheten ein wahres Schreckbild, wenn sie sehen, wie bald die Flamme der romantischen Liebe in der Ehe erlischt oder vielmehr erstickt wird, und wie trübsinnig und trübselig die leidenschaftliche Poesie der Liebenden zum Phlegma geselliger Automaten oder grell kolorirter Salon-Caricaturen herabsinkt. Jene mangelhaften Schau- und Lustspiele lehren wohl die Mädchen eine Glanzrolle im Liebeln und Kokettiren spielen, mit Angel und Netz hantiren, lassen sie aber in dichter Finsterniß über das, was sie zu thun hätten, wenn es ihnen gelungen ist, Frauen zu werden. Es ist keine kleine Aufgabe für eine Schöne, auch im Ehestande dramatisches Interesse zu erregen. Es muß daher von guter Wirkung sein, wenn

die Dichtkunst ihre Blicke auch über den Hochzeittag hinausdehnt, und die weibliche Ehestandshälfte belehrt, was sie thun oder lassen muß, um auch als Gattin ihre volle Anziehungskraft zu behalten und auszuüben. Dies ist das Ziel, welches ich in einigen, das Tageslicht erwartenden Stücken zu erreichen versucht habe. Sieben zweite Theile und eilf Nachspiele zu Werken gefeierter dramatischer Dichter liegen in meinem Schreibpult vollendet. Eines derselben wird diesen Abend aufgeführt. Ich hoffe mir dadurch eine Braut erschrieben zu haben, mit welcher ich in der glücklichsten Ehe zu leben gedenke."

Opal schwieg und blickte seinem Zuhörer fragend in die Augen. Dieser wünschte dem jungen Dichter, ohne sich in ein Urtheil über die mitgetheilte Ansicht einzulassen, viel Glück zur Braut zu allen seinen zweiten Theilen und Nachspielen, insbesondere aber für den heutigen Theaterabend, wo sein erstes Kind in die Welt treten sollte.

In dem Augenblick, da Opal, vor Freude leuchtend, zu lesen anfangen wollte, wurde von einer kräftigen Hand an die Thür gepocht und hereinstürmte ein großer, baumstarker, voll- und rothbackiger junger Mensch. Eine Fülle von schwarzem Haar umflog seinen massiven Kopf. Er gestikulirte heftig und schrie, den zarten Opal an beiden Schultern fassend, mit schallender Stentorstimme:

„Unglückseliger! hab' ich Dich endlich? Weißt Du schon, welches böse Schicksal Dich und Dein Stück erwartet?"

Der Schmächtige, schwankend bei dem starken Angriffe

auf seine Schultern, wurde noch blässer, als er schon war, und fragte zitternd: „Was erwartet mich?"

„Nichts Geringeres, als diesen Abend — ausgepfiffen zu werden!"

Opal sank, einer Ohnmacht nahe, in die Arme des ihm zu Hülfe eilenden Volcanelli.

Der jugendliche Kraftmann, welcher jene Donnerworte gesprochen hatte, war der tragische Dichter Sturm, dem es nun erst einfiel, daß er sich bei dem Eigenthümer des Gastzimmers über sein stürmisches Eindringen entschuldigen müsse. Während Sturm und Volcanelli beschäftigt sind, den auf dem Sopha hinschmachtenden Opal wieder zu sich zu bringen, will ich die Zeit benützen, dem Leser zu erzählen, wie sich die Sache verhält.

Opal's Vater, nämlich der alte Brand, hatte wiederholt erklärt, die Sonne möge vom Himmel fallen, ehe er es gestatte, daß sein Söhnlein sich mit der Theater-Dichterei abgebe. Dem abgesagten Feinde der neun Musen war es gelungen, das Geheimniß zu erspähen, daß am heutigen Abende ein Lustspiel, die Geburt seines Erzeugten, zur Aufführung komme. Er entschloß sich daher, um der Sache mit Einem Schlage ein Ende zu machen und dem unerlaubten Dichter die Lust zum Dichten ein für allemal zu verleiden, ein furchtbares Mittel zu ergreifen. Er kaufte hundert Eintritts-Billete und beschenkte damit seine Freunde und Bekannte, welche für diesen Genuß die einzige Verbindlichkeit hatten, das Stück gehörig auszupfeifen.

Als Sturm mit der Enthüllung der gräßlichen Ver-

schwörung des Vaters gegen den Sohn und dessen poetischen Erstling zu Ende war, durchwühlte Opal mit den weißen, mit Sommersprossen besäeten Händen die blonde Lockenfülle seines Hauptes und ächzte: „Weh mir! Ich bin verloren. Was bleibt mir übrig?"

Sturm erwiederte lachend: „Ich wüßte wohl ein sicheres Gegenmittel."

Vom Sopha aufspringend, rief Opal: „Und dieses Mittel wäre? Sprich, Göttersohn!"

Sturm nahm eine imposante Stellung in der Mitte des Zimmers, und deklamirte: „Auch D u bist in Arkadien geboren, das heißt, auch D u mußt hundert Theater-Billete kaufen und sie an die Claqueurs vertheilen, die dann so wüthend klatschen sollen, daß man die bezahlten Zischer nicht hört und das Klatschgetöse den Sieg davon trägt, welchen die Journale dann für eine billige Douceur sattsam ausposaunen können."

Opal wiederholte etwas kleinlaut: „Hundert Billete k a u f e n und Douceur b e z a h l e n?"

Sturm. So ist's.

Opal. Aber von welchem Gelde?

Sturm. Das ist Deine Sache.

Opal. Kann ich Unmögliches möglich machen? kann ich Heere aus der Erde stampfen?

Sturm. So mache denn Fiasco!

Opal. Lieber sterben! zehnmal sterben!

Opal lief wie ein Rasender durch das Zimmer auf und nieder. Sessel fielen links und rechts. Der geschleuderte Spucknapf flog, seines Inhaltes sich entleerend, mitten in's Zimmer. Opal, von der Verzweiflung ergriffen, sah und hörte nicht. Er ächzte und stolperte, er stolperte und ächzte. Das dauerte so lange, bis Volcanelli und Sturm ihn vierhändig ergriffen und den Unbändigen mit Gewalt auf das Sopha setzten.

Als sie den Verstummten eine Weile in ihrer Mitte hatten und, nur mit den Augen und Händen sprechend, ihn fest hielten, nahm Volcanelli, von Mitleid über die Qualen des unglücklichen Jünglings bewegt, das Wort und sagte mit Rührung:

„Nur ruhig, lieber Edelstein! Ihnen soll und muß geholfen werden; mein Wort darauf und diesen Handschlag!"

Opal sah dem, aus den Wolken gefallenen Retter mit weinerlichem Lächeln in die Augen und flüsterte: „Was soll ich thun?"

„Nichts!" erwiederte Volcanelli. „Alles, was hier zu thun ist, nehme ich auf mich und bürge ihnen für den guten Erfolg."

Opal saß da, stumm und ohne Bewegung wie eine Wachsfigur; Sturm aber sprang auf, riß den überraschten Volcanelli an sich, umschlang und drückte und küßte ihn, und rief mit dem Vollklang seiner Stentorstimme so laut, daß zwei Kellner in der Meinung, es sei ein Unglück geschehen, hereinstürzten: „Nichts auf der Welt über einen

Dichter! Er ist der personificirte Inbegriff von Allem, was gut, edel, schön und groß und herrlich ist im Himmel und auf Erden! Elysium und Paradies sind in ihm vereinigt. Als Gott sprach: „Es werde Licht!" Da ward der erste Dichter."

Die beiden Kellner, welche in den unverstandenen Worten die Spuren von Wahnsinn zu finden glaubten, standen in reizender Verlegenheit vor der Gruppe. Sie harrten auf einen Wink von Volcanelli, um sich des tragischen Dichters, nicht ohne heilige Scheue vor der kolossalen Gestalt, zu bemächtigen; ein grimmiger Blick aus Sturm's blitzenden Augen hielt die Profanen in bescheidener Entfernung. Volcanelli, der die Ursache ihres Erscheinens errieth, gebot ihnen lächelnd, das Zimmer zu verlassen und für die beiden Herren ein Frühstück zu bringen; den tragischen und den Lustspieldichter bat er aber, sich's bequem zu machen und seine Rückkunft abzuwarten. Er verließ die mystificirten Freunde und ging nach dem großen Garten-Salon, in welchem sich die gewählten Fortuna-Gäste zum gemeinsamen Kaffehgenuße zu versammeln pflegten. Diesen erzählte er nun den tragi-komischen Vorfall, das dem jungen Dichter drohende Unglück, seine Verzweiflung und das Mittel, wodurch ihm zu helfen wäre, nämlich durch eine Komödie in der Komödie. Volcanelli's Vorschlag fand Beifall. Es wurde eine Collecte gemacht; in wenigen Minuten war der erforderliche Betrag beisammen.

Als die dafür gekauften Billete angekommen waren, eilte Volcanelli in sein Zimmer. Opal saß in banger Er-

wartung auf dem Sopha, ohne einen Tropfen seines Lieblingsgetränkes von Mokka genossen zu haben; desto besser hatte Sturm sich's schmecken lassen; er war eben damit beschäftigt, den letzten Rest der Bescherung zu verschlingen.

Volcanelli schritt schweigend, ernst und feierlich durch das Zimmer. Die beiden Dichter bemühten sich in seinem, zugleich viel und nichts sagenden Gesichte wie im Buche des Schicksals zu lesen. Sie fanden weder Gutes noch Schlimmes darin. Das ganze Gesicht war eine Zweideutigkeit. Opal seufzte, Sturm brummte, Volcanelli schaute. Nach langem verhängnißvollen Seufzen, Brummen und Schauen zog der Mäcenas das zusammen gebundene Packet der Theater-Billete hervor und legte es kräftig auf den Tisch mit den Worten:

„Einhundert! zur Vertheilung! Glück auf!" —

Opal wollte einen Schrei des Entzückens ausstoßen, aber die Stimme versagte. Er sprang herum, gestikulirend wie im Veittanz; dann warf er sich schnaubend an Volcanelli's Brust und schnitt, da er sprechen wollte und nicht konnte, schreckliche Grimassen zwischen Lachen und Weinen. Sturm trat hinzu und umschlang Beide nach seiner Weise so kräftig, daß er sie unwillkürlich an einander stieß. Weit entfernt, sich zu entschuldigen, brach er in lautes Gelächter aus. Als er sich selbst genügt hatte, sagte er zu Volcanelli: „Sie könnten mich jetzt sehr glücklich machen, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie einen Mordkerl zu heißen!"

Volcanelli reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Sohn der Kunst und der Natur! handle nach Deinem Instinkt!“ — Indeß hatte Opal die Sprache gefunden, und nun ging's los. Er, dem der Anfang so schwer geworden, konnte, da er einmal im Zuge war, zu keinem Ende kommen, um ein Meer von Dankgefühlen in improvisirten Versen und in Prosa auszuschöpfen. Er lieferte einen der unzähligen Beweise, daß der Mensch so selten das rechte Maß zu halten weiß, sondern in den meisten Fällen entweder zu viel oder zu wenig thut.

Da Volcanelli's Geduld früher zu Ende ging als Opal's Dankrede, so bat Jener den Sprecher, dem Strome der Worte Einhalt zu thun und zur That zu schreiten, indem die Sache dringend und Gefahr auf dem Verzuge sei. Opal erkannte die traurige Wahrheit und ergriff schweigend das ruhmspendende Packet der Freibillete.

Sturm schüttelte dem Retter seines Freundes noch einmal die Hand so gewaltig, als wäre er selbst der Empfänger der Wohlthat, und rief jubelnd: „Das soll heute ein Spektakel geben!“

Opal händigte ihm einen Theil der Billete ein, und flog, den Rest küssend, zur Thür hinaus. Sturm rief ihm nach: „Im Kaffehhause zur Krone treffen wir uns gegen zwölf Uhr.“ — Dann wendete er sich lachend zu Volcanelli: „Fängt er auch früher als ich sein Manöver an, so überflügle ich ihn doch bald, denn ich bin ruhiger als er, habe mehr Courage und mache größere Schritte. Ueberdies: Freibillete — wer nimmt sie nicht?“ Kein Artikel findet einen so guten, reißend schnellen Absatz. Ein Königreich für

ein Freibillet! Dächten die Theater-Direktoren mehr auf die Freibillete als auf die guten Einnahmen, so würde kein Stück ausgepfiffen. — Nun aber nehme auch ich Ihre Geduld in Anspruch, und bitte mir nur für einige Minuten ein geneigtes Gehör zu schenken, um Ihnen eine große Idee zu einer neuen, höchst originellen Tragödie mitzutheilen. Das größtentheils schon vollendete Stück führt den Titel: „Das Trauerspiel. Lustspiel in fünf Akten, nebst einem Prolog.“

Volcanelli wär theils zu gutmüthig, theils zu neugierig, um die Gewährung der Bitte zu verweigern. Er dachte: „Niemand kann seinem Schicksale entgehen,“ und ergab sich in den Willen dieses eisernen tragischen Schicksals. Sturm begann:

„**Prolog.** Ein junger Orientale (Araber oder Chinese, gleichviel!) brennt vor Begierde, ein tragischer Dichter zu werden. Die Poesie erfährt seinen Wunsch; sie erscheint als Fee und verspricht ihm die Erfüllung seines Wunsches durch Mittheilung des poetischen Talents. Sie schickt ihm die Begeisterung, die wie der himmlische Blitz in ihn fährt, und den Entzündeten plötzlich so bezaubert, daß er sogleich anfängt, ein Trauerspiel zu dichten. Die Poesie gewährt ihm zugleich, daß er im Augenblicke der Dichtung die von der Phantasie geschaffenen Wesen verkörpert vor sich stehen, und nach seinem poetischen Winke und Willen soll handeln sehen. Nun beginnt das lustige Trauerspiel. Er dichtet eine orientalische Geschichte, deren Stoff aus dem persischen Heldengedichte: „Die Könige von Iran,“

genommen ist. Er läßt seine Kreaturen handeln und reden, und steht dabei immer mitten unter ihnen auf dem Theater. Sie thun zwar Alles, was er ihnen zu thun befiehlt, aber mit größtem Widerwillen; sie suchen heimtückisch seinem Befehle entgegen zu handeln, wollen stets etwas Anderes als das vom Dichter ihnen Gebotene thun und ärgern sich, daß sie dem Dichter als ihrem Schöpfer folgen müssen. So geschieht es denn, daß er ein Trauerspiel dichtet, seine Geschöpfe aber, ihm zum Trotz, widerspenstigerweise, ein Lustspiel mit glücklichem Schlusse daraus machen. Der tragische Dichter steht zwischen den Coulissen als sein eigener Zuschauer und möchte bersten vor Zorn, daß die aufrührischen Figuren nicht pariren wollen, die sich ihrerseits eben so ärgern, wenn es ihnen mitunter nicht gelingt, den poetischen Vater zu überlisten. Endlich gelingt es ihnen, in dem Augenblicke, da der Held seine Geliebte und sich selbst ermorden soll, einen so fürchterlichen falschen Lärm zu machen, als ob die ganze Welt zu Grunde ginge. Der Dichter erschrickt und schießt herum wie ein Wahnsinniger. Während dieser Verwirrung fallen die zwei Liebenden — statt in's Schwert — einander in die Arme, und der herbeieilende Dichter findet sie nicht — wie es sein sollte — todt, sondern ungebührlich verheirathet. Der Dichter geräth über diese irdische Gemeinheit in solche Wuth, daß er in seinem gerechten Zorn sich selbst ermorden will. Die falsche Begeisterung, die ihm während des ganzen Stückes zur Seite wandelte, läuft lachend davon. Er fängt über sich selbst und seine Wuth unbändig zu lachen an, und das Trauer-

spiel endet mit einem allgemeinen Gelächter über den Spuk der falschen Begeisterung, über den unglücklichen Dichter und über die Verkehrtheit, durch welche der Dichter gerade das Gegentheil von dem machte, was er machen wollte. Ich schmeichle mir dadurch als Schöpfer einer neuen Dichtungsart zu erscheinen, nämlich des lustigen Trauerspiels."

Als Sturm seine Tirade geendigt hatte und auf eine Aeußerung des Beifalls oder der Mißbilligung wartete, sagte Volcanelli, als wolle er einem bestimmten Urtheile ausweichen: „Es geschieht allerdings im Leben sehr oft, daß Einer etwas thut, was er gerade nicht thun will, oder etwas nicht thut, was er thun will; und so wird denn aus manchem Trauerspiele im wirklichen Leben ein Lustspiel, und aus manchem Lustspiele ein wahres Trauerspiel."

„Sehr wahr! Da uns aber diese Betrachtung," fuhr Sturm fort, „zu weit führen könnte, wozu es mir jetzt an Zeit fehlt, so erlauben Sie mir auf ein anderes Thema zu kommen, welches mir noch mehr am Herzen liegt! Es handelt sich nämlich um eine tragi-komische Herzensangelegenheit, deren Held ich Marcellinus Crispinus Sturm selbst bin. Sie kennen ohne Zweifel die eben so reizende als hochgebildete Fortunata, diesen gewaltigen Magnetstein, ich möchte sagen, Magnetberg, welcher so viele Gäste in das vortreffliche Fortuna-Hôtel zieht?"

„Die Tochter des wackern Kranz, dem jetzt alle Journalisten aus guten Gründen Kränze winden?" sagte Volcanelli; „Fortunata repräsentirt in ihrer Person das

ganze schöne Geschlecht; sie realisirt die Mythologie der anmuthigsten und liebenswürdigsten Göttinnen; sie ist die Königin der Feenwelt, die Seele des Geisterreiches. Ich brenne für sie. Herr Sturm! Sind Sie mein Nebenbuhler?"

Sturm. Point du tout! Ich habe nichts mit ihr zu thun. Aber Opal —

Volcanelli. Wagt es? liebt und wird geliebt?

Sturm. Seine Liebe ist gewiß, die ihrige, wie mir scheint, bis zur Stunde noch sehr ungewiß, so wie denn die Liebe überhaupt unter allen ungewissen und zweifelhaften Dingen auf Erden das ungewisseste ist und bleibt. Wer kann sagen, was die Liebe eigentlich ist? Wenn ich auch sage, sie ist der aus dem glänzenden Farbenspiele der Freude und aus der dunklen Thränentropfenwand des Schmerzes bestehende Regenbogen des Lebens und die im Treibhause gereifte Ananas der Salonwelt, so habe ich damit nur ein Bischen mehr als nichts gesagt. Fortunata hegt eine unendlich hohe Meinung von sich selbst; sie bewundert an sich die schönste Seele im schönsten Leibe auf Erden. Alle Spiegel und alle Männer halten es für ihre Pflicht, sie in dieser Meinung zu befestigen. Die schöne Fortunata hält sich für die Fortuna selbst und für die Schutzgöttin des nach ihr benannten Hôtels. Sie kann nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß dieser reizende Leib je eine Beute der Verwesung werden könnte, wie dies bei ihren Mitschwestern zu geschehen pflegt. Sie lebt in der festen Ueberzeugung, daß ihr geistvoller Körper durch den

Tod sich in einen ätherischen verwandeln müsse. Sie hat alle Romane, die je erschienen sind, vom ersten bis zum letzten, gelesen. Unter diesen hat nun Klinger's Roman: „Der Dichter und der Weltmann" auf sie einen besondern Eindruck gemacht, und sie beschloß, Herz und Hand nur Demjenigen als ihrem Gatten zu reichen, der zugleich Dichter und Weltmann wäre. Eine schwere Aufgabe! Der schwächliche Opal glaubt diesen Mann vorstellen zu können, und Fortunata, die dem Willenlosen gut ist, meint, der Zaubermacht ihrer Schönheit sei Alles möglich. Was glaubt die weibliche Eitelkeit nicht?

Volcanelli's Gesicht erheiterte sich, und er sagte, ironisch lächelnd: „Ich glaube nicht, daß die Heroine Fortunata und der sentimentale Schäfer Opal für einander geschaffen sind; ich glaube, daß sie ihm ungefähr auf dieselbe Weise geneigt ist, wie ein, von der Sonnenglut erhitzter Mensch ein kühles Lüftchen angenehm findet; ich kann auch nicht glauben, daß Opal je ein tüchtiges Lustspiel schreiben wird. Zärtliche Lieder und Idyllen voll ländlicher Unschuld würden ihm am besten gelingen. Schade, daß die Sündflut der erstern zu groß ist! Schade, daß die lesenden Bewohner der Städte, seitdem sie ein so prächtiges Landleben führen, für die einfache Natur und die ländliche Unschuld keinen Sinn haben!"

Der schlichte, gerade Sturm klopfte den Sprecher auf die rechte Schulter und sagte nach seiner etwas derben Weise: „Allen Respekt vor Ihnen, mein Herr! Gegen den guten Opal sind Sie aber jetzt erbittert und deshalb un-

gerecht. Was mich betrifft, so glaube ich, daß er eben so gut dichten als lieben kann, und wahrhaft lieben können, ist eine schöne Sache; nur Wenige können es. Schauen wir rings umher, so sehen wir überall mehr Haß als Liebe, und sehen wir auch hier und da eine Liebe, so ist sie größern Theils von solcher Beschaffenheit, daß wir ausrufen möchten: „Herr! erbarme dich unser!" Abgesehen von alle dem, bleibt Ihnen ja, wenn Sie eine so leidenschaftliche Liebe für Fortunata empfinden, der Weg des ehrlichen Kampfes unbenommen. Sie ist nicht Opal's erklärte Braut, und da steht es auch jedem Andern frei, sein Glück zu versuchen. Also — nichts für ungut!"

Volcanelli's bessere Natur tauchte auf. Er gestand seine bittere Aufwallung und betheuerte, daß weder seine Gesinnung noch sein Benehmen gegen Opal etwas Verletzendes enthalten solle. Er sei vielmehr bereit, sich freundschaftlich für ihn zu interessiren, nur lasse er sich's nicht verwehren, der Fortuna durch eine offene Bewerbung um Fortunata zu huldigen.

Sturm gab dazu seine Beistimmung so feierlich ernst, als wäre er der entscheidende Kampfrichter; dann lachte er laut und sagte: „Nun kommen wir erst zur Hauptsache in Betreff meiner Person. Wenn das Theater heute Abends schon ein Kampfplatz klatschender und zischender Freibillete wird, so werde auch ich mein Schärflein beitragen, das Spektakel noch zu vergrößern. Hören Sie! Das eiserne Fatum wollte es, daß ich mich in ein Mädchen verlieben sollte, und — siehe da! — ich verliebte mich wirklich, und

zwar ganz närrisch. So wurde denn der tragische Poet in eine tragische Geschichte verwickelt. Hermenegilde — so hieß meine Göttin — liebte die Tragödie ungemein. Ich schrieb Tag und Nacht Tragödien. Jeden Abend mußte ich wenigstens einen Akt mitbringen und im Salon vorlesen, sonst wurde mir der Zutritt verweigert. Hermenegilde liebte das Schauderhafte, Schreckliche und Gräßliche unbändig, ganz als Gegenstück zu Fortunaten, die unaufhörlich lachen will und sich nie satt lachen kann. Mir blieb also nichts übrig, als alle möglichen Laster und Verbrechen in Bewegung zu setzen, um die entsetzlichsten Auftritte hervorzubringen. Was thut man nicht für eine Geliebte! Man entsagt ihr zu lieb der Natur, man tritt ihr zulieb die Kunst mit Füßen! Ich häufte Mord auf Mord; ich vergoß Menschenblut wie Wasser. Der Himmel verzeihe mir! Ich ließ manches unglückliche Paar sterben, das noch lange recht gut hätte leben können. Je mehr Personen einer Tragödie in's Gras bissen, je mehr ein liebendes Paar wehklagte und seufzte und ächzte, je länger die Todesscene dauerte, desto freundlicher und zärtlicher zeigte sich Hermenegilde gegen mich. Sie ist von beiden Eltern verwaist, aber großjährig, folglich ihr eigener Herr und ihre eigene Frau. Sie besitzt bei bedeutenden Fehlern auch große Vorzüge, nebstbei vier große Häuser und hundert noch größere Launen. Eine dieser Launen, die größte von allen, bestand darin, daß ihre Liebe zu mir sich plötzlich in den heftigsten Widerwillen verwandelte. Hätte ihr ein Anderer besser gefallen, hätte sie, wie Titania in Shakespeare's Sommernachtstraum, für einen erbärmlichen

Wicht von Schneider bezaubert, eine behexte Leidenschaft empfunden, ich hätte es geduldig ertragen; aber — mir so ohne allen Grund, ohne irgend eine Veranlassung den Abschied zu geben, mich wie ein abgetragenes Kleid wegzuwerfen, das brachte mich in Harnisch, das fordert Rache. Ich bin nun ein rasender Roland. Sie, für die ich so viele höllische Tragödien schrieb, soll nun selbst heute Abends die Heldin einer höllischen Tragi-Komödie werden. Hören Sie, wie höchst originell ich mich für diese Beleidigung an ihr rächen will, indem ich die Geschichte zu einer Ehrensache und die Beleidigerin öffentlich lächerlich mache! Ich werde aber nicht selbst als handelnde Person auftreten, sondern es soll als Rächer für mich ein Mann erscheinen, mit dem Hermenegilde vor einiger Zeit eine liaison dangereuse hatte. Dieser Mann war aber ein Aventurier und von Profession ein Spieler. Er stand im schlechten Rufe und die liaison nahm stadtkundig ein lächerliches Ende, wobei aber der Spitzbube die Lacher auf seiner Seite hatte. Er hält sich zwar jetzt in Paris auf, dessenungeachtet aber muß er durch eine Zauberei von mir heute im Theater erscheinen, um der Unholdin, die in einer Loge paradiren wird, einen ungeheuren Verdruß zu machen. Mehr kann ich Ihnen vor der Hand nicht sagen, sonst würde ich den Spaß verderben."

XI.

Der Kampf der Freibillete und die Theater-Figur.

Nachdem sich die Beiden in der besten Laune getrennt hatten, begann das Intriguenspiel von allen Seiten. Volcanelli pochte an Fortunatens Zimmerthür. Sie saß auf einem Ruhebette mit dunkelblauem Seidenstoff überzogen, und las einen Roman von Volcanelli. Ihre Augen leuchteten von Entzücken, und sie überhäufte den Dichter, der ihr in diesem Augenblicke wie ein Halbgott erschien, mit Lobsprüchen. Volcanelli, über diesen Empfang sehr erfreut, ergoß sich in einen Strom von Schmeicheleien, und als das schöne Mädchen seine Huldigung sehr freundlich aufnahm, vergaß er seinen Groll gegen den unlustigen Lustspieldichter Opal so gänzlich, daß er der Holden das, dem Unglücklichen drohende Schicksal auf die rührendste Weise schilderte. Da Fortunata hierauf betheuerte, daß sie einige Freundinnen bereden werde, als Opal's Schutzgöttinnen mit ihr in's Theater zu gehen, erklärte Volcanelli, daß er ihr schönes Beispiel sogleich nachahmen wolle. Er verließ die Lächelnde mit einem Handkusse und ging von einem Freunde zum andern, um Gönner für seinen Nebenbuhler zu werben.

Opal stieg indeß über viele hohe Treppen, um seine Anhänger, die erhabenen Bewohner luftiger Dachstübchen, mit den Freibilleten zu beschenken, wofür er herzliche Dank-

sagungen mit der Versicherung erhielt, daß gewiß tausend Hände dem genialen Stücke den wohlverdienten Beifall spenden werden. Die Straßen durchziehend, hielt Opal stets die fenstergläserne Lorgnette vor das rechte Auge, und ein freundliches Lächeln schwebte ununterbrochen auf dem sehr blassen Gesichte. Entdeckte der Spähende auf hundert Schritte einen ihm entgegen kommenden Bekannten oder auch nur Halbbekannten, so wurde die Gesichtsbläße noch bläßer, das Lächeln noch lächelnder. Er zog den Hut in anständiger Entfernung, sprach Worte der holdseligsten Begrüßung, machte seine Einladung, griff in die Seitentasche des dunkelblauen Gehrockes und überreichte den Talisman des Freibillets. War er mitunter eine Weile weit ausschreitend zwischen den Häuserreihen umher gewandert, ohne ein bekanntes Gesicht zu erblicken, so erlaubte er sich eine unschuldige kleine List. Er redete nämlich den Unbekannten als einen Bekannten an, entschuldigte sich dann wegen des Irrthums mit seinen schwachen Augen, gab sich als Dichter Opal, ungenannter Verfasser des heutigen Lustspiels, zu erkennen, und bat um die gefällige Annahme eines Freibillets, die auch nicht verweigert wurde mit dem stereotypen Beisatze, daß man sich sehr freue, den rühmlich bekannten Verfasser persönlich kennen zu lernen, wodurch das schöne Stück einen doppelten Werth erhalte. Opal erröthete und schied mit einem festen Handdrucke. So war es ihm endlich gelungen, das fünfzigste Freibillet an Mann zu bringen. Er begab sich mit leeren Taschen, aber voll guter Hoffnung, in das zur Zusammenkunft mit seinem Freunde bestimmte

Kaffehhaus. Sturm erfreute den stürmisch Umarmten mit der Nachricht, daß auch er ein halbes Hundert Menschen mit Freibilleten beglückt habe, wofür er nun auch Opal's Mitwirkung zur Ausführung seines nach Rache dürstenden Vorhabens gegen die frevelhafte Hermenegilde in Anspruch nahm.

Noch eifriger als Volcanelli, Sturm und Opal, der Sohn, war Opal, der Vater. Er vergaß seine Gicht und seinen Geiz. Er durchstolperte mit wackelndem Kopf, auf den elfenbeinernen Hundskopf des spanischen Rohrs gestützt, die ganze Stadt, um Zischer unter den Spießbürgern und Fabriksarbeitern zu rekrutiren, welche Letztere für ihre Leistung im Theater noch überdies mit einem angemessenen Trinkgeld, Mann für Mann regalirt wurden. Als der Alte ganz schachmatt in seiner Wohnung anlangte, warf er sich in den massiven Armstuhl, that drei derbe Stöße mit dem spanischen Rohr auf den Boden und rief: „Warte, mein Söhnlein! Ich will dir die Suppe versalzen, will das Kind sammt dem Bade ausgießen, will dir die Lust zum Lustspiel verleiden, will aus dem Poeten einen honetten Menschen machen! Profit Mahlzeit!“ — Unter solchen Um- und Zuständen erschien der verhängnißvolle Abend. Das Theater war — nach der beliebten Floskel unserer vielgelesenen Journale — in allen seinen Räumen überfüllt wie der Magen des größten Gourmands, wie der Beutel eines reisenden Virtuosen v o r dem Concert. Man' stieß und drängte sich, man lärmte und schimpfte, man schwitzte und fluchte.

Volcanelli's Freunde, Gäste im Fortuna-Hôtel, Fortunata mit ihren Jungfrauen und die Spießbürger im Sonntagsstaat nahmen ihre Sperrsitze ein. Opal's und Sturm's Anhänger, Studenten, Kunstjünger und anderes junges Volk, lagerten sich, wie ein Phalanx der Unsterblichen, im ersten und zweiten Parterre und auf der ersten Gallerie, während auf der zweiten das Heer der robusten Fabriksarbeiter in drei Abtheilungen aufgestellt war.

In einer Loge prangte, auffallend gekleidet, reich geschmückt, und sich vorbeugend gegen das Parterre, Hermenegilde im vollen Glanz und Stolz ihrer Schönheit. Die Kunstrichterinnen flüsterten einander manche ungünstige Bemerkungen über den bizarren Putz und über das etwas zu freie Benehmen der Eroberungssüchtigen in die Ohren; anders dachte die Männerwelt. Die Blicke der Bewunderer und Verehrer verweilten auf der gepriesenen Gestalt. Alle diese übertraf aber ein schöner Mann, der zwischen Sturm und seinem Freunde Polkwitz saß. Einige erkannten in ihm jenen falschen Spieler, welcher einst mit Hermenegilden in einer **liaison dangereuse** gestanden war. Es befremdete nur, daß dieser Mann, der aus der Stadt abgeschafft worden war, es wagen konnte, sich nun so öffentlich zu zeigen. Es unterlag keinem Zweifel, daß das ehemalige Verhältniß mit dem Fräulein wieder anfange; ohne dies konnte er es ja nicht wagen, die verliebten Blicke seiner glänzenden Augen so unaufhörlich auf die Angebetete zu heften, mit gänzlicher Nichtbeachtung des Stückes, der Klugheit und des Anstandes. Der Mann mußte von seiner

Leidenschaft so verblendet sein, daß er über der Einzigen sich selbst, das Theater und die ganze Welt vergaß. Die Mehrzahl der Zuschauer wendete bereits dem Podium den Rücken und theilte seine Aufmerksamkeit zwischen dem unaufhörlich Anblickenden, und der unaufhörlich Angeblickten. Selbst die Schauspieler wurden neugierig zu erfahren, was hier vorgehe. Vergebens ließ der Soufleur seine Stimme immer stärker ertönen; die Spielenden hörten ihn nicht und ihr Verstummen brachte eine auffallende Stockung hervor. Es blieb nichts übrig, als den Vorhang fallen zu lassen, ehe der erste Akt zu Ende war. In dieser allgemeinen Störung war nur Einer zu sehen, der sich ruhig verhielt, nämlich der unsinnig verliebte Mann, dessen Blicke unabwendbar auf seiner Loge-Göttin Hermenegilde ruhten.

Opal saß in seinem Gallerie-Versteck auf glühenden Kohlen; seine Qualen stiegen aber zur Verzweiflung, als v o r dem Aktschluß der Vorhang wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel.

Hermenegilde, deren Augen eben so schön als kurzsichtig waren, bemerkte wohl die Huldigung des Mannes, welcher sich ihr zuwendete, wie die Sonnenblume der Sonne; sie vermochte es aber nicht, die Gesichtszüge des Anbeters der Sonne deutlich zu unterscheiden; die Lorgnette zu Hülfe zu nehmen gestattete das jungfräuliche Zartgefühl nicht.

Als nun auch Andere, dem Beispiele des Mystischen folgend, die Blicke nach ihr wendeten, fühlte sie sich, in dem Ereigniß einen Triumph ihrer Schönheit erkennend,

anfangs dadurch so geschmeichelt, daß sie in die fröhlichste Stimmung gerieth, und mit verklärtem Antlitz sich immer vorwärts hielt. Wie nun aber die Sache Aufsehen erregte und das gedrängtvolle Parterre immer unruhiger wurde, wie das höher aufwogende Meer bei einem herannahenden Sturm, gerieth Hermenegilde in eine von Minute zu Minute zunehmende Verlegenheit und zog sich bescheiden zurück; die männliche Sonnenblume ließ sich aber durch diesen Rückzug nicht abhalten, der Göttin, wie vorher, die feurigsten Blicke zuzusenden. Er heftete seine Augen auf sie, wie die Schlange ein Kaninchen so lange anschaut, bis das kleine Wesen dem verschlingenden Feinde in den Rachen läuft.

Nun hätten Opal's Gönner und die Freibillete mit dem Beifallsklatschen losbrechen sollen; ihre Aufmerksamkeit war aber durch das Duodram Hermenegildens und ihres bezauberten Verehrers, in dem Einige schon einen Schicksalsmenschen oder Dämon mit dem bösen Blick finden wollten, so in Anspruch genommen, daß sie das Lustspiel und den Lustspieldichter vergaßen.

Hermenegilde hatte indeß in dem starr und feurig Blickenden den unheilvollen Mann ihrer ehemaligen liaison dangereuse erkannt; die Schläge des geängstigten Herzens stürmten immer schneller, je mehr sie gewahr wurde, daß sie der Gegenstand sei, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit und Unruhe errege. In dieser fürchterlichen Lage entschloß sie sich zu einem Schritte, welchen sie unter andern Umständen um keinen Preis gethan haben würde. Sie ließ ihren Feind Sturm, weil er neben dem verliebten Schre=

ckensmanne saß, durch einen Theaterdiener ersuchen, in die Loge zu kommen. Als Sturm eintrat, beschwor sie ihn, seinen furchtbaren Nachbar durch Bitten, und wenn diese nicht fruchten sollten, durch Drohungen zu vermögen, daß er von seinem ungeziemenden, sie kompromittirenden Benehmen ablasse. Sturm erwiederte die **fausse confidence** mit einer Unbefangenheit, als ob zwischen ihm und der Göttin in der Klemme nie etwas vorgefallen wäre. Er gab sich die Miene, in seiner gespannten Aufmerksamkeit auf das höchst interessante Stück seines Freundes, nicht das Geringste von dem unliebsamen Ereignisse bemerkt zu haben; er gab dem bis an den Hals erröthenden Fräulein mit mühsam unterdrücktem Lachen sein innigstes Bedauern zu erkennen und versicherte, daß er sogleich alles Mögliche versuchen wolle, seinen unsinnig verliebten Nachbar auf andere Gedanken zu bringen. Er verließ die Getröstete mit der Bemerkung, daß sie allerdings volle Ursache zu ihrem gerechten Zorn habe, nur möge sie, zu einiger Entschuldigung des Verbrechers, bedenken, daß leidenschaftliche Liebe noch grenzenloser sei als der blaueste Himmel.

Ich kann es nicht über's Herz bringen, die gefühlvollen Leserinnen noch länger in ihrer peinlichen Ungewißheit zu lassen; sie sollen in das Geheimniß eingeweiht werden, Sturms Spitzbüberei erfahren und schaudern.

Jener furchtbare, beispiellose Held der Liebe — sollte

er ein wirkliches Wesen sein? Sollte man dem leichtsinnigen, männlichen Geschlechte die Fähigkeit zutrauen, einer solchen Stärke der Liebe fähig zu sein? Nun und nimmer! Wisse denn, gefühlvolle Leserin, die Du an Hermenegildens Verlegenheit so warmen Antheil nimmst, wisse denn: der unermüdliche Frevler mit dem bösen Auge war kein lebender Mann, nicht einmal ein todter, sondern nichts als eine gut gemachte und wohlgekleidete Figur, welche einen Mann, und zwar den Helden der liaison dangereuse, zum Leben und zum Sprechen getroffen, darstellte. Der rachsüchtige Sturm hatte, mit Beihülfe seines Freundes Polkwitz, dieses Meisterstück der plastischen Kunst, eine Stunde vor Eröffnung des Theaters, in das Parterre hineingeschwärzt, dann den Unmenschen zwischen ihnen auf einen Sperrsitz niedergesetzt und dessen Kopf mit den gläsernen Augen gegen Hermenegildens Loge so hingerichtet, daß das ganze Bombardement seiner Blicke sie treffen mußte. Das that der übermüthige Barbar in der boshaften Absicht, sich durch dieses erotische Skandal zu rächen.

Als Sturm seinen Sitz wieder eingenommen hatte, zog er eine kleine Schnur, und, siehe da! Er, der bisher bewegungslos auf Einen Punkt hingestarrt hatte, wendete plötzlich zu Hermenegildens Freude und zu allgemeinem Erstaunen — den Kopf von der Loge weg. Sturm flüsterte dem Automat einige Worte geheimnißvoll in's Ohr. Es nickte bejahend und schien mit Sturm zu sprechen oder wenigstens ihm zuzuhören. Das währte aber nicht lange. Sturm zog heimlich die Schnur. Die Figur drehte den Kopf

wieder nach der Loge und fixirte die Schöne so keck wie vorher.

Ein neues Ereigniß entzog indeß die neue Augen-Attaque der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Der alte Opal hatte bemerkt, daß die mit einem andern Gegenstand beschäftigten Zuschauer weder des Stückes, noch des Dichters gedachten. Er benützte den günstigen Zeitpunkt und gab seiner, auf jede Bewegung ihres Chefs lauernden Partei das verabredete Signal, welches darin bestand, daß er seine aus dem Gesichte weit vorragende Nase mit einer Prise Schnupftabak regalirte. Auf dieses Zeichen brach ein so gewaltiges Zischen los, daß man glauben konnte, in einer Schlangenhöhle zu sein. Jetzt erst gedachte die Partei der Gönner ihrer unverzeihlicher Weise versäumten Pflichterfüllung. Der junge Opal war in seinem Verstecke ohnmächtig zurückgesunken; der Besinnungslose hörte nicht mehr, als Sturm wie ein Sturm, und Volcanelli wie ein Vulkan mit den zusammen geschlagenen Händen und den stoßenden Stöcken ein furchtbares Getöse machten. Die Verbündeten setzten nun gleichfalls Arme, Füße und Stöcke in Bewegung. Donnergebrülle und Gießbachgebrause schien sich zu vereinigen. Das tobende Gepolter und das gewaltige Bravo-Rufen trug den Sieg davon. Das Zischen war nicht mehr zu vernehmen. Als Opal zu sich kam, scholl ihm der gefeierte Name „Opal" in's Ohr. Der Vorhang flog empor und der freundlich gesinnte Regisseur dankte im Namen des neubelebten Dichters.

Hermenegilde benützte den günstigen Augenblick der Nichtbeachtung, und sie ergriff, um den verliebten Blicken des Automates zu entgehen, das einzige zu ihrer Rettung noch übrige Mittel, indem sie während des Tumultes die Loge unbemerkt verließ. Als sie im Wagen saß und durch die stillen Gässen nach Hause fuhr, glaubte sie aus dem Wogengetümmel eines Seesturmes in einen friedlichen, sichern Hafen einzulaufen.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Seite

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Zwanzigster Band.

Wien, 1847.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die ewige Jüdin

und

der Orang-Outang.

Eine Reise auf, unter und über der Erde.

Von

Ch. Kuffner.

Zweiter Theil.

Wien, 1847.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Das schöne unerforschliche Geheimniß, die sublime Mystik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrscheinliche ist oft das eigentliche Wahre.

E. T. A. Hoffmann.

Drittes Buch.

I.

Neue Constellation am Himmel der Liebe.

Der Regisseur hatte zwar dem unschuldigen Publikum im Namen des gefeierten Dichters gedankt, der Theater-Direktor dachte aber auch an den ausgepfiffenen, und da er für den nächsten Aktschluß sehr besorgt war, so verschmolz er die zwei folgenden Akte in Einen, damit wenigstens, wenn der Vorhang nur Einmal falle, auch nur Ein Tumult Statt finden könnte. Was der erfahrene Mann voraussah, das geschah auch. Am Schluße des Stückes erneuerte sich der mörderische Kampf der Klatscher und der Zischer; die Letztern siegten. Der alte Opal verließ triumphirend das Theater. Die Parteiwuth hatte zur Folge, daß die erhitzten Streiter vom dunsterfüllten Kampfplatz lachend in's Freie hinaus eilten, ohne weiter an Hermenegildens Abenteuer zu denken.

Sturm und sein Freund Polkwitz blieben so lange, bis sich Alles verlaufen hatte. Sturm umarmte nun den geistlosen Nachbar wie seinen intimsten Freund; er nahm von ihm zärtlichen Abschied mit den Worten: „Du hast deine Rolle vortrefflich gespielt; die Feuerblicke deiner gläsernen Augen haben die erwünschte Wirkung gethan. Mein Geld-

beutel seufzt zwar über dich; ich bin aber mit dir zufrieden. Leb' wohl! Ich gebe dich nun Preis und überlasse dich deinem Schicksal." —

Sturm und Polkwitz schloßen dem Leblosen die Augen und entfernten sich. Er blieb, von Allen verlassen, als letzter Mohikaner, in größter Gemüthsruhe, wie ein Schlafender auf seinem Sperrsitze.

Schon an der Ausgangsthür stehend, rief Sturm: „Wo ist mein armer Opal? Was macht er? Lebt er noch? Wir müssen ihn doch suchen." —

Er eilte mit Polkwitz auf die letzte Gallerie. In einem Winkel derselben kauerte der leichenblasse Opal. Auch er hatte beschlossen, der letzte Mohikaner zu bleiben, aus übermäßiger Furcht, von seinen Gegnern unterwegs insultirt zu werden. Sturm und Polkwitz nahmen ihn in die Mitte, zogen ihn mit sich fort und brachten ihn glücklich nach Hause.

Im leeren Parterre saß jetzt allein der Scheinmensch. Der alte, übelgelaunte Theaterdiener Lampel trat hinzu, schüttelte ihn und schrie ihm in's Ohr: „Auf! Hier ist nicht der Ort zu übernachten. Gehen Sie!" — Wer sich aber nicht rührte, das war der Automat. Der Theaterdiener rüttelte ihn nochmal mit den Worten: „Der braucht die Posaune des jüngsten Gerichtes, um ihn aus seinem Todesschlaf zu erwecken!"

Der Alte ging brummend fort in der Absicht, den höllischen Kerl hinaustragen zu lassen; er war aber selbst schon so müde und so schläfrig, daß er den Schläfer vergaß und nach Hause ging, um sich dem Comfort des ihn bewälti-

genden Schlafes hinzugeben. Als er, lendenlahm von den Strapatzen, die er in dem am vorigen Abend überfüllten Theater ausgestanden hatte, am Morgen erwachte, traf sein erster Gedanke den vergessenen Schläfer. Er erschrack, sprang mit beiden Füßen aus dem kärglich begabten Bette und eilte in das dunkle Parterre. Da saß der Pseudo-Mann noch immer auf derselben Stelle. Der Alte wollte bersten vor Neid über diesen, an's Fabelhafte grenzenden Schlaf; er wackelte, so schnell als seine gichtischen Füße es gestatteten, zu dem Beneideten hin, murrend: „So ein verfluchter Siebenschläfer könnte Einen noch um's Brot bringen. Vermuthlich schläft er den gestrigen Rausch aus; aber warte! Ich will dich wecken und nüchtern machen!" —

Er gab der Figur einige Stöße, rüttelte ihr die Arme und riß an der Nase. Als die Figur aber selbst bei diesen Gewaltthätigkeiten nicht erwachte, erschrack der Alte heftig. Er stand, starr an allen Gliedern, und vermochte nur mit dumpfer Stimme zu stottern: „Er ist todt! Ich komme um den Dienst!" —

Nachdem er einige Minuten, sich an die Lehne der Bank stützend, stumm, rathlos und hilflos gestanden war, ergriff ihn die bittere Verzweiflung. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, faßte er den Todten unter dem wiederholten Ausruf: „Hol' dich der Teufel!" mit beiden Armen, hob ihn empor und trug ihn fort. Als Lampel mit der theuern Last in seinem Wohnstübchen angekommen war, fiel der Träger sammt dem Getragenen zur Erde. Hielt ihn nicht die heilige Scheu' vor dem Todten zurück, so hätte er

dem Unglückseligen ein paar Fußstöße versetzt. Als er sich nun mehr und mehr überzeugte, daß der vor ihm Liegende kein menschliches Wesen, sondern ein Automat sei, da überstieg sein gerechter Zorn alle Grenzen. Er sprang auf, gab dem Trugbild Maulschellen, warf ihm die große Kleiderbürste und den massiven Stiefelknecht an den Kopf, und nannte ihn einen Betrüger, einen Spitzbuben, einen niederträchtigen Schuft.

Während der Alte sich dem vollen Ausbruche seiner Wuth überließ, war Sturm, von ihm unbemerkt, in das Stübchen getreten. Er sah dem närrischen Unwesen lange mit Vergnügen zu, bis er sich nicht mehr zurückhalten konnte und in ein schallendes Gelächter ausbrach. Nun kam der Alte zu sich. Er schämte sich, bat, ja nicht zu glauben, daß er etwa ein für die Irrenanstalt qualifizirter Narr sei und erzählte zu seiner Rechtfertigung Alles, was sich zwischen ihm und diesem Teufelsspuck zugetragen habe. Er schloß mit der Betheuerung, daß er nicht begreife, wie es möglich war, daß ein solches Ungethüm in's Theater kommen und einen Sperrsitz einnehmen konnte. Sturm nahm jetzt eine sehr ernsthafte Miene an; er theilte die Verwunderung des Alten, erklärte das Ganze für unerklärbar und behauptete, man müsse den Skandal der Behörde anzeigen. Damit war aber der Theaterdiener keineswegs einverstanden; er fand vielmehr räthlich, die Sache zu vertuschen, um nicht etwa unschuldiger Weise eines groben Versehens oder gar eines sträflichen Einverständnisses beschuldigt zu werden, was ihn gewiß um das Brot bringen würde. Sturm sagte

ihm die tiefste Verschwiegenheit zu. Der beruhigte Alte erklärte nun seinem Vertrauten, er sei Willens, den Satan zu zerlegen, Leib und Kopf in kleine Stücke zu zerhauen, den hübschen blauen Gehrock aber, das schwarze Halstuch, die geblümte Weste, die weißen Pantalons und die wunderschönen Glacée-Handschuhe als Entschädigung und Schmerzensgeld für sich zu behalten. Sturm dachte eine Weile nach, dann sagte er: „Lieber Lampel! Lasse die Bestie ganz! Ich kann sie gut brauchen — für ein paar Tage. Nach gemachtem Gebrauche bekommst Du sie wieder zurück, ziehst ihr die Kleider ab und erhältst von mir noch dazu fünf Gulden.“

Lampel, über diesen Antrag sehr erfreut, legte den Vitzliputzli, wie er ihn nannte, unter die Bettstätte und bedeckte ihn mit einem Tuch. Zu allem Ueberflusse setzte er, von Scheu und Abscheu gequält, dem gefürchteten Unhold einen Schwerstein auf die Brust. Sturm schied mit dem Versprechen, das verhängnißvolle Mannsbild noch an diesem, oder längstens am nächsten Abend abzuholen.

Indeß hatten die Ereignisse im Theater in Hermenegildens und Fortunatens Herzen sonderbare und zwar ganz entgegengesetzte Eindrücke hervorgebracht.

Fortunata war dem schmächtigen Opal wegen seiner außerordentlichen Gutmüthigkeit geneigt. Sein zartes Benehmen, sein zierliches Wesen, seine ungemeine Reinlichkeit in der Wäsche und seine Nettigkeit in der Kleidung gefiel ihr besonders, sein feiner Witz und seine originellen Einfälle

ergetzten sie. Dabei war er ungemein zuvorkommend und so gefällig, daß es ihn glücklich machte, wenn er einen ihrer Aufträge besorgen durfte, oder einen ihrer leise angedeuteten Wünsche erfüllen konnte. Die oft wiederholte Betheuerung, daß sie die ihn begeisternde Muse sei, schmeichelte ihr. Sie hegte wirklich eine warme Neigung für seine treue Anhänglichkeit. Dagegen erschien er der Raschen, Lebhaften zu weich, zu schmachtend, zu sentimental, zu passiv im praktischen Leben, und sie empfand manchmal in seiner Gesellschaft Etwas, das der langen Weile ähnlich sah. Auch nahm er ihr Vieles zu ernsthaft, und alles Ernsthafte schien ihr schwerfällig; denn sie wollte das Leben immer nur von der lustigen Seite ansehen, Alles leicht nehmen, stets heiter angeregt werden und lachen so viel als möglich. Volcanelli stand ihr zu hoch. Sie bewunderte ihn, sie verschlang seine extravaganten, aber geistreichen Romane. Die Hochachtung, welche sie für ihn empfand, genirte sie aber im Umgange mit ihm, da sie ihn nicht so leicht handhaben konnte wie den gefügigen Opal, der bei ihr alle Selbstständigkeit, welche Volcanelli fest behauptete, geschmeidig aufgab.

Der eclatante Fiasco, welchen Opal erlitten hatte, raubte ihm Fortunatens gute Meinung von seinem Talent, und ihre bisherige Zuneigung verwandelte sich in Mitleid, dieses endlich gar in förmliche Geringschätzung, als sie erfuhr, wie unmännlich er sein widriges Schicksal ertragen habe. Sie fand es schmählich, vor der Welt als die Geliebte eines durchgefallenen Dichters zu erscheinen. Als nun gar Opal kleinmüthig und zermalmt eintrat, bleicher als je,

ächzend und wehklagend, da konnte sie sich, statt ihm die gehoffte Theilnahme zu bezeigen, nicht enthalten, die ironische Geißel zu schwingen, und als der Verspottete, schwer Getäuschte, Thränen vergoß, brach sie in ein lautes Gelächter aus. Er entfernte sich schweigend. Fortunata beschloß, ihre bisherige Verbindung mit ihm auf eine schonende Weise abzubrechen. Sie tadelte ihr unzartes Benehmen gegen den Schwachen, sie bedauerte ihn, aber — ein Verhältniß zwischen ihnen sollte nicht länger bestehen.

Der Fiasco und Fortunatens Benehmen hatten zur Folge, daß Opal, ganz zerweicht nach Hause kommend, sich in die Arme des auf seine homöopathische Weise gerührten Vaters warf und der Poesie zu entsagen versprach, worauf denn eine Versöhnungs-Scene und das Versprechen eines verdoppelten Taschengeldes folgte.

Das eiserne Schicksal schien sich nun in seinem Grimm gegen den guten Jüngling erschöpft zu haben. Ein neuer Glücksstern ging ihm auf. So wie er Fortunaten in nachtheiligem Licht erschien, eben so erwarb ihm der schwere Schlag, der ihn getroffen hatte, Hermenegildens Theilnahme und Gunst. Sie erblickte in ihm das unschuldige Opfer väterlicher Barbarei und feindseliger Kabale; sie fand, daß sein Stück eine bessere Aufnahme verdient habe, daß er sein unverdientes Unglück mit der edeln Resignation einer schönen Seele ertrage, und daß sein zartes, weiches Wesen einen wohlthuenden Kontrast gegen die, dem größten Theile der harten Männer eigene Rohheit und Selbstsucht bilde. — So verschieden sind die Gesichtspunkte und Ansichten der

Menschen in den geringfügigsten wie in den wichtigsten Dingen! Opal erschien Hermenegilden allerdings in diesem schönen Lichte; es traten jedoch zwei Umstände ein, welche wesentlich beitrugen, ihre gute Meinung von ihm zu erhöhen und ihre Vorliebe, vielleicht sogar Liebe, zu steigern. Diese beiden Umstände waren: ihr Haß gegen Sturm und ihre Rivalität gegen Fortunata, da diese beiden Mädchen vor Begierde brannten, einander an Geist und Schönheit zu übertreffen. Die Glut dieses geheimen Zwistes brach zwar nie in helle Flammen aus, sie loderte aber desto heftiger in ihrem Innern. Wer das gefällige Benehmen Beider sah, wer die Schmeicheleien hörte, welche sie einander über die Anerkennung des Vorzuges zollten, mußte in ihnen eine liebevolle, zärtliche Schwesterschaft zu finden glauben.

Hermenegilde wußte es einzuleiten, daß Opal durch einen Dritten und Vierten erfuhr, wie er vor ihr Gnade gefunden habe und wie ihm in ihren Augen zwei neue Glückssterne glänzten. Opal ließ sich das nicht zweimal sagen. Er beeilte sich, ihr in einem Besuch seinen Dank für die gütige Theilnahme abzustatten und fand die erfreulichste Aufnahme. Opal fühlte sogleich die zärtlichste Neigung, deren Glut sich so gewaltig entflammte, daß er in Hermenegilden sein Ideal zu finden glaubte und jetzt nicht begriff, wie er so wahnsinnig sein konnte, die gehaltlose, leichtgesinnte, kaum hübsche Puppe Fortunata zu vergöttern. Hermenegilde fand sich ihrerseits zu dem neuen Verehrer mit jedem Tage mehr hingezogen, wenn sie sein bescheidenes, zartes Benehmen gegen Sturm's etwas derbes,

rasches Wesen verglich, der imponiren wollte, wo Opal sich geschmeidig fügte. Als Hermenegilde ihren Schäfer um seine Meinung über Fortunata fragte, erwiederte er, ironisch lächelnd: „Hermenegilde verhält sich zu Fortunaten, wie die Nachtigall zur Lachtaube. Dieses Bild gedenke ich in einem Ciclus lirischer Gedichte auszumalen.“ — Hätte er Hermenegildens Liebe nicht schon besessen, so wäre sie ihm gewiß in diesem Augenblick, der ein Sieg der Poesie genannt werden konnte, zu Theil geworden.

Die Liebe übte nun über Opal ihre despotische Gewalt aus. Sie machte ihn vor Allem dem, seinem Vater geleisteten Versprechen untreu; sie machte ihn wieder zum Dichter. Er entsagte aber nun der Oeffentlichkeit; er hielt seine Liebe so geheim wie sein Dichten. Dabei zeigte sich etwas Ungewöhnliches, ein Spiel der Natur, das heißt: der Liebende wurde ein satyrischer Dichter, und Hermenegilde, welche den Tragödien jetzt eben so abhold war, wie dem tragischen Dichter, munterte ihn auf, das neue Fach zu kultiviren. Opal schrieb ein Lustspiel in der Form und im Geschmack des Aristophanes.

In dem Stücke trat ein Chor von Schnecken auf. In diesen Schnecken wollte er seine Feinde im Publikum und unter den Journalisten personificiren und geißeln. Hermenegilde nannte ihn deßhalb den Schnecken- und Schrecken-Dichter. Er sammelte nun Schneckenhäuser aller Gestalt, kleine und große. Jede Tasche war mit Gehäusen angefüllt. Hermenegilde ließ sich's angelegen sein, die Sammlung mit den seltensten Exemplaren zu vermehren. Trat Opal in's Zim-

mer, so leerte er seine Taschen, und Hermenegilde legte dazu ihre Beiträge auf das vor dem Sopha stehende Tischchen. Liebeständelei und Schneckenscherze trieben dabei ihr loses Spiel. Eine glänzende Menge von Schneckenhäusern zog die Augen der Liebenden auf sich. Erdschnecken, Mondschnecken, Gartenschnecken, Landschnecken, Trompetenschnecken, Blasenschnecken, Stachelschnecken, Kräuselschnecken, Kegelschnecken, Purpurschnecken, Porzellanschnecken, Flügelschnecken, Walzenschnecken und andere Mitglieder des großen Schneckenvereines bildeten hier eine förmliche Schnecken-Akademie, die mit mancher andern Akademie die gemeinschaftliche Eigenheit hatte, daß sie geringe Fortschritte machte.

Opal gerieth bei dem Ueberblick dieser glänzenden Versammlung in eine solche Begeisterung, daß er die ersten Verse des folgenden Chors der Schnecken schrieb:

Wir Schnecken
Erscheinen zum Schrecken
Der Menschen und wecken
Gedanken voll Schauer
Und Bilder der Trauer!
Wie wenig, ach! läßt sich erreichen
Durch ehrliches Treiben und Regen!
Wie viel aber läßt sich erschleichen
Auf krummen Wegen!
Seht, wie wir Schnecken
Aus dunklem Gehäuse
Die Hälse recken,
Behutsam und leise

Fühlhörner vorstrecken!
Und stoßen wir an
Auf ebener Bahn,
So ziehen wir uns mit Geschick
Zur rechten Zeit in's Haus zurück.
So handelt der kluge Mann!
Er steigt ja nie auf eine Leiter,
D'rum purzelt er auch nie herunter.
Wozu denn frisch und munter?
Auch langsam kommt man weiter.
Laßt euch nie kampfbereit erblicken!
Verlegt euch lieber auf das Kriechen!
Habt eure Sach' auf nichts gestellt,
Tragt euer Alles auf dem Rücken, —
So kommt ihr am besten durch die Welt!

Das launenhafte Schicksal wollte, daß die Schnecken nun einmal im Reiche der Liebe eine Rolle spielen sollten; und so ging denn während des bunt dekorirten Schnecken-Duodrams die Zärtlichkeit Tag für Tag mit der Schneckenpost weiter, da Hermenegilde sehr behutsam, Opal sehr schüchtern war. Die Kunsttriebe der liebenden Hermenegilde hatten die Folge, daß sie theils in der ernstlichen Absicht, sich zu bilden, theils, um einen plausibeln Grund zu öftern Zusammenkünften zu haben, ihrem Anbeter den Vorschlag that, ihr Vorlesungen über die Poesie zu halten. Opal ergriff die schöne Gelegenheit mit Freuden. Schon am folgenden Tage fand die erste Vorlesung Statt. Sie wurde mit Begeisterung gesprochen, mit Begeisterung vernommen.

Bei den folgenden Vorlesungen geschah es häufig, daß die Schauende Vieles nicht hörte und der Vortragende wider Willen verstummte.

Wir lassen die kleinste aller Akademien schauen und nicht hören, sprechen und verstummen, und wenden uns zu einem andern Pärchen, welches sich vermuthlich bald in einer ähnlichen Lage befinden wird. Dieses Pärchen heißt: Sturm und Fortunata. Fortunata hegte gegen Opal, seit dem sein Stück Fiasco gemacht hatte und er sich um Hermenegildens Gunst bewarb, solche Geringschätzung, ja solchen Widerwillen, daß sie keine ferneren Besuche von ihm annehmen wollte. Sturm erbot sich anfangs, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen; da die Sache aber schon zu weit gediehen war, um eine Ausgleichung bewirken zu können, entschloß er sich zu versuchen, ob es ihm vielleicht gelänge, statt der Nebenrolle eine Hauptrolle zu spielen. Er glaubte dieß nun, unbeschadet seiner Freundschaft zu Opal und ohne im Trüben zu fischen, auf offenem, geraden Wege, wie er es liebte, thun zu können.

Sturm war in der Fortuna-Familie immer gerne gesehen. Er ließ sich, als Mensch von praktischer Tendenz, in mancherlei Dingen gerne gebrauchen. Was er übernahm, das vollführte er auch auf die beste und genügendste Weise. Er war Dichter am Schreibtisch, Lebemann in der Welt. Die Schüchternheit kannte er nicht, doch pflegte er sich auch nie mit Anmaßung vorzudrängen. Sein guter Humor blieb sich immer gleich. Er verlor nie das Gleichgewicht und wußte immer guten Rath zu ertheilen, ohne sich beleidigt zu

fühlen, wenn man ihn nicht befolgte. Fortunatens Eltern waren dem Rührigen, Rüstigen und dabei Anspruchslosen herzlich gut; sie begrüßten ihn sogar manchmal als Herr Vetter. Fortunata hörte gerne seine lustigen Einfälle und ergetzlichen Schwänke, insbesondere aber achtete sie seinen ehrlichen Charakter, welchen er, als Vertrauter in ihrem Liebesverhältnisse mit seinem Freunde Opal, im schönsten Licht gezeigt hatte.

Sturm wußte, wie wenig Fortunata Hermenegilden geneigt war. Er vertraute ihr also nun, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, welchen Schabernak er dem stolzen Fräulein mit der Theaterfigur gespielt habe. Fortunata empfand darüber die innigste Freude; sie bewunderte die Kunst und Schlauheit, womit er das beinahe Unmögliche möglich machen konnte; sie versicherte, die Sache nur ihm, als erprobtem Freunde der Wahrheit, glauben zu können, jeden Andern, der ihr eine solche Geschichte erzählte, müßte sie einen Lügner und Prahler nennen.

Als Fortunata am nächsten Abend in ihr Zimmer trat, saß Sturm mit einem Herrn auf dem Sopha. Sie wollte sich zurückziehen, Sturm aber sprang auf, eilte ihr entgegen, nöthigte sie zu bleiben, und stellte ihr in dem Sitzenden seinen Freund Fripon vor, der sie kennen zu lernen wünsche. Fortunata begrüßte ihn sehr artig; der Unartige blieb aber sitzen und glotzte sie an, ohne ein Wort zu sprechen. Sturm flüsterte der Beleidigten in's Ohr: „Zürnen Sie nicht. Es ist eine seiner sonderbaren Eigenheiten, daß er beim Anblick einer blendenden Schönheit ganz verblüfft

erscheint, sich und die ganze Welt vergißt, verzaubert und, so zu sagen, ganz Auge wird.“ —

Fortunata erwiederte eben so leise: „Das hätten Sie mir früher sagen und mich auf den Besuch des seltsamen Gastes vorbereiten sollen. Ich kann mich doch nicht zur Schau ausstellen? Was soll ich denn thun?“ —

Sturm rüttelte den Herrn am Arm und rief: „Ist der Zauber, mit welchem der Sonnenaufgang der Schönheit auf Sie zu wirken pflegt, noch nicht gelöst? Erwachen Sie! Kommen Sie zu sich! Reden Sie doch, zum Teufel! sonst — —“

Fortunata wollte sich entfernen. Sturm flüsterte ihr nochmal in's Ohr: „Ich bitte Sie, nur einen Augenblick noch zu verweilen. Erinnern Sie sich denn nicht, meinen närrischen Freund schon einmal, und zwar in einer sehr interessanten Situation gesehen zu haben?“ —

Fortunata warf erröthend einen flüchtigen Blick auf den Starrenden und sagte leise: „Ich wüßte nicht, daß — —“

Sturm brach jetzt in schallendes Gelächter aus und versetzte dem Stummen einen Backenstreich mit den Worten: „Kecke Theaterfigur! Willst Du kein Mensch werden?“ —

Nun stimmte Fortunata in das Gelächter ein; sie trat der Vexir-Gestalt näher, und wagte es endlich gar das Schreckbild zu betasten. Sturm zog sie auf das Sopha; sie saß nun, unaufhörlich lachend, und doch nicht ohne Scheu, zwischen dem lebenden und dem leblosen Verehrer. Sturm stand auf, stellte sich vor den Leblosen und apostrophirte ihn auf fol-

gende Weise: „Unglückseliger! Du warst vor mir der Besitzer von Hermenegildens zärtlichem, tragi-komischen Herzen; du wurdest aber höchst schmählich nicht nur aus dem Herzen, sondern auch aus der Stadt verwiesen. Nach Dir wurde ich der glückliche Eigenthümer dieses Herzens, welches den Variationen über das Thema der Liebe hold ist; ich wurde, zwar nicht aus der Stadt, aber doch aus dem Herzen, schmählich gleich Dir, verwiesen. Nun wagst Du es, wohlgekleideter, nichtiger Betrüger, bei der Himmlischesten aller Himmlischen mir als Nebenbuhler entgegen zu treten? Glaubst Du, Deine kühnen Blicke seien Leuchtkugeln, die mich vernichten? Du irrest. Auch Sturm kann Blicke schießen trotz irgend Einem. Du aber bist stumm und ich kann reden, und ein Liebhaber, der nicht reden kann, spielt bei den Schönen die Rolle des Ritters von der traurigen Gestalt, denn die unter einander viel redenden Damen fordern auch von ihren Anbetern, daß sie viel reden. Der beweglichen weiblichen Zunge ist eine unbewegliche männliche ein Greuel. Witz und Schmeichelei, die beiden Lieblingsgerichte, welche die Truchsesse den Damen auftischen, wollen immer auf einem Wortstrome schwimmen. Du aber, unsinniger Rival! was soll ich mit Dir anfangen? soll ich Dich fordern auf Degen oder Pistolen? was nützt es? Du hast ja kein Herz. Etwa auf Axt, Keule oder Knüttel? — Dich zerschmettern, wäre das Beste, das Einzige, was übrig bliebe. Ich will aber vor der Hand kein unnützes Wort an Dich verlieren; ich wende mich an Sie, schönste Fortunata, holdes Lieblingskind nicht nur Ihrer Eltern, sondern der

Göttin Fortuna selbst! Wer kann Sie sehen, ohne ganz Auge zu sein? Wer kann Sie hören, ohne ganz Ohr zu werden? Denken Sie sich, Vortrefflichste und Alles Uebertreffendste! Denken Sie sich einmal, das ganze Männergeschlecht, Monsieur Fripon und Herr Sturm ausgenommen, wäre — glücklicher oder unglücklicher Weise ausgestorben und Sie müßten, nach dem Willen des eisernen Schicksals, Einen von uns Beiden mit Herz und Hand beglücken, welcher von uns wäre der Glückliche? Fripon, der vor Liebe verstummt, oder Sturm, der seine Empfindungen in einem Lavastrom glühender Worte ergießt? Wählen Sie! Das Schicksal will es. Erklären müssen Sie sich, denn wir verlassen dieses verhängnißvolle Schicksalszimmer nicht eher, als bis Sie entschieden haben und Einem von uns das weiße, dem Andern das schwarze Loos gefallen ist. Sitze fest auf Deinem Sopha, du hölzerner Gott! Ich weiß besser, was ich zu thun habe." —

Sturm ließ sich mit komischem Pathos auf ein Knie nieder und überreichte Fortunaten ein, auf dem Tische liegendes weißes Tuch mit den Worten: „Ihr Wangen der Holden! erglüht in himmlischem Purpur! Ihr Augen der Lieblichen! senket euch verschämt! Rosenmund der Schönsten! rede schweigend, und du, Lilienhand, wirf das entscheidende schneeweiße Tuch dem Glücklichsten der beiden noch übrig gebliebenen Sterblichen zu!" —

Fortunatens Wangen rötheten sich; die Augen senkten sich, der Rosenmund schwieg; die Lilienhand ergriff das weiße Tuch; das frühere Lachen ward ein Lächeln, und das

weiße Tuch flog auf Sturms Brust mit den leisen Worten: „In diesem Falle bleibt wohl keine andere Wahl.“ —

Sturm ergriff und küßte das weiße Tuch und die weiße Hand und rief in Extase: „Dieser Fall für alle Fälle! O glückliches Vorzeichen! Schönes Vorspiel eines entzückenden Nachspiels! Mögen nun Millionen von Männern leben, damit sie mich Ueberglücklichen beneiden können! Mein ist das weiße Tuch; mein werde die Lilienhand sammt den Purpurwangen und den gesenkten Augen und dem schweigenden Rosenmund und dem zum Lächeln gewordenen Lachen!“ —

Die Zimmerthür ging auf; an der Schwelle stand Volcanelli, ein Bild von Stein, im Aeußern eben so bewegungslos wie der auf dem Sopha sitzende Fripon, desto mehr aber in seinem Innern bewegt. Noch bewegungsloser als Volcanelli stand Fortunata. Dem Humoristen Sturm gelang es, der Verlegenheit Beider ein Ende zu machen. Der Kniende erhob sich und umarmte Fripon. Der heftig Umarmte fiel zu Boden. Volcanelli erkannte die Theaterfigur und konnte sich, ungeachtet seiner übeln Stimmung des Lachens nicht erwehren. „Sehen Sie!“ sagte Sturm, „ich habe Einen Nebenbuhler besiegt. Der Himmel gebe, daß ich keinen gefährlicheren zu befürchten habe!“ Er bat Fortunaten, ihm nicht zu zürnen; dann reichte er der Zitternden den Arm und führte sie zum Sopha. Volcanelli hatte sich indeß gesammelt. Er trat mit Anstand zur Sitzenden und sagte: Drei Nebenbuhler auf Leben und Tod, im engen Raume eines Zimmers friedlich beisammen! Welche in-

teressante Gruppe! welche Seltenheit! Hier ein besiegter auf dem Parket! Er hat es nicht besser verdient. Hier ein zu spät kommender, — der bin ich Aermster, und mir geschieht recht! Hier Freund Sturm, der eine Eroberung im Sturmschritt gemacht zu haben scheint! Darf ich ihm Glück wünschen? Fortunata schweigt? Dann, lieber Sturm! darf ich Ihnen wirklich Glück wünschen." —

Volcanelli hatte die Entscheidung wirklich beschleunigt. Fortunata gestand sich im Herzen, daß sie für Sturm Liebe fühle, und Sturm schwur sich selbst, daß er von ihr nicht ablassen wolle. Nun nahm Volcanelli, da die Liebenden nur mit den Augen sprachen, das Wort: „Meine Herren und Damen! Erlauben sie mir nun, ihnen den eigentlichen Grund meines Hierseins anzugeben. Ich kam in der Absicht, um Ihnen, Fortunata, die Neuigkeit zu erzählen, daß unser Opal seine Muse gefunden hat, durch die er auch die glücklichste Muße für den Musendienst finden wird." —

Sturm fiel dem Sprechenden in's Wort: „Sie kommen, so wie mit der Bewerbung, auch mit der Nachricht zu spät. Sie haben, statt uns eine Neuigkeit zu bringen, vielmehr von uns die neueste Neuigkeit erfahren." — Fortunata, die ihre Verlegenheit nicht bemeistern konnte, entschuldigte sich jetzt mit der ihr obliegenden Besorgung eines dringenden Geschäftes im Hauswesen. Volcanelli entfernte sich; Sturm wollte zögernd dasselbe thun; es trat aber nun eine neue Verlegenheit ein: „Was sollte mit Fripon geschehen? Man konnte den Ueberlästigen nicht hier lassen. Wie sollte man ihn aber wegschaffen, ohne Aufsehen zu erregen?

Das hatte Sturm in seiner Uebereilung nicht bedacht. Nach langer Berathung zeigte sich, daß nichts Anderes übrig blieb, als vor der Hand das Zimmer zu schließen, damit Sturm die Träger aufsuche, um den Unheimlichen in einem Kasten eben so geheim forttragen zu lassen, als er ihn herbringen ließ. Fortunata mußte, damit Niemand im Hause von der Geschichte etwas erfuhr, sich entschließen, bei dem stummen Liebhaber allein zu bleiben. Sie wurde dabei von Furcht und Grauen überfallen. Der Leblose schien ihr ein Todter zu sein, bei dem sie die Nachtwache halten müsse. Sie drückte die Augen zu, bedeckte, zu allem Ueberfluße, die geschlossenen mit der Hand, und da sie, an allen Gliedern zitternd, nicht mehr zu stehen vermochte, warf sie sich in ihrer Verzweiflung mit abgewendetem Kopfe weinend auf das Sopha. Die Qual der Geängstigten währte nicht lange. Sturm hatte die in das Geheimniß eingeweihten Mitverschworenen, nämlich die in der Schenkstube sitzenden Träger sogleich gefunden. Er pochte schon nach wenigen Minuten an Fortunatens Zimmerthür. Das erotische Schreckbild wurde in den Kasten gelegt und zu dem Theaterdiener Lampel getragen, der den zurückkehrenden Flüchtling mit Freuden aufnahm, ihn am nächsten Morgen entkleidete und zerlegte. An dem auf die Leicheneröffnung folgenden Festtage paradirte Lampel in blauem Gehrocke, weißen Pantalons und Glacée-Handschuhen, wie durch eine Zauberei verjüngt, vor dem bewundernden und spöttelnden Theater-Personale.

Fortunata hatte, nachdem der Unheimliche ihr Zimmer verlassen, nichts Angelegentlicheres zu thun, als sogleich ein Triumvirat zu errichten. Dieses bestand aus ihrem Vater, ihrer Mutter und ihr selbst. Der Gegenstand, über welchen dieses Triumvirat schalten und walten sollte, war kein anderer als der Freier Sturm und der in Fortunatens Herzen erregte Sturm. Da die ersten Abendstunden die ruhigsten im Hotel waren, so war die zur Berathung gewählte Zeit die zweckmäßigste, weil die Eltern jetzt volle Muße hatten und eine Störung kaum eintreten konnte. Das Töchterlein zeigte beim Vortrage das angenehme Bewußtsein der Ueberlegenheit über die Willenskraft der beiden Sitzungs-Mitglieder. Sie fand nöthig, den Horchenden vor allem Andern einige Dinge begreiflich zu machen, und zwar erstens: daß der Mensch mit jedem Tage älter werde, welche Bemerkung sich im vorliegenden Falle insbesondere auf Vater, Mutter und Tochter bezog; zweitens: daß es den mit jedem Tage älter werdenden Eltern ersprießlich und heilsam wäre, nebst der Tochter auch einen Schwiegersohn zur Hand zu haben, welcher der Stellvertreter des Vaters sei, so wie die Tochter die Gehilfin der Mutter ist; drittens: es habe sich nicht selten ereignet, daß Töchter sitzen geblieben sind, die Einen, weil sie zu häßlich, die Andern, weil sie zu schön, die Einen, weil sie zu arm, die Andern, weil sie zu reich waren; die Einen endlich, weil sie ihr Verlangen nach einem Gemahl zu sehr laut werden ließen und Jedem, nach dem sie angelten, auch schon als „mein Fisch!" festhalten wollten, die Andern endlich, weil sie zu wählig waren und

zu große Ansprüche machten. Sie selbst, weder häßlich noch schön, weder arm noch reich, habe nie nach einem Gatten gejagt, sie sei aber auch nicht gesonnen, einen wackern Mann, mir nichts, dir nichts, zurückzuweisen. Ein solcher Mann sei Sturm. Nun ging die Rednerin auf sein Lob und auf ihren Wunsch, ihn zu heirathen, über. Die Rede endigte mit einer lebhaften Darstellung der letzten Scene zwischen Fortunata, Sturm, Volcanelli und der Theaterfigur. Die Eltern sahen einander lächelnd an, Fortunata, über diese Aeußerungen hoch erfreut, versicherte, Sturm werde, da Liebe die Poesie des Lebens sei, sich in allen billigen Dingen bereitwillig zeigen. Sie sprach nun auch viel über die höhere Tendenz des Fortuna-Hotels, zu deren Aufrechterhaltung kein Geeigneter als Sturm zu finden wäre.“ —

Es wurde zwar den elterlichen Zuhörern nicht recht klar, was Fortunata mit der höhern Tendenz des Gasthofes eigentlich sagen wolle; sie nahmen aber an, es müsse etwas Vorzügliches sein, weil die geliebte Tochter sich so nachdrücklich dafür erkläre. Es wurde demnach dem heirathslustigen Sturm das Glück zu Theil, daß man ihm die Braut zusagte, ehe er noch als Brautwerber aufgetreten war. Er ging eben mit großen und schnellen Schritten in einem Säulengange des Hofes auf und nieder, eine Rede vor sich hinmurmelnd, mit welcher er bei den Eltern um Fortunata zu werben gedachte. Aus seiner deklamatorischen Uebung weckte ihn der Zuruf: „Guten Tag, Herr Schwiegersohn! Wann soll die Hochzeit sein?“ —

Sturm rief: „Je eher, je lieber!“ Er flog dem erkann-

ten Schwiegervater entgegen und umarmte ihn unter vielen Küssen und Danksagungen. Kranz führte ihn zur Mutter und Tochter; in einer Viertelstunde war die ganze Sache zur Zufriedenheit aller Betheiligten abgethan, und der tragische Dichter verließ das Hotel als künftiger Wirth.

Am Hausthor traf er mit dem vorübergehenden Opal zusammen. Die beiden Freunde hatten sich, seitdem die neue Constellation am Himmel der Liebe eingetreten war, nicht gesehen. Da nun Jeder im Besitz der ehemaligen Geliebten des Andern war, so mußte die schwierige Angelegenheit zur Sprache kommen. Der gerade Sturm erzählte mit historischer Treue, er habe sich weder Kabalen noch Umtriebe zu Schulden kommen lassen, sondern nur die Gelegenheit benützt, da die Fortuna selbst ihm die Fortunata, welche von einem Opal nichts mehr wissen wolle, gleichsam in die Arme führte. Opal versicherte dagegen, daß der doppelte Fiasco, welchen er im Theater und in der Liebe erlitten habe, ihn nicht im Geringsten kränke, da Hermenegilde ihm dafür den reichsten Ersatz gewähre.

Die beiden Glücklichen umarmten sich und gelobten, daß dieser Geliebten-Wechsel in ihrer Freundschaft nicht die geringste Störung verursachen dürfe; im Gegentheil müsse sogar Alles aufgeboten werden, auch die einander abholden Damen zum Abschluße eines innigen Freundschafts-Bündnisses zu bewegen. Jeder erhob nun seine Auserwählte zum Ideale der Schönheit; Jeder malte den Gegenstand seines Entzückens mit den glühendsten Farben der Poesie. Jeder steigerte durch seine Vergötterung die Begeisterung des An-

dern; Jeder erschöpfte sich im Lobe der Geliebten; Jeder horchte aufmerksam der Tirade des Andern, als fände ein verabredeter Wettgesang auf Schönheit und Liebe Statt. Ein Dritter konnte glauben, zwei Minnesänger zu hören, die für die Dame ihres Herzens auf Leben und Tod kämpfen wollten. Und dieser Dritte fand sich ein; es war Volcanelli. Während die Liebenden ihre Geisterharfen rührten, stand der Ungeliebte mit seinem geistigen Korbe da, mit ernster Miene, als wäre er der entscheidende Richter. Als die beiden Minnesänger sich erschöpft hatten und verstummten, trat Volcanelli vor und spendete ihnen das gebührende Lob im vollsten Maße. Der Beifall wurde von den Betheilten dankbar aufgenommen. Volcanelli erstattete ihnen zugleich seinen Glückwunsch zur vermuthlich nahen Vermählung. Sturm versicherte, daß er ohne Verzug den poetischen Lorbeerkranz mit dem bürgerlichen grünen Wirthskäppchen zu vertauschen gedenke; Opal erklärte dagegen, daß er den Wunsch hege, den wunderschönen, echt poetischen Brautstand so viel als möglich zu verlängern, und zwar um so mehr, als Hermenegilde noch vor dem Ehestande die Welt kennen lernen und in dieser Absicht mit ihm, dem Verlobten, eine Reise machen wolle, die höchst romantisch werden müsse.

Volcanelli bemerkte, es freue ihn, daß auf solche Art das Lustspiel: „Bürgerlich und Romantisch" nicht nur auf den Bretern, die die Welt bedeuten, sondern auch in der wirklichen aufgeführt werde. Er gab Beiden recht, eine treffliche Maxime der Weltklugheit! Wer es über sich

vermag, Allen recht zu geben, macht sich Alle zu Freunden, weil kein Mensch je unrecht zu haben glaubt, das größte aller Uebel, eine Blutsverwandte der Erbsünde! —

Volcanelli sprach leise den Namen Lunetta, dann fuhr er fort, indem ein flüchtiges ironisches Lächeln um seine Lippen spielte: „Jeder von euch, ihr Glücklichen, hat nun seine unübertreffliche Geliebte, auch ich, noch glücklicher, als ihr, habe eine Geliebte, ohne Zweifel die unübertrefflichste von Allen."

Sturm und Opal zeigten ihre Verwunderung über die höchst überraschende Mittheilung. Da sie sich verpflichtet hielten, dem Dritten im Bunde aus erwiedernder Höflichkeit gleichfalls recht zu geben, fingen sie an, sich in feurige Glückwünsche zu ergießen; Volcanelli unterbrach sie aber: „Hört zuerst die poetische Beschreibung meiner Geliebten! Man muß mit ihr so genau bekannt sein, wie ich, um sie gehörig würdigen zu können. Wer mit ihr innig vertraut ist, der findet bei ihr den Himmel auf Erden. Wer sie besitzt, wird eben dadurch, daß er sich unbedingt ihr hingibt, Herr seiner selbst und Meister des Lebens. Sie ist weder herrschsüchtig noch launenhaft, sie flüstert mir nur manchmal holdlächelnd zu: „Schätzchen! sei klug! Willst Du mich verlassen, so magst Du es thun; es wird Dich aber reuen." — Sie bleibt ewig jung und ihre Schönheit unvergänglich. Wer mit ihr in Zwietracht lebte, würde es zu seinem eigenen Nachtheil thun. Sie ermuntert mich täglich, das Leben zu genießen; Du weißt ja, sagt sie: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich." — Ich habe noch bei keinem

weiblichen Wesen ein so liebliches Phantasie-Gesicht gesehen; es wechselt in Mienen und Farben sehr oft und erscheint doch immer im höchsten Grade reizend, ja, mit jedem Tage schöner, liebenswürdiger und bezaubernder; dabei hat sie eine ganz eigene Art, mich aufzumuntern und zu begeistern. Sie ist ein wahrhaft poetisches Wesen, und wenn mein Dichtungsvermögen etwas Gutes hervorbringt, so ist es vorzugsweise ihr Werk. Sie ist meine Göttin, und als ich ihr schwur, sie ewig zu lieben, erwiederte sie: sie werde mich treu und innig lieben, so lange ich sie liebe." —

Sturm und Opal umarmten den Sprecher, und der Erstere sagte: „Dürfen wir nun auch den Namen Deiner Geliebten, die ein wahres Weltwunder ist, erfahren?" — Volcanelli sagte, schalkhaft lächelnd: „Sturm's Geliebte heißt Hermenegilde, Opal's Auserwählte Fortunata, die meinige: die Freiheit! — Ich gönne Jedem die Seinige und behalte die Meinige. Sie ist der Luftballon, der mich emporträgt. Die Höhe lockt; die Tiefe schreckt. Gefährdet mich der Fall des Phaeton, so droht euern ehlichen Thalhütten der Lawine Sturz. Wer heiratet, gebe das Dichten auf! Die Freiheit sei mein Musentempel und mein Serail!" — „Bei dieser Ansicht," sagte Sturm etwas verstimmt, „werden in Ihren Romanen weder feurige Lobreden auf die Frauen, noch Gemälde häuslichen Glückes vorkommen." —

„Ich gedenke" erwiederte Volcanelli „weder ungerecht gegen das schöne Geschlecht zu sein, noch über den Ehestand den Stab zu brechen, doch behaupte ich fest, der Prosa ge-

hört die Erde, der Poesie der Himmel. Den Geschäfts-, Gewerbs- und den reichen Lebemann drücken in ihren behaglichen Ansiedlungen und alltäglichen Genüßen die Fesseln der Ehe nicht, der Künstler aber soll die Erde, die ihm nicht eigen ist, frei durchwandern, kein Gastgeber, sondern ein Lebensgast sein. Ist er kein Frauen k n e ch t, so kann er desto leichter ein Frauen l o b werden.“ —

Während Opal mit sich selbst in Zwiespalt gerieth, nachdenkend über die Freiheit des poetischen Wanderlebens und über die holde Leibeigenschaft des prosaischen Ehe- und Wehestandes, rief Sturm im Tone eines Diktators:

„Ihre letzte Aeußerung lasse ich gelten, Signor Volcanelli! Erlauben Sie sich aber ungerechte Angriffe, so kommt es zwischen uns Beiden zu einer Seeschlacht auf dem Dintenmeer. Vor der Hand gebe ich mir die Ehre, Sie zu meinem nahen Hochzeitfeste zu laden!“ —

Die drei Kämpfer gingen heiter und freundlich auseinander.

II.

Brautgesellschaften. Imaginäres Festessen.

Fortunata und Sturm wollten nicht nur den Gästen des Fortuna-Hotels, sondern auch aller Welt den Beweis liefern, daß man Wirth und Schöngeist in Einer Person sein könne. Das Mädchen wußte die Eltern bald zu bere-

den, daß sie ihr einen schönen Salon mit einer Reihe sehr elegant eingerichteter Zimmer überließen, die allerdings einträglicher an Gäste zu vermiethen gewesen wären, jetzt aber der prahlenden Eitelkeit zu den sogenannten Brautgesellschaften dienen mußten.

Hermenegilde hatte sich mit Fortunata, und zwar nicht blos zum Schein, versöhnt, weil sie nicht mehr, als Nebenbuhlerinnen an Geist und Schönheit um den Preis vor den Augen der Welt wetteiferten, sondern Jede mit dem errungenen Mann ihrer Wahl sich, wenigstens vor der Hand, begnügte. Nur in einem einzigen Punkte wurde das Rivalisiren noch eifrig fortgesetzt, nämlich in der Sucht zu glänzen, worin Keine von der Andern sich übertreffen lassen wollte. Hermenegilde fing daher gleichfalls an, Brautgesellschaften zu geben. Nach langer Berathung kam man endlich überein, diese Soirées abwechselnd bei Dieser oder Jener, einmal in der Woche abzuhalten. Unter den Gästen befanden sich, insbesondere im Fortuna-Hotel, viele Dichter, Maler und angebliche Touristen. Hermenegilde mußte sich begnügen, im Hotel zu rekrutiren.

Die Bestreitung der Auslagen wurde natürlich den beiden Bräuten überlassen. Sturm und Opal hatten die nicht kostspielige Anordnung des Ganzen zu besorgen. Eine Hauptsache war dabei, wie der Leser wohl schon vermuthen wird, das Deklamiren; es durfte aber Jeder nur selbst verfaßte Aufsätze vortragen.

Die erste Gesellschaft, durch das Loos bestimmt, fand

im Fortuna-Hotel Statt. Die Deklamatoren waren Volcanelli, Sturm und Opal.

Sturm trug zuerst eine Humoreske vor, welche den Titel führte: „Traum von einem großen imaginären frugalen Festessen."

Er bat Volcanelli um die Erlaubniß, ihn zum Helden des Festessens machen zu dürfen, fing aber, ohne die Einwilligung des Ueberraschten abzuwarten, sogleich zu lesen an; ein Kunstgriff, den er in Fällen, wo er an der Bewilligung zweifelte oder ihren langsamen Erfolg fürchtete, schon öfter mit Glück versucht hatte. Er erhob denn seine imponirend-kräftige Stimme und las:

„Bei der jetzt gangbaren Menge von Festessen und bei der noch größern Menge von Fest-Essern — dieser interessanten Erscheinung unserer Maschinen-Zeit, welche die menschliche Maschine so sehr in Bewegung setzt, — darf sich Niemand wundern, daß mir, der ich ein täglicher Fest-Esser bin, von einem solchen Festessen träumte. Da das Ganze Sache des Geschmackes ist, so überlasse ich es meinen sehr geehrten Zuhörern und Zuhörerinnen, nach Belieben daran Theil zu nehmen."

„Die originellen Ansichten, welche der gefeierte Dichter Volcanelli in seinen geistreichen Romanen über das schöne Geschlecht, die Liebe und das eheliche Leben entwickelte, hatten nicht nur in allen deutschen Landen die gebührende Aufmerksamkeit erregt, sondern ihn sogar zum Gründer einer neuen weiblichen Walhalla erhoben. In jener Zeit hatte in der Stadt N. N. ein unternehmender Gastwirth

N. N. eine sehr beliebte Unterhaltungsanstalt gegründet, welcher er den bezaubernden Namen „Elysium" gab, wo es bekanntlich viel lustiger zugeht als in dem griechisch-römischen Elysium, daher auch die Schatten der Seligen unserer Zeit das höhere Eintrittsgeld in das Elysium der Gegenwart lieber entrichten, als die Schatten der Vorwelt das äußerst geringe Fährgeld dem griesgrämigen Charon bezahlten, und zwar aus mehreren Gründen: Erstens, weil das neue Elysium eine bessere Musik hat als das alte, nämlich die sohlenbeflügelnden Walzer vom Vater Strauß; zweitens, weil man im neuen Elysium nicht nur viel tanzen, sondern auch essen und trinken und in alle Welttheile hineinschauen kann, wodurch einem dringenden Bedürfnisse der Zeit abgeholfen wird; drittens, weil es den Leuten frei steht, das neue Elysium zu besuchen oder wegzubleiben, während sie in das alte Elysium wandern mußten, wofern sie nicht gar in den Tartarus kommen wollten; viertens, weil der Besuchende das neue Elysium wieder verlassen kann, sobald es ihm beliebt, wogegen im alten kein Rücktritt Statt fand."

„Die Damen, über welche der gefeierte Dichter so eigenthümliche Ansichten gab, hatten beschlossen, demselben in dem neuen Elysium ein imaginäres botanisches Festessen zu veranstalten, welches mit seiner Originalität auch noch andere Vorzüge vereinigen würde, z. B. den Vorzug, daß es nichts kostete, daß sich Niemand dabei den Magen überladen, daß Niemand einen Haarbeutel oder Säbel davontragen konnte, daß die Gäste einen Geldbetrag weder

zu bezahlen, noch schuldig zu bleiben brauchten, daß vom Gastwirth keine schlechte Bewirthung zu befürchten war, u. s. w."

„Bei diesem frugalen Festmale durften nur Damen erscheinen. An der Eingangsthüre waren „sieben Mädchen in Uniform" als Schildwachen aufgestellt."

„In einer Nische des Speisesaales, von bengalischem Feuer aller Farben beleuchtet, stand das Bildniß des Dichters, auf einem Orang-Outang reitend. Ein Geisterchor verhungerter Novellendichter und in Luft und Duft zerflossener Novelletten-Dichterinnen sang Klingklang-Lieder."

„Die Tafel hatte die Gestalt eines Hufeisens, vermuthlich dem Pegasus zu Ehren, welcher mitunter so gut wie ein anderes Pferd auszuschlagen, oder den Reiter abzuwerfen pflegt. Auf den Lustern und Kandelabern flimmerten Apollo-Kerzen, Sonnenblumen, Mondkraut, Himmelbrand, Morgensterne, Königssterne, Lichtnelken, Flammenblumen und Fackelbaumzweige, sämmtlich dem Pflanzenreiche angehörig. An der Decke des elysisch-botanischen Speisesaales bewegten sich mehrere, als Sinnbilder literarischer Zustände und Notabilitäten bedeutungsvoll zusammengestellte Sternbilder, wie z. B. der Skorpion, der Widder, der Krebs, der Steinbock, der Stier, der Wassermann, der große und der kleine Bär, der große und der kleine Hund, der Drache, die Schlange, der Rabe, der Wolf, das Chamäleon, Fuchs und Luchs, Gans und Pfau u. s. w."

„Als Hauptaufsatz erhob sich auf der Mitte der Tafel

eine hohe Pyramide von gelb, roth, blau und grün gefärbten, auch einigen versilberten Gänsekielen; dazwischen standen Tabakdosen und Tabakpfeifen. Den Ehrenplatz auf der Spitze der Pyramide nahm eine Dose ein, welche Denjenigen präsentirt wurde, die eine **prise de contenance** benöthigten."

„Statt der alltäglichen Champagner-Bouteillen war der Tisch reichlich besetzt mit Flaschen voll rother und schwarzer Dinte; zwischen jeder derselben stand ein Glas Wasser von Scribe zur Abkühlung der Hitze bei literarischen Katzbalgereien. Rings um die Pyramide standen als Dessert-Teller sechs Schuhe von Fanny Elßler, Cerrito und Taglioni. Die Birch-Pfeiffer hatte durch ihr Pfeffer-Rösel eine Quantität angeblich drastischen Gewürzs überschickt, damit kein Gast erst dahin gehen mußte, wo der Pfeffer wächst. Die Gräfin Hahn-Hahn sandte eine silberne Büchse, welche ein pikantes Gemisch von Zucker und Salz, hermetisch gesiegelt, enthielt."

„Die Gesellschaft setzte sich zu Tische. Der Dichter nahm den Ehrenplatz ein. Ihm zur Seite stand Medea vor einem brodelnden Zauberkessel. Sie hielt mit der rechten Hand einen Kochlöffel zum Quirlen einer magischen Kraftbrühe für dürftige Schriftsteller, um die sich kein Teufel bekümmert; in der Linken den Schicksalsstrumpf der Brüder Fatalis, an dem sie, vom Quirlen ausruhend, strickte. Auf ihrem Zaubergürtel prangten mit goldenen Lettern die Namen derjenigen Dichter, welche sie für die Bühne bearbeitet hatten oder noch bearbeiten wollten. Fiel ihr manchmal

die unliebsame Geschichte mit dem treulosen Jason ein, so verzerrten sich ihre Gesichtszüge und sie schoß grimmige Blicke."

„Das Festessen begann. Als der Dichter ein Schälchen der magischen Kraftbrühe zu sich genommen hatte, marschirten die neun Musen, drei Mann hoch, vor ihm auf. Calliope sprach: „Weit entfernt, dem Geistvollen materielle Gerichte für Magen und Kehle auftischen zu wollen, gedenken die Damen Dir einen geistigen, allegorisch-symbolischen Festschmaus darzubringen, welcher Dir zur angenehmen Erinnerung dienen möge!"

„Die Gerichte, welche dem Gefeierten nun aufgesetzt wurden, waren sämmtlich aus dem Pflanzenreiche genommen. Sie hatten durchgehends die Form von Kränzen und Sträußern. Als Voressen wurde Hungerkraut *) servirt."

„Das erste Gericht enthielt einen Potpourri von Brotbaumblättern, Balsamkraut, Berufskraut, Dintenbeeren, Federkraut, Papierbaumblättern **), Eßwurzel, Flohpflanze, Feuerkraut, verfluchten Jungfern ***), Kraftwurz, Becherblumen, Steinmilch und Gnadenkraut. Diesem folgte ein Gericht von Fleischblumen mit Butterkraut; hierauf als Gesundheitsspeise ein Gemüse von Gichtkraut, Keuschbaumblättern, Windblumen, Wermuth, Engelblümchen, Ehrenpreis, Fünf- und Siebenfingerkraut."

---

*) Eine wirkliche Pflanze, wie die folgenden.

**) Weiße Pappel.

***) Auch Wegwart genannt.

„Als viertes Gericht erschien ein Ragout, bestehend aus Affenschädel, Gänsefuß, Venusfinger, Kalbsnase *), Krebskraut, Rindsauge, Natterzünglein, Taubenfuß, Mäusebrot und Katzengesicht."

„Das magerste Gericht war die Mehlspeise; denn sie bestand in nichts, als — Schneeballen mit Schmalzblumen. Splendider waren die Braten, nämlich Fasanenkraut, Repphühnerkraut und Rehkraut; daneben wurde ein Salatbaum zwischen einem Essig- und einem Oelbaum hingestellt."

„Sehr reich waren die Dessertteller bedeckt mit Damen- und Schachbrettblumen, Belladonna, Vexirnelken, Augentrost, Immerschön, Liebäugel u. a."

„Ob der Gefeierte vom Diner viel genossen habe, kann ich nicht sagen, doch weiß ich, daß er auch bedeutende Geschenke erhielt. So brachten ihm einige Damen eine Ausstattung zu seiner Garderobe, will sagen, Hutbaum, Kleiderbaum, Schuhblumen, Frauenmantel, Nachtmantel, Bürstenpflanze, nebstbei Sturmhut, Rittersporn, Mannsharnisch und Mannsschild. In einem großen und langen Beutel wurden ihm Silberblumen, Goldlilien und Tausendguldenkraut überreicht; am Schlusse statt des gewöhnlichen Lorbeerkranzes ein mit Trompetenblumen, Festblumen, Weihrauchblumen, kleinen Wunder- und Schellenbäumen angefülltes Gefäß zu Füßen gestellt."

---

*) Auch Löwenmaul genannt.

„Am Schlusse wurde ihm ein sogenannter Herzensstrauß überreicht; er bestand aus Herzensblümchen, Herzenstrost, Herzensfreude, Herzgespann, Herzgras, Herzklee, Herzwurz, Herzkraut und Herzleuchte.“

„Volcanelli sog die Düfte des an die Nase gedrückten Straußes so gierig ein, daß er in ein unbändiges Niesen ausbrach, dessen zunehmendes Getöse mich so erschütterte, daß ich plötzlich aus dem Traume erwachte und — war's Sympathie oder Zufall — mitnießend vom Kissen auffuhr.“

III.

Freuden, Leiden und Tod der Poesie.

Die Vorlesungen, welche die Dichter den Salons-Gesellschaften oder ihren Freunden und guten Bekannten zum Besten zu geben oder aufzudringen pflegen, liefern den sprechendsten Beweis von der Gefälligkeit, aber auch von der Zweideutigkeit und Vielseitigkeit der Menschen. Der Vorleser verlangt von ihnen Aufmerksamkeit und unbedingten Beifall; das wissen die Zuhörer. Sie horchen daher bei den ersten Blättern mit gespannter oder wenigstens gespannt scheinender Aufmerksamkeit; ist aber ein Viertel- oder höchstens ein halbes Stündchen verflossen, so wird die Aufmerksamkeit an den Nagel gehängt; man denkt an etwas Anderes oder spricht leise mit den gleichgesinnten Nachbarn über die heterogensten Gegenstände. Nach jeder Pause wird

dem Vernommenen oder nicht Vernommenen erklecklicher Beifall gespendet, der aber beim Schlusse gesteigert wird. Ist dieser Pflicht der Nächstenliebe Genüge geleistet, so theilt man sich, in kleinen Gruppen beisammen stehend, im Vertrauen die nachtheiligen Bemerkungen mit, und der in den dritten Himmel entzückte Dichter verläßt im Freudentaumel die Gesellschaft, welche, über die Länge der Vorlesung, folglich über Langeweile klagend, den Salon verläßt, innigst vergnügt, daß der Geistesgenuß sein Ende erreicht hat, wie Alles auf der Welt.

Die gefährlichsten aller Vorlesungen sind die der dramatischen Dichtungen. Herr und Frau vom Hause halten sich verpflichtet, alle übrigen freundlichen Zuhörer an Freigebigkeit in Spendung der Lobsprüche zu übertreffen, während Jene nicht zurückbleiben wollen. Welcher edle Wetteifer! Der von allen Seiten aufgemunterte Poet setzt Himmel und Erde in Bewegung, sein Stück zur Aufführung zu bringen; es gelingt. Nun zeigt sich aber der große Unterschied zwischen dem öffentlichen und dem Privat-Menschen. Was diesem im Salon sehr gefiel, das mißfällt jenem im Theater, und die gepriesene Vorlesung macht in der Vorstellung halben oder ganzen Fiasco. Der aus seinem Himmel herabstürzende Dichter lernt nun den großen Unterschied zwischen den Bühnebrettern und den Salons-Parquets kennen, oder er gelangt zu der unerfreulichen Einsicht, daß es leichter sei, tausend geneigte Zuhörer und Lobredner zu finden als einen Verleger oder eine willfährige Theater-Direktion. Sturm, ein praktischer Mensch,

der die Welt ziemlich kannte und eben keine großen Ansprüche an sie machte, begnügte sich mit dem ihm zu Theil gewordenen Beifall, ohne einen großen Werth darauf zu legen; denn er gab sich bald zufrieden. Ueberdies fühlte er sich in seinem gegenwärtigen Verhältnisse, welches ihm eine schöne Aussicht in die sorgenfreieste Zukunft gab, so wohl, daß er sich sogar über eine weniger günstige Aufnahme seiner Humoreske nicht gekränkt hätte.

Nun kam die Reihe an Opal. Den in Zärtlichkeit zerfließenden Schäfer, der jetzt, beinahe alle Nahrung verschmähend, in seiner Seligkeit blos von Blicken, Küssen und Seufzern lebte, hatte die Macht der verliebtesten Liebe so in Anspruch genommen, daß er keine Zeit fand, etwas Poetisches zu schreiben. Er hatte sich aber mehr zugetraut, als er zu leisten im Stande war, und da er die Sache von einem Tage zum andern verschob, mußte er sich nun begnügen, einen kleinen Aufsatz zu lesen. Er setzte sich also etwas verstimmt an den, mit vier Wachskerzen in silbernen Leuchtern bestellten Tisch, und las mit feiner, schwacher Stimme:

„Freuden, Leiden und Tod der Poesie."

„Die Poesie war das erstgeborne Kind des Phantasus und der Psyche, der das schmerzlich süße Andenken an Amor noch immer heilig blieb, obschon sie ihren genialen Gatten herzlich liebte. Alle Göttinnen schauten mit neidischen Blicken auf das Wunderkind, in dem ein ganzer Himmel von Schönheit aufblühte. Aus Furcht, von ihr verdunkelt zu werden, und die Verehrung der Menschen

zu verlieren, beschloßen sie, das göttliche Wesen auf dem Olymp festzuhalten. Die Poesie zeigte aber, obschon sie ihren höhern Ursprung nie vergaß, stets eine besondere Vorliebe für die Erde, indem ein inneres Gefühl ihr sagte, es sei ihre Bestimmung, die Menschen zu veredeln und zu beglücken. Der ihr eigene Zauber wirkte auf die Götter so mächtig, daß die Göttinnen selbst endlich einstimmig den Entschluß faßten, sich der gefährlichen Nebenbuhlerin zu entledigen. Jupiter sah sich, so lieb ihm das holde Mädchen auch war, gezwungen, den vereinigten und dringenden Bitten derselben nachzugeben und die Menschenfreundin vom Olymp zu entlassen."

„Die Poesie, erfreut über die unverhoffte Gewährung ihres innigsten Wunsches, verließ ihre himmlische Heimat und schwebte, den Himmel im Herzen, begleitet von ihrer Mutter Psyche und ihrem Vater Phantasus, auf einer rosigen Abendwolke zur Erde. Apollo hatte ihr zum Andenken eine goldene Lyra, Venus ihren eigenen Zaubergürtel mitgegeben. Alle übrigen Götter und Göttinnen wetteiferten, ihr Geschenke zu verehren."

„In einer stillen, duftigen, mondlichten Mainacht senkte sich die Wolke zur Erde. Griechenlands Boden war es, welchen die Himmlische zuerst betrat. Der Geisterhauch eines höhern Lebens wehte ringsumher, indem Psyche ihren leuchtenden Flügel, und Phantasus seinen Zauberstab schwang. Nun ergriff das Kind des Götterpaares das Geschenk Apollo's; die Sterne spiegelten sich in der goldenen Lyra, welche die jugendliche Göttin der Poesie in ihren Li-

lienarmen zum Himmel empor hielt. Aus ihren Augen, in welchen das schönste und reinste Feuer der Sterne verschmolzen zu sein schien, flammte ein Lichtglanz, vor dem eben diese Sterne erbleichen mußten. Jetzt, von Begeisterung entzündet, schlug sie, die geschwungene Lyra küßend, die ersten Akkorde. Luna verweilte voll Seligkeit am Himmel. Die Lüfte taumelten in Wonnetrunkenheit, die Blumen erhoben sich glutduftend; die Quellen sprangen in süßem Wahnsinne dahin. Der Haß floh in die Unterwelt, und die Menschen, in den Armen der Ruhe schlummernd, träumten, liebend geliebt zu sein und auf Elysiums ewig blühenden Fluren dahin zu schwärmen. Aurora flog vor der ihr gesetzten Stunde herbei und die Nacht mußte entweichen, ehe sie die ihr zugewiesenen Stunden durchwallt hatte. Eben so eilig verdrängte Phöbus die Göttin der Morgenröthe vom Himmel, dessen Purpur er mit einem Goldstrom übergoß. So wetteiferten Himmel und Erde in der Verherrlichung der neuen Erscheinung!"

„In einer kühlen stillen Waldgrotte erblickte die Göttin Poesie die edle Gestalt des H o m e r o s. Das lockenreiche Haupt auf den Arm und den Arm auf ein bemoostes Felsgestein gestützt, saß er, von ungefühlten Lüftchen umspielt, und sann, ernst vor sich hinblickend, über die folgenreichen Ereignisse des trojanischen Krieges. Die wilde Glut des von der Leidenschaft bethörten Paris, Helenens Treulosigkeit, der Zorn des schwer beleidigten Menelaos, Nestors ruhige Weisheit im Sturm der allgemeinen Aufregung, die Tapferkeit des unversöhnlichen Achilles, Hektors und

Andromachens Liebe und Unglück, Priams Verzweiflung, der Griechenhelden Sieg und Rache, die Zerstörung der herrlichen Troja und des Königshauses Untergang, — solche großartige Bilder, solche erschütternde Scenen zogen an Homers erhabenem Geiste vorüber. Er erblickte die über ihm schwebende himmlische Lichtgestalt, aus deren Augen, während die Töne der Lyra klangen, Feuerstrahlen in seine staunende Seele drangen. Die Begeisterung erwachte in dem, plötzlich zum Sänger umgewandelten Denker und von seinen Lippen strömten in rhythmischer Kraft und Fülle die Worte des epischen Gesanges, bestimmt, die späte Nachwelt mit Bewunderung zu erfüllen."

„Bald erwachte die Himmelsflamme der Poesie auch in anderen Auserwählten: Pindar und Alcäus entzückten durch die Macht und Schönheit ihrer lyrischen Gesänge. Das dramatische Dreigestirn, Aeschylus, Sophokles und Euripides ließen die Heroen der vaterländischen Vorzeit in ihrem tragischen Schicksale über die Bühne ihres Volkes schreiten. Der in der Glut unglücklicher Liebe sich verzehrenden Sappho reichte sie ihre eigene Lyra, um ihr Entzücken wie ihren Schmerz in die Brust der Mitfühlenden zu ergießen."

„Auch im Reiche der Römer verweilte die Göttin und fand viele Verehrer, welche ihr, den großen Vorbildern Griechenlands nacheifernd, huldigten. Entsetzt durch die wilden Horden der barbarischen Völkerstämme, welche, ohne Sinn für das Schöne und ohne Gefühl für das Edle, im Taumel zerstörender Siegeswuth Europa wie eine Sünd-

flut überschwemmten, entfloh die Himmlische der, von Unmenschen verheerten Erde und kehrte, das Unglück der Menschheit beklagend, zum Olymp zurück."

„Als im rauhen Mittelalter, ungeachtet der vorherrschenden wilden Gesinnung und so mancher barbarischen Gewaltthat, Glaube, Liebe, Männermuth und Frauenehre, Biedersinn und keusche Sitte wie freundliche Sterne aus dunkler Nacht hervorschimmerten, konnte die holde Genie Poesie ihrer Neigung zu den geliebten Menschen nicht länger gebieten. Sie verließ ihren alten Göttersitz und schwebte wieder zur ruhiger gewordenen Erde nieder, um das verjüngte Geschlecht zu veredeln, und den erloschenen Schönheitssinn wieder zu beleben. Sie wurde von den Völkern mit Jubel empfangen. Von ihr beseelt, dichteten Italiens Tasso, Ariost, Dante und Petraca, Hispania's Calderon und Cervantes, Portugalls Camoens, Britanniens Shakespeare und Milton, und Schottlands Ossian. All, überall erwachten die tausend Stimmen der Troubadours und Minnesänger. Unzählige Lieder der innigsten und zärtlichsten Liebe erschollen, das Geschlecht der Frauen zu verklären, indem der rechte Arm zu ihrem Schutze den Stahl schwang, während der linke das ihnen geweihte Saitenspiel trug."

„Nach einer Reihe von Jahren erhoben sich in Deutschland Dichter als Sterne vom ersten Rang. Klopstock, Göthe und Schiller übertrafen alle Uebrigen an Glanz und Größe. Die Genie Poesie fühlte sich überglücklich; von nun sollten aber ihre Freuden einige Unter-

brechungen und Störungen erfahren. Die Mythe erzählt Beispiele, daß Göttinnen Leiden, Schmerzen und schwere Verluste ertragen, Götter Schmach und Wunden dulden mußten. Eben so wurde die Genie der Poesie verkannt, mißdeutet, geschmäht und verfolgt. Die blühende Fülle der unsterblich geglaubten Gesundheit nahm ab; der Ichor, welcher leicht und frisch wie ein Quell im Morgenroth durch ihre Adern floß, verdickte sich; die Aetherflamme des Auges erlosch; die Jugend schwand. Sie kränkelte und eine düstere Schwermuth umwölkte die Heiterkeit ihres Geistes. Einige Kritikaster, die sich für Seelenärzte ausgaben, bemächtigten sich der Unglücklichen, die jetzt aufgehört hatte, zu sein, was sie war, und sich willenlos der Behandlung anmaßender Charlatane hingab."

„Nachdem diese Herren sich über das Wesen der sonderbaren Krankheit und über die zweckmäßigste Heilmethode derselben herumgebalgt hatten, kamen sie endlich überein, die Krankheit ein Salonfieber zu benennen, welches sich die Arme, beinahe Entgötterte dadurch zugezogen habe, daß man sie ihrer gewohnten Lebensweise im Schooße der freien Natur entrissen, und in staubige Büchersäle, langweilige Salons, traurige Concertsäle und dumpfe Theater eingeschlossen habe, wo sie, als Schlachtopfer schmachtend, den Tod erwartete. So waren denn die kritischen Seelenärzte über diesen Punkt einig; desto heftiger aber wurde nun der Zwist und das Gezänke der verschiedenen Ansichten und Meinungen über die Kurmethode, deren man sich in diesem so seltsamen als verwickelten Falle zu bedienen habe.

Nach einem langen Wortkampfe beschloßen die unfehlbaren Heilkünstler, bei der hohen Patientin zuerst die allopathische Methode anzuwenden; dieser sollte dann die homöopathische folgen, hierauf die hydropathische und dann sogar die brownische."

„Lange allopathische Recepte erschienen. Sie verordneten fünf Unzen ästhetischer Grundsätze ohne Grund; seichte Regeln mit einem Zusatz von unverständlichen, vier Unzen; schlechte Beispiele aus allen Dichtungsarten, sieben Unzen; hinkende Jamben und stolpernde Trochäen, eine Drachme; Daktylen, eine halbe Drachme; nichtssagende Recensionen, zwei Unzen; ottave rime, zwei Drachmen; Journal-Unsinn, zwei Gran; Buchhändler-Ankündigungen, eine Drachme; Selbstlob, eine Unze; lithographirte Virtuosen-Porträts, drei Unzen. Alle diese Ingredienzen wurden durch zwei Stunden in siedendheißem Myrthen-, Lorbeer- und Trauerspiel-Thränen-Wasser gekocht. Dazu kam noch ein Schächtelchen bittere Pillen der Kritik mit blauem Dunst."

„Die hohe Kranke mußte zu jeder Stunde bei Tag und Nacht eine volle Kaffehschale von dieser Arznei zu sich nehmen. Das Uebel wurde aber dessen ungeachtet immer ärger. Man schritt also zur homöopathischen Behandlung. Man gab der Leidenden einen Viertelgran einer neuen Orthographie, in einem halben Eimer leerer Gedanken aufgelöst. Auch dieses fruchtete nichts. Man nahm die Zuflucht zur Hydropathie. Die hohe Kranke mußte sich bequemen,

täglich neun Maß Wasser, nach der Zahl der Musen, zu trinken. Man verschrieb sogar einige Wasserdichter, welche ihr Bronner's Fischer- und Schiffer-Idyllen, Bodmer's Noachide, Neubeck's Gesundbrunnen und Kanne's Ozean vorlesen mußten. Das Uebel wurde immer ärger. Das Wasser verlor nun, ohne der Hippokrene nahe treten zu wollen, den Kredit; es wurde die brownische Heilart versucht."

„Die hohe Kranke wollte sich zu dem Genusse des Weines nicht herbeilassen. Man machte ihr sehr viele Dichter namhaft, welche den Wein bis zum Uebermaße genossen und sich dadurch in Begeisterung versetzt hätten; sie verharrte aber auf ihrer Meinung, echte Begeisterung bedürfe des Weines nicht, sonst wären nicht nur die Dichterinnen, die bekanntlich des Weines sich enthalten, sondern auch die, Geldmangel leidenden Dichter, die den Wein entbehren müssen, übel daran. Nach langem Bemühen gelang es den Aerzten, die Widerstrebende durch das Beispiel Anakreon's zu einem Wein-Versuche zu bewegen. Man bekränzte ihr die Stirne und reichte ihr einen mit schäumendem Champagner gefüllten Becher. Sie nippte einige Tropfen, rief in Extase: „Echter Nektar!" und leerte — auf Einen Zug den Becher. Die Sehnsucht nach dem Champagner nahm bald überhand und ergriff, nach dem Beispiel der Königin, auch die Dichter. Diejenigen, die es thun konnten, bezahlten sich das Göttergetränk selbst, die Uebrigen wurden Schmarotzer in den Häusern reicher Banquiers und

Israeliten. Es regnete Weinlieder und Lobgesänge auf die Festgeber. Der Krankheitszustand der unglücklichen Poesie verschlimmerte sich aber fortwährend. Befand sie sich im überreizten Zustande, so tobte und wüthete sie wie eine Wahnsinnige; sie schlug den Seelenärzten die goldene Lyra um den Kopf und sprach Unsinn wie eine Improvisatorin. Trat die Zeit der Nervennachlassung und der geistigen Abspannung ein, so verstummte sie und versank in Schlafbetäubung."

„Als die psychischen Wunder-Doktoren einsahen, daß die Herstellung nicht vorwärts, sondern vielmehr den Krebsgang ging, fiel ihnen ein, die hohe Kranke auf's Land zu schicken. Man brachte sie auf ein abgelegenes, einsames Dorf, von Vossischen Bauern bewohnt. Man zwang sie, täglich einige Stunden spazieren zu gehen. Es zeigte sich aber bald, daß das zarte, ätherische Wesen die zu natürliche Natur mit ihren steinigen, holperigen Wegen, Disteln und Dorngesträuchen, Kröten und unzähligen Käfern u. s. w. nicht ertragen konnte. Noch unerträglicher war ihr die Unreinlichkeit der Strohhütten mit ihren Schweinställen und Düngerhaufen, am unerträglichsten aber die rohen, viel sauern Wein trinkenden, viel schreienden und viel raufenden Bauern selbst, die sich von ihren Dreschflegeln wenig unterschieden und wenn sie die holde Schöne auf ihrer Wanderung begegneten, gaffend und maulaufsperrend vor ihr stehen blieben, dann in grobe Späße und in lautes Gelächter ausbrachen. Die tiefgekränkte Poesie verließ, ein

Anathema gegen alle Idyllen aussprechend, den verwünschten echt ländlichen Aufenthalt."

„Man beredete sie nun, ein Dörfchen, in welchem sich Geßner'sche Hirten angesiedelt hatten, zu bewohnen. Die Lage des Ortes war idealisch schön; die Reinlichkeit und Niedlichkeit entzückte sie; die arkadische Kost von Früchten, Milch und Käse wollte jedoch der, durch den Champagner Verwöhnten durchaus nicht behagen. Mehr als dies aber ekelte sie die Langweiligkeit der süßlichen Sentimentalität der gar zu unschuldigen Schäfer und Schäferinnen an. Sie wurde von einer Schlafsucht befallen, die einen so bedenklichen Charakter annahm, daß man sie, um der Gefahr eines ewigen Schlafes vorzubeugen, aus dem lieblichen Aufenthalt der arkadischen Unschuld eiligst fortbringen mußte."

„Die verblüfften Herren Doktoren der kritischen Heilkunde befragten sich nun: „Wohin mit der Unglückseligen?" — In einem dreistündigen Consilium wurde endlich nach heftigen Debatten entschieden, die hohe Kranke in einen Land-Sejour mit einer durch Kunst veredelten Natur, veredelter Salon-Menschen, ja selbst veredelter Schafzucht zu bringen. Es unterliege keinem Zweifel, daß die vereinigte Natur und Kunst Wunder wirken müsse."

„Die hohe Kranke bezog nun ein Landhaus in einem, der Hauptstadt nahe gelegenen Dörfchen. Zwölf, modern und kostspielig möblirte Gemächer nebst einem prächtigen Saal mit sechs Fenstern, großen Balcon und parkähnlichen

Garten machten die Villa sehr comfortabel. Die hohe Kranke fand an dem kleinen Palais nichts auszusetzen, als, daß dasselbe zu städtisch aussehe; sie könne sich daher gar nicht überreden, auf dem Lande zu sein; Alles, was sie hier sehe, scheine eine Parodie der Natur zu sein oder ein ländliches Marionetten-Theater von Städtern. Vergebens bemühte sich die galante Welt, die Unglückliche zu amüsiren. Musikalisch-deklamatorische Akademien, Diners, Soirée's, Tanzunterhaltungen, Theater, Spazierfahrten, Partien zu Pferd in Gesellschaft von reichen Juden und ihren christlichen Verehrern und Schmarotzern — Alles blieb ohne Erfolg. Die Paroxysmen des Salon-Fiebers wurden heftiger als je. Die Leidende sank oft in Ohnmacht, und Entkräftung bedrohte sie mit dem Tode. Herren und Damen freuten sich schon auf diese seltene und höchst interessante Erscheinung, von welcher man wenigstens vierzehn Tage in den Salons sprechen könnte, und die Neugier, wer an die Stelle der verstorbenen Poesie kommen würde, regte alle Gemüther auf. Parteien bildeten sich, und einige vornehme Herren und Millionärs theilten schon Protectionen an diesen oder jenen Dichter aus. Die Journalisten füllten ihre Blätter mit Wahrheiten und Lügen über den Krankheitszustand der gefeierten Dulderin und ließen schon vorläufig Beschreibungen von Sterbe-Scenen und Leichenfeierlichkeiten ausarbeiten. Die schönen Hoffnungen wurden aber zu Wasser, da die kritischen Doktoren nun das letzte Mittel anwendeten, und die Kranke so lange bestürm-

ten, bis sie sich entschloß, unter die Touristen zu gehen."

„Man führte sie durch einige europäische Länder. In Paris las man ihr Sue's Geheimnisse von Paris und den ewigen Juden vor. Die vielen gräßlichen, abscheulichen, mitunter ekelhaften Schilderungen von Lastern und Verbrechen, welche unsere zarten Frauen und Fräulein wie Ambrosia verschlingen, griffen die Nerven der schaudernden Poesie so heftig an, daß sie den Typhus bekam, ras'te und tobte und durch drei Wochen außer sich war. Einige Gedichte von Victor Hugo und Lamartine führten die Genesung wieder herbei. In England erholte sie sich noch mehr durch den Genuß von Dickens humoristischen Werken. Man brachte sie, voll Hoffnung auf ihre gänzliche Herstellung, nach Deutschland. Bestürmt von arroganten reichen Dichterlingen und von hungernden Recensenten, deren unverschämter Zudringlichkeit sie nicht ausweichen konnte, während die wenigen Bessern sich mißvergnügt zurückzogen, wurde sie recidiv."

„Obschon sich nun Symptome zeigten, welche große Besorgnisse für das gefährdete Leben der hohen Kranken erregten, konnte sie, durch Verhältnisse und Rücksichten bewogen, nicht umhin, die Einladung zu einem großen, ihr zu Ehren veranstalteten Festessen anzunehmen, wobei eine ungeheure Masse von poetischen und kritischen Gästen abgespeist und getränkt wurden. Einige Toast's, die unter den Tisch gefallen waren, blieben dem Wirthe als eh-

renvolles Angedenken und zugleich als Bezahlung zurück."

„Eine Stunde nach dem Festessen gab die gefeierte Poesie den Geist auf. In der ersten gedruckten Todesnachricht wurde mit wenigen nachdrücklichen Worten im Lapidarstyl nichts weiter gesagt, als: „Die Poesie ist nicht mehr!" Sie gab den Geist auf nach dem größten und festesten aller Festessen, von dem man mit Schiller sagen kann:

„„Nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen.""

„Man kann sich denken, welche furchtbare Sensation dies erregte. Wer laufen konnte, lief; wer schreien konnte, schrie; wer schreiben konnte, schrieb. Die galanten Salons wurden durch drei Tage schwarz behangen; Herren und Damen gingen und ritten pechschwarz, aßen und tranken, wachten und schliefen pechschwarz. Gedichte auf den Tod der Poesie wurden in solcher Menge fabrizirt, daß die Druck-, Schreib- und Velin-Papiermasse hinreichte, der Seligen einen Sarg daraus zu machen, der von Ebenholz zu sein schien."

„Vier und zwanzig Stunden nach dem Hinscheiden der hohen Verblichenen schritt man zur Leicheneröffnung. Die unverkennbarsten Merkmale zeigten deutlich, daß die Todeskrankheit ein Abdominal-Typhus war. Man fand im Magen des Leichnams eine unglaubliche Menge von politischen Gedichten und Romanen, Humoresken, Local- und

Zeitbildern, Stachelgedichten, Uebersetzungen französischer Dramen, Recensionen und Geheimnisse der geheimsten Orte, welche die beklagenswerthe Poesie nicht verdauen konnte, woraus denn Kopf-Congestionen, Nerven-Affectionen, Leberleiden und übermäßige Gallergießungen entstanden, ein abnormer Zustand, dem selbst die kräftige Natur des gesündesten Riesen hätte erliegen müssen."

„Das Leichenbegängniß war das glänzendste, das Leichengefolge das zahlreichste, welches man jemals bei der prächtigsten Todtenfeier sah. Den Sarg trugen abwechselnd die größten Dichter aller Nationen und Zeiten. Als leidtragende Verwandte in auf- und absteigender Linie gingen zunächst hinter dem Sarge: Dichter und Dichterlinge, Kritiker und Kritikaster, Maler, Anstreicher und Färber, Schauspieler, Komödianten und Coulissenreißer, Verleger, Buchhändler, Bücherkrämer und Buchbinder. Die musikalischen Virtuosen, welche, als Pilze gekleidet, die Trauermusik machten, wollten gar kein Ende nehmen. Der Leichenzug dauerte wirklich volle acht Tage, weßhalb er auch bei jedem Gasthause anhielt, um die erforderlichen Lebensmittel und Bouteillen mitzunehmen."

„Während dieser acht Tage beschäftigten sich zehntausend Bildhauer mit der Errichtung eines Denkmales, welches beim Ankommen des Zuges vollendet dastand. Es hatte die Inschrift:

„Oft liegt im Todesschlaf die Poesie,
Doch sterben kann sie nie."

„Die Wahrheit dieser Worte bewährte sich auch sogleich. In dem Augenblick, da der Sarg beigesetzt und das Monument geschlossen wurde, erschienen über demselben zwei ätherische Gestalten: „„Phantasus und Psyche.““ Zu ihnen gesellte sich, in den Duft eines Rosenwölkchens gehüllt, der Geist der Poesie. Die drei himmlischen Wesen schwebten zum Olymp empor; ihr Schatten blieb zurück. Homer und Shakespeare übernahmen die Bewachung des Monuments.“

Als Opal geendet hatte, wurde ihm ein höherer Lohn als der gewöhnliche rauschende Beifall zu Theil: eine feierliche Stille. Die Zuhörer schwiegen, weil sie zu sehr mit Denken und Fühlen beschäftigt waren. Sturm schwieg, weil ein gewisses unschönes Etwas, welches der Scheelsucht glich, ihm den Mund verschloß; Volcanelli aber flog zum blonden Dichterjüngling und umarmte ihn mit Innigkeit. Hermenegilde folgte dem guten Beispiel so herzlich, als der Anstand es erlaubte. Dies war das Signal für die übrigen Zuschauer, die nun ihren Beifall laut werden ließen und dem Dichter huldigten, während Fortunata sich nur mit Sturm und seiner Humoreske beschäftigte. Jetzt näherten sich die beiden Mädchen einander. Ein unvermeidliches Gespräch über das Vorgetragene begann. Jede rühmte die schönen Partien im Vortrage ihres Bräutigams, dessen,

was der Rival geleistet hatte, nur flüchtig erwähnend: Keine von Beiden wollte die Gesetze der Höflichkeit verletzen, im Innern fühlte sich aber Jede überzeugt, daß ihrem Bräutigame der Lorbeerkranz gebühre. Das lag so in der Natur der Sache und des weiblichen Geschlechtes. Dem Mädchen erscheint der geliebte Bräutigam immer als die Krone seine Geschlechtes. Ist er ein Dichter, so übertrifft das, was er dichtet, Alles, was je gedichtet worden ist, und er bleibt der Sieger über alle Rivalen im Leben wie in der Kunst. Das Gegentheil findet sich gewöhnlich bei den Frauen. Es gibt wohl hier, wie überall Ausnahmen; in der Regel aber bleibt es wahr, daß die Frau eines Dichters entweder seine Werke gar nicht liest, oder den Werken Anderer vor denen des Gemals den Vorzug gibt. Sie läßt es gelten, daß Andere ihm huldigen; sie selbst aber will sich nicht herablassen, es zu thun. Walter Scott's Gattin war in ihrer Art ein Phönix.

Nach dieser kleinen Bemerkung über einen kleinen Unterschied im Benehmen zwischen Braut und Gattin, wenden wir uns zu Volcanelli, an den nun die Reihe des Vorlesens kommt. Er tritt zum Tischchen mit dem Vorwort: Was er lesen werde, führe den Titel: „Phantasie-Gemälde aus dem Reiche der Nacht,“ zu

deren Verherrlichung er die Geister der größten Dichter aller Völker und Zeiten zitirt habe.

Da dieser Aufsatz einen größeren Umfang hat, so halten wir es für zweckmäßig, ihm ein eigenes, und zwar as folgende Buch, zu widmen.

Viertes Buch.

Phantasie-Gemälde aus dem Reiche der Nacht.

Vorspruch.

Unter der Erde ist der Schlaf; über der Erde ist der Traum; aber zwischen dem Schlafe und dem Traume seh' ich Lichtaugen wandeln wie Sterne.

Jean Paul Friedrich Richter.

I.

Der Sänger der Nacht. Das Chaos. Die ägyptische Finsterniß. Milton's, Cowley's und Klopstock's Schilderungen der Höllennacht. Byron's Finsterniß. Tag und Nacht, ein Wettstreit, von Herder und dem persischen Dichter Essedi.

Nacht! Du Freundin des guten Gewissens, Feindin des bösen! Du Säugamme der Natur und jedes Menschen, der naturgemäß lebt! Du Pflegemutter alles Großen! Ich grüße dich im Namen deiner Schützlinge, im Namen aller Thätigen und Schuldlosen; ich huldige dir im Namen der herrlichsten Dichter aller Völker und Zeiten, die in deiner Lobpreisung wetteiferten.

Im heiligen Dunkell deines Sternendomes lodert das Feuer der begeisterten Phantasie in helle Flammen auf. Gesänge der Liebe und der Freude ertönen in deinem Schooße, und indem du deinen schlummerthauenden Schleier über eine ruhende Welt ausbreitest, schwebt der Wachende in einem Himmel erhabener Gedanken, der Träumer in einem Reiche von Bildern, der Glückliche in einem Meere von

Ahnungen und Wünschen, die, dem Geiste, des Irdischen entkleidet, Bürgen seiner Unsterblichkeit werden.

Eh' ich es wage, Mutter Nacht! den großen Zauberkreis, die natur- und welthistorische Schaubühne zu malen, wo du in der Fülle deines Reichthumes thronest, ertöne zuerst der Weihgesang desjenigen, der vor allen Dichtern sich das Recht und den Ruhm erwarb, dein Sänger zu heißen, ertöne die Stimme Young's! Sie ertöne, um deiner Herrlichkeit, o Nacht! auf die würdigste Weise zu huldigen und mich einzuführen in dein Reich! „Die Göttin Nacht *) streckt nun von ihrem schwarzen Throne in strahlenloser Majestät ihren bleiernen Szepter über eine schlummernde Welt aus. Welche Todesstille! Welche tiefe Finsterniß! Weder das Auge, noch das horchende Ohr findet einen Gegenstand, die Schöpfung schläft. Es ist, als ob der allgemeine Puls des Lebens stille stände, und die Natur eine Pause machte, eine fürchterliche Pause, die ihr Ende prophezeit!" —

„Stille und Finsterniß! ihr ernsten Schwestern! ihr Zwillinge der alten Nacht, die ihr den zarten Gedanken zur Vernunft aufzieht und auf Vernunft Entschließung baut, o steht mir bei! Im Grabe will ich euch danken, im Grabe, eurem Reich! Du, der die allererste Stille vertrieb, da

*) Diese und die folgenden einzelnen Stellen aus Young's Nachtgedanken (nach Ebert's Uebersetzung) sind hier in einen Kranz von Nachtviolen zusammengereiht.

die frohlockenden Morgensterne über dem aufsteigenden Erdballe jauchzeten; o Du, dessen Wort aus der dichten Finsterniß jenen Funken, die Sonne, herausschlug: entzünde Weisheit in meiner Seele, welche zu Dir, ihrem Vertrauen, ihrem Schatze flieht; wie der Geiz zu seinem Golde, wenn Andere schlafen! Durch diese Dunkelheit der Natur und der Seele, durch diese doppelte Nacht, sende doch einen mitleidigen Strahl herab, um mich zu erleuchten und zu ermuntern!"

„Die Nacht erlaubt uns, mit völliger Freiheit den Himmel zu überschauen. Die Nacht eröffnet uns die erhabensten Szenen und gießt ein heiliges Grauen aus, welches diesen ehrwürdigen Szenen das rechte Gewicht gibt und sie in das erweichte Herz tief eindringen läßt, wenn das Licht, wie ein Kundschafter, in die Finsterniß hineinblickt, und die Finsterniß durch das Licht ihre Pracht zeigt. — O köstlicher Schmuck! O herrliche Offenbarung! O Prangen einer schaffenden Nacht! Welches Auge kann diesen Schauplatz fassen! Welche göttliche Zauberkunst hat ihn erbaut, damit sich Geister der ersten Größe in unendlichen Betrachtungen verlieren und anbeten. Am Tage strahlt Eine Sonne, in der Nacht strahlen zehntausend und leuchten uns tief in die Gottheit hinein. O welch ein Zusammenfluß ätherischer Feuer strömt aus unzählbaren Urnen vom Gipfel des Himmels herab; strömt auf einen Punkt zu, und vereinigt sich in meinem Auge!"

„Verklärte Legionen fliegen ungesehen umher und besingen, von sterblichen Ohren ungehört, den glorreichen Bau-

meister in diesem seinen allgemeinen Tempel, von unzählbaren Lichtern erleuchtet, die auf die Seele Heiligkeit ausströmen. Ja, dieses herrliche Gebäude ist sein Tempel und zugleich sein Prediger. O wie laut ruft es der Andacht, dieser echten Frucht der Nacht!". —

Mit diesen Worten eröffne mir der große Todte, der unsterbliche Sänger der Nachtgedanken dein Heiligthum, o Nacht! —

Noch flimmert kein Stern am Himmel; das Grauen des tiefsten Dunkels umfängt mich im Schooße lautloser Einsamkeit, und gibt mir ein Bild jener Finsterniß, in welche das ungestaltete Chaos unserer Phantasie erscheint:

Gehüllt in düstres Nachtgraun, brütet ringsumher
Formloser Zwietracht Kampf. Oberherrschend tobt die Flut,
Mit ihr und unter ihr der Keime Gährungsglut,
Ein feindliches Gedräng', und dennoch wüst' und leer.
Zerstörung ringt und kämpft in den lichtlosen Räumen;
Selbst aus dem Dasein will Vernichtung keimen.

Im Dunkel tiefer Nacht führte Moses das Volk Israel aus der ägyptischen Knechtschaft. Als höchste Potenz einer Finsterniß ist uns jene ägyptische bekannt, eine jener schauderhaften Landplagen, von Gott gesendet, eine Strafe von furchtbarer Erhabenheit, gerüstet mit allen Aengsten des Lebens und mit allen Schrecken des Todes zugleich. Sie traf die Hochmüthigen, die Unterdrücker, von welchen hilflose Sklaven die grausamste Mißhandlung erleiden mußten.

In jener Nacht des Entsetzens war nur Eines sichtbar, das Entsetzlichste selbst, Gespenster, die gleich personifizirten Sünden den frevelnden Sündern erschienen.

Diese Finsterniß, die einst ein ganzes Land in Verzweiflung hüllte, sie lastet noch immer auf der Seele jedes Verbrechers, jedes schweren Sünders, der ein Gefangener einer Nacht ist, in welcher die Grauenbilder des bösen Gewissens wie Gespenster umherwandeln, während vor den Augen der Reinen die Welt wie im Morgenglanze des Paradieses schimmernd daliegt, blühend wie dem ersten Menschenpaare vor dem Sündenfall. In der Seele des Bösen herrscht aber die Finsterniß eben so, wie Milton sie in der Hölle herrschen läßt:

— — der wüste Schreckensort,
Ein grauenvoller Kerker, rings umflammt
Wie ein gewalt'ger Ofen; doch kein Licht
Verbreiten diese Flammen, Finsterniß,
Sichtbarer, dienend einzig, zu erschau'n
Die jammervollen Szenen, Gegenden
Des Grau'ns und bange Schatten, wo nie Ruh'
Und Friede hausen kann, wo Hoffnung, sie,
Die Allen naht, nie hinkommt, sondern Qual
Auf Qual sich rastlos drängt. —

Eben so kann jeder Bösewicht, sobald er zu einiger Erkenntniß seiner Seelennacht gelangt, von sich selbst sagen, was Milton den, in der Mitte ewiger Finsterniß thronenden Satan ausrufen läßt:

— —. — Wo flieh' ich hin
Vor ewiger Verzweiflung? Ueberall
Find' ich die Hölle; Hölle bin ich selbst! —

Auch Cowley, ein britischer Dichter der frühern Zeit, malt die Finsterniß der Hölle im ersten Gesange seiner Davideis mit den grellsten Farben:

Tief in der Erde schweigenden Gemächern,
Tief unterm Flutenmeer des Ozeans,
Tief unterm ew'gen Quell des Wasserreichs,
Das ungestört vom Mondeswechsel schläft,
Da gähnt ein unermeßlich tiefer Schlund,
Erfüllt mit Nacht und schauderhaftem Grau'n
In diese dichten Finsternisse dringt
Kein Glanz vom holden Sonnenangesicht;
Kein junger Tag zeigt hier sein Morgenroth,
Kein Stern der Flammenaugen milden Blick.
Im unbestrittnen Reich herrscht die Tyrannin Nacht!

Der Ruhm, das kaum zu übertreffende Gemälde einer Finsterniß in der höchsten Potenz geliefert zu haben, bleibt vor allen Dichtern dem phantasieglühenden Lord Byron, der in seinem Gedichte „Darkness" die Finsterniß durch die gräßlichsten Züge und Szenen von verzweifelnden Menschen und Thieren noch grauenhafter als irgend einer seiner poetischen Vorgänger darstellt. Pinselstriche der Art zeigen in folgenden Stellen den Meister in der Schilderung des Furchtbaren und Gräßlichen:

Der Sterne Glanz war ausgelöscht; es zogen
Die Sterne dunkel in dem ewigen Raum,
Bahnlos und strahlenlos; die eisige Erde
Hing blind und finster in mondloser Luft;
Der Morgen kam und ging, und kam und brachte
Kein Licht. All seiner Leidenschaft vergaß
Der Mensch in dieser Oede düsterm Grau'n,
Und jedes Herz erstarrte in ein Angstgebet
Um Licht! —
Man lebte bei Wachfeu'rungen, und Throne,
Paläste, Hütten, aller Wesen Hausung,
Gezündet ward's zum Leuchten; Städte brannten,
Die Menschen traten an ihr lodernd Haus,
Noch einmal sich in's Angesicht zu schau'n.
Man brannte Wälder an, sie flammten auf,
Die Stämme stürzten krachend, knisterten,
Erloschen, — Nacht war Alles rings umher.
Der Menschen Brauen hatten bei dem grausen
Licht einen wilden Anblick, wenn in Blitzen
Die Flammen auf sie schlugen. Ein'ge lagen
Verhüllt am Boden, weinend, Ein'ge stemmten
Ihr Kinn auf die geballten Hände, lächelnd,
Noch And're jagten hin und her, und nährten
Den traur'gen Kohlenstoß mit Reis, und sah'n
Mit Wahnsinnsangst zum dunklen Himmel auf,
Dem Sargtuch einer todten Welt, und warfen
Dann wieder flehend hin sich in den Staub,
Und heulten zähneknirschend; Geier schrie'n
Und flatterten erschrocken auf dem Boden,
Unnütz die Schwingen schlagend; zitternd nahten
Und zahm die wild'sten Thier', und Nattern krochen
Und mengten zitternd sich dem Haufen bei,

Doch stachellos; man würgte sie zum Mahl;
Mit Blut erkauft ward jede Mahlzeit, Jeder saß
In Haß sich sättigend, — keine Liebe mehr!
Nur Ein Gedank' auf Erden, der war Tod,
Unrühmlich, unverzüglich! —

Das Volk starb Hungers allgemach, nur zwei
In einer großen Hauptstadt blieben leben,
Und Feinde waren sie. Sie trafen sich
An eines Altars letztem Kohlenglüh'n,
Wo eine Menge heil'ger Dinge lag.
Sie störten zitternd mit den Knochenhänden
In matter Asche, und ihr matter Hauch
Blies dürft'ges Leben ein, und weckte Flamme,
Die nur ein Höhnen war; dann huben sie,
Wie 's heller ward, die Augen auf, und sah'n
Ihr Beider Angesicht, sah'n, schrie'n und starben,
An gegenseit'gem Abscheu starben sie. —

Grauenvoll erscheint die Höllennacht auch in Klopstock's Messias. In Dampf und Wolken gehüllt, schreitet Satans finstre Gestalt über das Meer des Todes. Die Hölle hat Gott in drei schrecklichen Nächten geschaffen, sie dann in ewige Dunkelheit eingeschlossen und sein Antlitz für immer von ihr abgewendet. Als Satan endlich zur Hölle kam, riß er sich ergrimmt durch die Pforte, —

— — dann stieg er im dampfenden Nebel
Eilend auf seinen gefürchteten Thron. Ihn sahe kein Auge
Unter den Augen, die Nacht und Verzweiflung trübe verstellten. —
Zophiel nur, ein Herold der Höllen, entdeckte den Nebel,

Der die erhobenen Stufen hinaufzog. — Ein feuriges Wetter
Machte darauf den ganzen Bezirk der Finsterniß sichtbar;
Jeder erblickte den schrecklichen König in schimmernder Ferne.

Ich wende mich von diesen grauenvollen Szenen der Höllennacht zu einem Wettstreite der Nacht und des Tages, die sich ereifern, ihre wechselseitigen Vorzüge begreiflich zu machen. Verfasser dieser poetischen Gegenreden ist der persische Dichter Essedi aus Thus. Die Nacht spricht, sich brüstend, zuerst *):

Das Recht ist mein, fürwahr,
Weil ich von Anbeginn her war.
Das Taggebet hat keinen Werth,
Das nächtliche nur wird erhört.
Bei Nacht gab Moses Andachtsfeier,
Bei Nacht ward Loth gerächt durch Feuer,
Bei Nacht schnitt Mahomed den Mond,
Und sah, wie Gott im Himmel thront.
Der Mond hat dreißig Tage, doch
Die heil'ge Nacht ist besser noch.
Der Tag verräth, die Nacht deckt zu,
Der Tag hat Schmerz, die Nacht hat Ruh!
Gebetlos wird der Tag vollbracht,
Die Heil'gen beten in der Nacht.
Mein Siegelträger ist der Himmel;
Mir dienen Mond und Sterngewimmel.

---

*) Siehe Geschichte der schönen Redekünste Persiens von Hofrath Freih. von Hammer-Purgstall.

Den Himmel färbest du nur blau;
Ich statt' ihn glänzend aus zur Schau.

Der Tag sprach, als er dies gehört,
Hör' auf! Du sprichst ja ganz verkehrt.
Schmäh' nicht den Tag! Es schickt der Herr
Des Himmels vor der Nacht ihn her.
Die Welt ist aus am jüngsten Tag,
Und sie begann am Schöpfungstag.
Verliebten hold, schreckst du die Kinder,
Bist Kranken Feind, begünstigst Sünder.
Gespenster, Nachteul', Fledermaus
Und Diebe bringst du in das Haus.
Vom Himmel stamm' ich, du vom Staube;
Mich krönt das Licht, dich Köhlerhaube.
Ich heitre auf, du trübst die Welt,
Durch mich wird jedes Aug' erhellt;
Was prahlst du, Negerangesicht,
Dich so vor meiner Wangen Licht?
Was schau' ich deiner Sterne Heer?
Die Sonn' erscheint, — sie sind nicht mehr! —

Der stolze Tag führt hier gegen seine dunkle Schwester eine etwas derbe Sprache, und dürfte vielleicht durch Prahlereien und Scheingründe Manchen blenden. Um der gekränkten Nacht wieder Recht und Genugthuung zu verschaffen, soll Herder als ritterlicher Kämpfer für die schwarze Dame gegen den kecken Tag und seinen orientalischen Lobredner auftreten, und zwar mit der folgenden Paramythie:

„Tag und Nacht stritten mit einander um den Vor-

zug. Tag, der feurige, glänzende Knabe, fing an: „Arme dunkle Mutter, was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseins; was du erschlaffest, rege ich auf.“ —

„Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung?“ sprach die bescheidene, verschleierte Nacht, „muß ich nicht erquicken, was du ermattest? Und wie kann ich es anders als meistens durch die Vergessenheit deiner? Ich hingegen, die Mutter der Menschen und Götter, nehme Alles, was ich erzeugte, mit feiner Zufriedenheit in meinen Schooß. Sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es all dein Blendwerk, und neigt sein Haupt sanft nieder. Dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gegen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.“ —

„Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes; schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schooß; sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.“ —

Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
Sieh, wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Gold's!

Mich däucht, die Nacht ist nur ein krankes Tageslicht;
Sie sieht ein wenig bleicher; 's ist ein Tag,
Wie's Tag ist, wenn die Sonne sich verbirgt.

Ein furchtbares Nachtstück liefert Hiob's Verzweiflung, da der Unglückliche den Tag und die Stunde seiner Geburt verwünscht:

Verflucht der Tag, da ich geboren ward!
Verflucht die Nacht, in der man sprach:
Es ist ein Sohn geboren!
O welch ein Tag! der Tag sei Finsterniß!
Gott in der Höhe such' ihn nie,
Nie glänz' ein Lichtstrahl über ihm!
Ihn schände Finsterniß und Grau'n,
In Wolken eingehüllt,
Entsetzlich durch des Himmels Trauer!
O welche Nacht!
Vernichtung nehme sie hinweg,
Daß sie des Jahres Tagen nimmer folge,
Die Zahl der Stunden nimmer fülle!
Ja! öde sei sie, jene Nacht!
Kein Freudenlaut erschall' in ihr;
Verdunkelt werd' ihr Morgenstern,
Daß sie umsonst des Lichtes harre,
Des Morgenrothes Saum nicht sehe!

Eben so schauderhaft ist bei Hiob die Erscheinung des Nachtgeistes:

Es stahl sich zu mir hin ein Geisterspruch;
Mit leisem Flüstern drang er in mein Ohr,
Und in der Nachtgesichte Schreckenstunde,
Als tiefer Schlaf auf allen Menschen lag,
Ergriff mich Furcht und Beben,
Und Schauer fuhr durch mein Gebein,

Und mir entgegen kam ein Geist.
All' meine Haare sträubten sich!
Erstand, unkenntlicher Gestalt,
Ein Schattenbild vor meinem Aug',
Und Todesschweigen ringsumher!

Zu den nächtlich schauerlichen Phantasie-Gebilden der alten Hebräer gehört auch das Reich der Ungebornen im Mittelpunkt der Erde, still und formlos wie die Nacht, so wie auch jenes öde und tiefe Nachtmeer, auf welchem der schaffende Geist Gottes wie ein aufregender Wind schwebt.

Schaurig und groß erscheint das nächtliche Todtenreich, dessen Dichtung den Hebräern mit den Morgenländern überhaupt eigen ist, ein großartiges Nachtstück, welches uns noch jetzt mit Bangigkeit erfüllt!

Das Grab ist die Wohnung des Todten; die Phantasie stellte sich aber den Bewohner desselben als noch lebenfühlend vor im Hause der Ruhe und des Friedens; daher die Gewohnheit der Morgenländer, die Gräber ihrer Freunde zu besuchen und mit den Ruhenden in der dunklen Behausung sich zu besprechen. Sie konnten und wollten sich die abgeschiedenen Geliebten nicht ohne Bewußtsein und

ohne Gefühl denken, und überredeten sich, um diesem Glauben mehr Wahrscheinlichkeit zu verschaffen, mit dem schönen Wahn, es sei nicht das Leben selbst, sondern nur die sich äußernde Lebenskraft von den Bewohnern des Grabes gewichen, und sie erschienen nun wie ohnmächtige Schatten.

Diese Dichtung des liebenden Herzens gestaltete sich endlich zu einem eigentlichen unterirdischen Todtenreiche, mit ehernen Pforten verschlossen. Hier lebte die Versammlung der Schatten; Belial hieß ihr Beherrscher. Jeder von ihnen trieb das Geschäft, welches er auf Erden getrieben hatte, wie im Traume fort; aber Belial, der König und strenge Gebieter, gibt Keinen seines nichtigen Schattenvolkes aus dem nächtlichen Reiche frei; er gestattet Keinem die Wiederkehr an das Tageslicht.

Weniger trostlos und grauenhaft erscheint Ossians Todtenreich in den Wolken, wo die Schatten der Helden wohnen, dahin getragen vom Lufthauche, nicht ganz unkörperliche, sondern dünne, luftige Gestalten, sichtbar oder unsichtbar nach ihrem Belieben. Ihre Stimme ist heischer, schwach ihr Arm, ihre Wissenschaft aber übersteigt die menschliche. Es bleibt ihnen im Zustande der Trennung die nämliche Gemüthsart, die ihnen während der Vereinigung der Seele mit dem Körper eigen war. Sie reiten auf Winden, sie spannen ihre luftigen Bogen, sie verfolgen aus Wolken gebildete Thiergestalten. Die Geister verstorbener Barden singen, Heldengeister besuchen die Gefilde ihres Siegesruhmes. Sie ruhen beisammen in Höhlen

und sprechen gerne von den Menschen. Ihre Lieder sind Nachklänge aus der Vergangenheit ihres irdischen Lebens. Zuweilen kommen sie zu dem Ohre der Schlafenden und erheben ihr Geflüster.

Ihr Geistergestalten der kaledonischen Vorwelt, ihr sichtbaren Bewohner eines unsichtbaren Reiches, — erscheinet in der Stille der Nacht dem Auge der Phantasie!

Und horch! durch die Heide, in Grauen gehüllt, ertönt ein Laut der Nacht. Ein röthlicher Glutstrom wälzt sich von fernem Berge her. Im hellen Streife steigt Crugal hernieder, ein Held, der im Kampfe mit Swaran fiel. Sein Antlitz gleicht dem sinkenden Monde, sein Kleid ist Nebel. Matt sind die Augen wie erlöschende Flammen; weit gähnt die dunkle Wunde seiner Brust. Die Sterne durchblicken seine düstere Gestalt. Conal erblickt den Geist des Helden und ruft ihm zu. Die Nebelgestalt, halbsichtbar mit vorquellender Thräne, weit ausgestreckt der Arm, erhebt ihre Stimme, schwachflüsternd wie das Lüftchen im Schilfe des Seeufers:

„Auf Höhen schwebt mein Geist,
Auf sand'ger Uferfläche starrt mein Leib.
Nun sprech' ich nimmer mit dir, nimmer
Siehst du mich wandeln auf dem Blachfeld.
Wie schatt'ger Nebel schwimm' ich durch die Lüfte.
Ich sehe Todeswolken
Hinschweben über Lena's Fläche.
Gefallen ist Erins Geschlecht.
Flieh', eile, und verlasse dies Gefilde
Der Geister!"

So spricht er, und schwindet, vom Winde getragen, dahin, wie der Mond am dämmernden Morgenhimmel.

Aber — wer ist jene Gestalt, die langsam den Hügel heraufsteigt? — Oskar ist's, der Jüngling. Nächtliche Schreckbilder schweben vor ihm am Boden dahin. Dumpf brauset das Gewässer des fernen Stromes. Durch hundertjährige Eichen fährt der Windstoß. Trübröthlich schleicht der Halbmond zwischen den Hügeln hervor. Gebrochene Stimmen vom Gefilde her erreichen das Ohr des horchenden Jünglings. Er zückt sein Schwert; er ruft: „Ihr Geister der Väter! Ihr Schatten, die den Beherrschern der Erde in den Schlachten begegnen! Gebt mir Kunde von der kommenden Zeit, Kunde von euren vertrauten Gesprächen, wenn ihr von euren Höhen die Thaten der Helden auf dem Schlachtfelde schaut!" — Tremmor vernimmt den Ruf des tapfern Sohnes. Er kommt von seiner Berghöhe; ein dunkles Gewölk trägt die luftigen Glieder des Helden. Sein Gewand ist Nebel, sein Schwert ein erlöschender Blitzstrahl, gestaltlos und trüb sein Antlitz. Schwebend naht er dem Jünglinge, seufzt dreimal, und dreimal tosen die Winde der Nacht. Er spricht mit Oskar, und schwindet dahin wie Nebel, wenn der treffende Strahl der Sonne ihn verzehrt.

So sind Ossians Geister auch in ihrer Abgeschiedenheit noch immer voll Theilnahme für ihre Lebenden hie-

nieden; sie erscheinen ihnen sogar bei den Festgelagen der Nacht:

Grau dämmert die Nacht. Fröhlich kreisen die Muscheln umher. Hundert Eichen flammen in den Wind; ihr Schimmer bestrahlt die Heide. Durch ihre Halle wandeln die Geister der Helden vorüber, fernher zeigend die trübe Gestalt. Halb sichtbar schwebt Comala auf ihrem Gewölk; düster ist Hidallan, gleich dem verdunkelten Monde, umdämmert vom Nebel der Nacht.

Neben den edlen und holden Geistern von Helden und Mädchen zeigt Ossian auch die furchtbaren, verderblichen, die das Meer vom Grund aufwühlen, Gewitter und Stürme erwecken, Wälder verheeren und Tod unter den Völkern verbreiten.

Schauderhaft ist Fingal's Kampf mit einem dieser feindseligen Geister, dem bösen Geiste von Loda, während die Krieger im tiefsten Schlafe umherliegen:

Nacht sank auf das Meer. Blaß und frostig blickte der Mond zur Erde. Im Schlafe lag das Heer. Im Mondlicht glänzten die bläulichten Helme. Langsam erstarben die Lagerfeuer; nur Fingal schloß sein Auge nicht. Er fuhr empor im Stahlklange seiner Rüstung; er stieg den Hügel hinan. Mit rothem Antlitz barg sich der Mond im Osten. Ein Windstoß braust vom Fels; auf seinen Flügeln ruht eine düst're Gestalt, der bleiche Geist von Loda. Er wallt seiner Heimat zu, in Mitte der Schrecken. In seiner Hand trägt er den kraftlosen Speer. Unter der finstern Stirne glühen ihm die Augen, wie zuckende Blitze.

Dem fernen Donner gleicht seiner Stimme Laut. Ihm tritt Fingal, die Lanze schwingend, entgegen. Vom Gipfe. des Hügels ruft er:

„Sohn der Nacht! hinweg von mir!
Warum erschein'st du, Schatten mir?
Nicht'ges Luftgebild!
Kraftlos ist dein Schild, leicht dein Gewölk,
Dein Schwert ein Feuerstrahl. Ein Windstoß
Vernichtet deine Waffen und dich selbst.
Hinweg, du düst'rer Sohn der Nacht!
Ruf' deine Stürme und entflieh'!"

Ihm brüllt des Unholds dumpfe Stimme entgegen:

„Willst du aus meinem Gebiete mich jagen?
Auf Winden fahr' ich einher.
Gewitter umkreisen mich; mein Odem tödtet.
Vor mir zerfällt der Tapfern Heer;
Geschlechter zerstäuben wie Asche vor mir,
Blick' ich von meiner Höhe zürnend;
Doch über den Wolken erhebet sich
Mein friedlicher Wohnsitz,
Und lieblich sind die Gefilde
Meiner Ruh'!" —

Fingal, die Hand am Schwertgriffe, entgegnet:

„So weile denn im Gefilde
Deiner Ruh'!
Stieg' ich denn je von meinen Hügeln
Hinauf zu deiner stillen Wolkenhalle?

Schwang ich denn je die Lanze
Empor zu deiner Lichtgestalt?
Und warum blickst du grimmig nieder
Und schüttelst deinen Speer?
Nicht beb' ich deinem Grimme; nimmer
Floh ich vor Schaaren auf dem Schlachtgefild.
Den König Morvens schreckt kein Kampf mit Helden,
Ihn schreckt kein Sohn der Nacht."

Hoch schwingt der düstere Geist den Schattenspeer, sich vorbeugend in furchtbarer Länge; Fingal aber tritt näher mit entblößtem Schwert. Hell zuckt des Stahles Blitz durch das finstere Wolken-Scheusal. Gestaltlos schwindet das Ungethüm in Luft dahin, ähnlich der Säule des Rauches, die aus erlöschender Esse langsam aufwogt und zerfließt. Von den Winden fortgetragen, heult der Geist laut auf. Dem Geheule horcht Berg und Thal; dumpf nachächzend, und stille steht der erschrockenen Ströme Lauf. —

Ossian! Deine Helden, seine Jungfrauen, deine Geister und Mondnächte, haben meine Seele erfüllt und aufgeregt; dir und ihnen sei auch diese Nacht geweiht!

Und schon erblick' ich den Barden, sitzend am Seegestade auf einem weit vorragenden Fels. Der Nachtwind durchflüstert das fliegende Haar. Vor ihm braust dumpf tosend der See hellblinkender Wogenkampf. Ossian greift mit Macht in die Saiten der Harfe. Laut schallt sein Gesang empor zu dem über ihm weilenden Mond:

„Schön bist du, Sohn des Himmels!
Hold ist das Schweigen deines Angesichts.
Du wallst hervor in Lieblichkeit;
Die Sterne reihen funkelnd sich
Um deinen dunkelblauen Pfad.
Die Wolken freuen sich vor dir;
Ihr schwarzgelocktes Haupt erglüht
Vor deinem milden Glanz.
Wer ist dir gleich am Himmel, Sohn der Nacht?
Die Sterne stehen beschämt vor dir,
Und wenden schnell ihr Auge weg.

Doch — wohin birgst du dich, o Mond,
Wenn Dunkelheit dein Antlitz deckt?
Wohn'st du im Schatten deines Gram's?
Erlosch das Licht der Liebe
Am Himmel dir?
Sind sie, die sonst sich in der Nacht
Mit dir erfreut, sind sie nicht mehr?
Sie sind gefallen, holdes Licht,
Und du verhüllst dich, um zu trauern?
Doch, so wie sie, wirst auch du selbst
Entschwinden einst dem Himmelsraum.
Die Nacht wird kommen und dich suchen,
Und dich nicht finden, und vor Trauer
Sich in das tiefste Dunkel hüllen;
Die Sterne aber, sie, die einst,
Von dir beschämt, sich weggewendet,
Sie werden jubelnd dann ihr Haupt
Erheben mit erhöhtem Glanz." —

Kaum ist des Barden Stimme verklungen, und schon zieht eine andere Nachterscheinung mein Auge auf sich. Einsam wandelt ein Mädchen am Hügel. Colma ist's. Sie tritt hervor in ihrer Schönheit, den Blick gesenkt, das Auge in Thränen schimmernd. Ihr Haar wogt, vom Winde getragen. Sie hebt die weißen Arme empor. Salgar versprach zu kommen; die Nacht sank — und er kommt nicht! Colma, verlassen am Hügel, läßt ihrer Klage melodischen Laut ertönen:

„Nacht ist's, ich bin allein
Am Hügel saust der Sturm;
Dem Fels entstürzt der Strom,
Entsteig', o Mond, der Wolke!
Ihr Sterne, leitet mich
Zur holden Stätte hin,
Wo mein Geliebter ruht,
Ermüdet von der Jagd,
Der Bogen neben ihm,
Die Hunde um ihn her!

Kein Laut verkündet ihn.
Hier ist der Fels, hier ist der Strom;
Es heult der Sturm, es tost der Strom, —
Und Er versprach zu kommen!
Salgar! wo weilest du?
Wo irrest du umher?
Feind sind sich uns're Stämme,
Wir sind uns ja nicht feind!

O schweige, Wind und Strom!
Ein Weilchen schweiget nur,
Daß meine Stimm' erklinge,
Daß mich mein Salgar höre!
Hier ist der Baum, der Fels;
Was säumest du zu kommen?
Mein Salgar, höre mich!"

Und sieh'! der Mond tritt hervor aus dem Gewölk; von seinem Strahl erglänzt des Stromes Flut. Grau dämmern ringsumher die jähen Felsen. Colma, getrieben von steigender Unruhe, eilt wie ein scheues Reh über die Heide dahin, erblickt zwei Leichen, die blutgerötheten Schwerter neben ihnen, die Leiche Salgar's! Und zu den Todten bettet sich die Todte! —

Ein neues Bild erscheint, mich von der Trauer-Scene wegzuziehen. Barden treten aus einer gastlichen Halle in die Nacht hinaus, welche in Gegenbildern zu besingen sie vor Wetteifer glühen. Sie rühren die Saiten ihrer Harfen, zuerst dumpf und leise, wie das Sausen fernen Sturmes. Schon beginnt der erste Barde:

Erster Barde.

„Die Nacht ist dicht und schaurig,
Auf Hügeln ruh'n die Wolken,
Und tief im Walde braust's.
Kein Mond blickt von der Höh',

Kein bleiches Sternlein flimmert;
Tief ist die Nacht und schaurig.
Vom Baum am Grabe stöhnt
Der Eule Klagelied,
Und auf der Heide schwebt
Ein Schattenbild dahin.
Ich grüße dich, Erscheinung!
Du zeigest uns den Pfad,
Auf dem bald eine Leiche
Zum Grabe wird getragen.

Schwarz ist die Nacht und schaurig!
Rings birgt sich Wild und Vogel;
Still ruhen Hirsch und Reh
Im Moos der Felsenkluft,
Und unterm Flügel birgt
Der Auerhahn den Kopf.
Tief ist die Nacht und still;
Die graue Dogge nur
Heult, von der Hütte fern,
Und ferner noch der Wolf.

Schwarz ist die Nacht und schaurig.
Der angstbeklomm'ne Wand'rer
Verlor den sichern Pfad.
Er irrt durch Strauch und Dorn,
Bebt vor dem wilden Strom,
Bebt vor des Sumpfes Tücke,
Bebt vor der Klippe Sturz,
Bebt vor des Sturmes Macht,
Bebt vor dem Geist der Nacht.

Zweiter Barde.

Zerschmettert liegt die Eiche,
Zerstört des Jägers Hütte;
Zerrissenes Gestein
Bedeckt das öde Thal,
Und über den Ruin
Entflieht der wilde Sturm;
In ferner Kluft verhallt
Hinsterbend seine Wuth.

Nun trennt sich das Gewölk;
Aus seinem Schooße blickt
Der Sterne blaues Licht,
Und flüchtig zeigt der Mond
Sein Antlitz bleich und mild.

Die Nacht ist ruhig, sanft und schön,
Ist friedlich, heiter, sternenhell,
Und am Gebirge steht der Mond.
Bäume glänzen, Ströme flimmern
An der lichten Felsenwand,
Und melodisch-leise hallet
Der Wogen mildes Schlummerlied.

Vorüber ist die Mitternacht,
Und vor der Hütte kräht der Hahn.
Schon greift des Landmanns Hand
Im Dunkel um sich her,
Und sein getreues Weib
Weckt den erstorb'nen Herd;

Die Flamme lodert auf
Mit dem hellrothen Schein.

Der Jäger ahnet schon
Das nahe Morgengrau,
Und ruft der Doggen Schaar;
Sie springen um ihn her
Mit lautem Lustgebell.
Er fasset Speer und Bogen,
Und steigt hinan den Hügel.
Sein munt'res Morgenlied
Verstärkt den Wiederhall.

Bald ist die Nacht verschwunden,
Bald naht der junge Tag
Zu neuem Leben auf.
Wie aber, hüllt einmal
Der Schooß der Nacht uns ein,
Wir wachen nimmer auf!
Wo sind der Vorzeit Helden?
Wo sind die edlen Barden
Die Mädchen schön und hold?
Kaum, daß sie waren, sagt
Uns ihr bemoostes Grab!

Auch uns wird bald vergessen
Ein kommendes Geschlecht;
Die Distel birgt dem Enkel
Der Ahnen edles Grab,
Und Neugier nur wird fragen:
Wo stand der Väter Halle?

So stimmt denn Lieder an,
Und laßt die Muscheln kreisen;
Laßt hundert Harfen klingen!
Steckt hundert Fackeln auf!
Froh soll die Nacht uns schwinden,
Bis uns das Morgenlicht
Frisch in die Halle bricht!

Noch kann ich mich von Ossian, dem Sänger der Helden und des Geisterreiches, nicht trennen. Reich, wie in Allem, zeigt er sich auch in seinen Gleichnissen. Vorzüglich gibt der Mond, die Sonne und der Nebel, ihm eine Fülle der herrlichsten Bilder. Wie mannigfaltig weiß er den Nebel auf diese Weise zu benützen, diese in seinem Lande so gewöhnliche Erscheinung! Die liebliche Morna, das schönste der Mädchen, gleicht dem Schnee der Gefilde, ihr Haupthaar dem Nebel, wenn er, um Klippen geringelt, im Strahle des Abends glänzt. — Der rührende, seelenschmelzende Gesang gleicht dem sanfteren Nebel, der über ein schweigendes Thal sich verbreitet. — Das Dunkel des Alters naht sich wie Nebel von Wüsten. Das Dunkel der Schlacht wälzt sich umher, wie Nebel auf Thälern, wenn Gewitter die Sonne umziehen.— Der Ruhm eines Helden schwindet, wie der Nebel im Thale vor sausenden Winden dahinflieht. — Die Gestalt eines Geistes vergeht wie Nebel, den der treffende Strahl der Sonne verzehrt. — Unedle Naturen gleichen dem Ne-

belqualm, der niedrig über Sümpfen brütet, ohne sich je zu grünenden Hügeln emporzuschwingen. Er fürchtet, dort den Winden zu begegnen, und lagert sich in Klüfte, aus welchen er Pfeile des Todes hervorsendet.

Nicht minder mannigfaltig, treffend und schön sind die vom Monde hergenommenen Gleichnisse.

Der Schild eines Kriegers gleicht der Scheibe des Mondes mit dämmerndem Rande. — Das Antlitz eines Geistes gleicht dem sinkenden Monde, oder seinem bleichen Strahle, der durch Regenwolken schimmert. — Ein schönes Mädchen erscheint wie das entwölkte Mondlicht. — Die holde Lorma harret sehnsuchtsvoll ihres Geliebten; sie wähnt seinen Fußtritt zu hören; Freude verklärt ihr Antlitz. Bald kehrt der Kummer in die Seele der Getäuschten zurück; so wandelt ein verdünntes Gewölk über den Mond. — Die reizende Vinvela wandelt am Bache dahin, wie der Mond auf den Wellen. — Bei den fröhlichen Bardengesängen, von hundert Harfen begleitet, erheitert sich die Stirne des düstern Swaran und glänzt, nicht ungleich dem Vollmonde, wenn die ihn umdrängenden Wolken hinwegfallen und sein friedliches Antlitz makellos in der Mitte des Himmels strahlt. — Einen Jüngling, dessen früher Tod auf dem Schlachtfelde der Barde im Geiste vorhersieht, ruft er zu: Lieblich erglänzender Strahl der Jugend! Nicht lange wirst du den Speer schwingen. Trübe steht der Tod dir hinter dem Rücken. So dämmert eine Hälfte des Mondes zunächst am wechselnden Lichte."

Und nun empfange auch die Sonne, sie, die den Mond erhellt oder dunkel läßt, die Huldigung des Barden! — Ein Besiegter im Kampfe spricht zu dem edelmüthigen Fingal: „Schrecklich bist du, o König, in den Schlachten der Speere, im Frieden aber gleichst du der Sonne, wenn sie durch leise Frühlingsregen blickt. Die Blumen erheben die schönen Häupter vor ihr, und Lüftchen schütteln die flüsternden Schwingen." — „Sein Geist war mild und hold wie die Stunde des Sonnenunterganges." —

„Der Jüngling war lieblich wie der erste Strahl der Morgensonne." —

„Sein Geist war düster gleich der Sonne an einem nebeligen Tage, wenn ihr Angesicht wässerig und dunkel ist." —

„Oskar, da er, von Feinden umgeben, bald den Fall der Seinigen befürchtete, bald wieder zu siegen hoffte, war zuweilen düster wie die Sonne, wenn die Wolke vor ihrem Antlitz steht; dann blickt sie aber wieder strahlend auf die Hügel von Kona." —

„Ein Heldenjüngling, jauchzend im Vorgefühle seiner Kraft und dem Feinde entgegenstürmend, spricht: Hoch schlägt mein Herz; hell ist mein Ruhm, gleich dem Lichtstreifen auf einer Wolke, wenn die Sonne vortritt." —

„Die Seele eines Helden erglänzt vor dem Anfange einer Schlacht wie das grüne Thal, auf welches die Sonne ihren Strahlenstrom ausgießt, eh' sie ihr Haupt im Sturme verbirgt." —

Indem ich dieses niederschrieb, schmückte der Morgen den Himmel mit Purpur zum würdigen Empfang der Sonne. Ich begrüßte sie mit Ossian's Harfentönen, ich wollte ihr von seinen Blumen einen Hymnenkranz flechten und zum Opfer darbringen *):

Die du hoch am Himmel wandelst,
Sonne! Wer gab dir die Strahlen?
Aus welchem Borne quillt
Dein ewiges Licht?
In majestät'scher Schöne schreitest du
Von Osten her; die Sterne schwinden,
Und eilend taucht der bleiche Mond
Sich in des Meeres Fluten, —
Du aber wandelst deine Himmelsbahn
Allein hinan!

Furchtbar schön bist du, wenn deine Strahlen
Todespfeile auf ein Schlachtfeld sprüh'n;
Doch segnet dich der frohe Jäger,
Wenn er nach einem Ungewitter
Hervortritt aus der Höhle Schutz, und du,
Hernieder blickend aus getheilten Wolken,
In den Thautropfen seiner Locken zitterst
Mit deinem Freudenstrahl.

Tochter des Himmels! Du bist schön,
Wenn du im Siegeslauf das Ziel erreichst.
Weit öffnet sich die Abendpforte
Und zeigt dein gold'nes Ruhebett.

---

*) Die folgende Hymne ist aus einzelnen Blumen der Gedichte Temora, Karthon und Karrikthura gewunden.

Die Wellen sammeln sich und heben,
Um dich zu schauen, zitternd ihre Häupter.
Lieblich Entschlummerte, ruhe sanft
In deiner Schattengrotte
Und freudig führe dich nach deinem Schlummer
Der Tag zurück!

Die Eichen stürzen von den Bergen;
Das altergraue Felsgestein verwittert;
Das Meer hebt sich empor und sinkt;
Voll strahlt der Mond und schwindet bleich.
Du aber bleibst dir immer gleich
In deiner Siegesherrlichkeit.
Wenn Donner rollen, Blitze flammen,
Die Erde im Gewitter bebt,
Dann blickest du verachtend nieder
Auf Donner, Blitz und Sturm.
Und wärest du vielleicht dennoch
Dem grauen Barden ähnlich, Sonne?
Auch du ein Kind nur der Vergänglichkeit?
Sollst du auch enden einst und nicht
Den Morgen hören, der dich ruft?
O wandle, du unwandelbares Licht,
Erhaben über Gram und Wolken,
Auf deiner freien Himmelsbahn!
Unhold und düster ist das Alter;
Du aber freue dich
In ew'ger Jugendkraft!

III.

Die Dämmerung.

Nun wollen wir uns nicht mit der Nacht selbst beschäftigen, sondern mit der täglichen Vorrede zur Nacht, nämlich mit der Dämmerung, jener zweifelhaften Zeit, in welcher es weder Tag oder Nacht ist, daher sie auch sehr treffend bezeichnet wird, durch das deutsche Wort Zwielicht; dem auch manche Menschen mit Dämmerungs-Gesichtern und Dämmerungs-Charakteren gleichen, aus denen man nicht ersehen kann, was sie eigentlich sind, und für was man sie nehmen soll.

Der Abenddämmerung ist ein gar heimliches Wesen eigen. Sie naht so leise; sie legt sich uns so sanft an die Brust, sie küßt uns die Schläfe so mild! Wie schön ist das trauliche Zusammenkommen der Familien, deren Glieder, jung und alt, der Tag in Anspruch nahm und bei ihren verschiedenartigen Beschäftigungen lang von einander entfernt hielt!

Nun tritt die holde Dämmerung in feierlicher Stille ein. Die Getrennten eilen, sich in der wohlbekannten Stube zu vereinigen. Froh der bestandenen Tagesarbeit und des redlich erworbenen Lohnes, eilen sie zu einander, freundlich begrüßend und gesprächig, indem sie, sich's bequem machend, manche neue Erfahrung, manche interessante Begebenheit, manches unerwartete Zusammentreffen, manches

vermiedene Unglück, manche neu eröffnete schöne Aussicht mit herzlicher Hingebung erzählen oder mit inniger Theilnahme sich erzählen lassen. Da beginnen nun die warmen holden Dämmerungsgespräche, wo die befreundeten Menschen sich ihr Innerstes aufschließen. Die Natur selbst scheint das Stillleben des häuslichen Kreises mitzufeiern. Der Wind, welcher am Tage ungestüm sausend tobte, hat sich gelegt, als wollte der sonst Ruhelose die herannahende erwünschte Ruhezeit der arbeitmüden Menschen nicht stören. Selbst die dunklen Wolken scheinen gesellig zusammen zu ruhen im Schooße der Atmosphäre; die Vögel betten sich unter ihre Freiherbergen der Laubdächer, von keinem Lüftchen bewegt, und die Fluten murmeln, Amme und Kind zugleich, sich selbst ihr leises Schlaflied.

Im Innern der Häuser und Hütten beginnt nun das Fest traulicher Geselligkeit. Schon verdichtet und schwärzt die Nacht den grauen Flor, womit die Dämmerung alle Gegenstände umwob. Unkenntlich werden die Gesichtszüge der versammelten oder eintretenden Verwandten und Freunde, und allmählig entschwinden auch die Gestalten der Zimmergeräthe den behutsamer spähenden Augen.

Endlich hört man im dunklen Raume der sich belebenden Küche die Schläge des funkensprühenden Feuersteines knistern, und die Versammelten sehen freudig dem Licht entgegen. Endlich öffnet sich die Thür, und Marie, die rüstige Hausmagd, den empor gehaltenen Leuchter tragend, tritt ein. Vor der Kerzenflamme flieht das Dunkel zuerst wie ein Vorhang von der nächsten Wand hinweg, dann er-

gießt sich der schnell verbreitete Lichtglanz über die Decke und auf den Boden des Zimmers, während die verscheuchten Schatten überall zurückweichen, und sowohl Menschen als Geräthschaften wieder in ihren wohlbekannten Gestalten erscheinen. Die liebe Jugend, die sich vorher, nicht ohne heimliches Grauen, den Erwachsenen anschmiegte, springt nun jubelnd auf, während die Uebrigen sich an den gewaltigen Familientisch setzen, auf welchem die allvereinigende, allerfreuende Kerze prangt.

Mir war die Abenddämmerung so ganz geschaffen für vertrauliche Mittheilung, für Herzensergießungen treuer Liebender, und vorzüglich für Ahnungen, von früher Jugend an die liebste Stunde. Ich dichtete deßhalb auch eine Paramythie vom

Ursprung der Dämmerung.

„Vor der Versammlung der Götter erschien einst, in schwarzem Schleier gehüllt, die Nacht. Ihr gegenüber trat der ewigjunge Tag in hellstrahlendem Feierkleide ein. Die Nacht begann:

„Ich bin die Trösterin der Sterblichen. Verwundet von den Lichtpfeilen und Beschwerden des Tages, kühlt die Ruhe meines umhüllenden Schattenflores die Qual der glühenden Brust, und mein Friede gießt Balsam auf des Entschlummerten verweintes Auge. Fern vom Getümmel des Tages erhebt sich der Geist des Menschen auf meinen Schwingen zum Wohnsitze der Götter. Ich bin der Liebe

hold und entziehe sie den Blicken des Neides, den knöchernen Händen der Habsucht, den Fesseln des Hochmuths und den Dolchen der Rachgier. Erquickend umgaukeln meine Träume den Müden, erheben den Armen auf den Gipfel des Glückes, und eröffnen der gekränkten Unschuld Elysiums Fluren. Vernichte denn, o Zeus, den Ruhestörer Tag und gib mir allein die Herrschaft über die Erde!" —

Nun begann der Tag. Sein Lächeln übergoß den ganzen Olymp mit Rosenschimmer.

„Ich bin," sagte er, „der Gott der Freude. Mein Erwachen strömt, entzückend, neues Leben über die Erde, die, von der Nacht in ein Sterbekleid gehüllt, Grab und Leiche zugleich, schauderhaft dalag. Auf meinem ersten Strahle schwingt sich des Frommen Gebet zum verklärten Himmel empor. In meiner Klarheit erblickt der Weise den Abglanz einer Gottheit. Licht und Wärme wandeln mir wie Genien zur Seite, richten jede Blume auf, reifen jede Frucht, entzünden das Feuer allgemeiner Thätigkeit und wecken die Lebenslust, daß sie aus tausend Kehlen aufjubelt. Aber indem ich noch meine Wohlthaten über die Erde ausstreue, die im Festschmuck voll Abendthauperlen flimmert, da kommt die neidische Nacht, wirft den betäubenden Todesschleier über mich, und rafft mich dahin. Erhöre denn, Gott der Götter, mein Flehen, und laß mich allein den treuwaltenden Freund und Gespielen der Erde sein!" —

Zeus lächelte: „Euch Beide bedürfen die Menschen; ihr seid ihnen in gleichem Grade nothwendig. Haben sie dein reges Leben, Gott des Tages, genossen, deine Blumen

gepflückt, deine Mühen getragen, dann sammeln sie, stille **Nacht**, auf deiner kühlen duftenden Balsamflur Ruhe und Kraft zu neuem Genuße, zu neuer Thätigkeit. Darum müßt ihr die Herrschaft über den Menschen theilen, sowie auf seinem Antlitz das Lächeln mit den Thränen wechselt, und aus seinem Munde sowohl Seufzer als Jubeltöne hervorgehen. Du stille **Nacht**, nimm denn zu deinem Gefolge die Ruhe, den Balsam des Schlafes, den Chor der Träume, den Kuß der Liebe und den Flug heiliger Begeisterung! — Dir aber, ewigjunger Gott des Lichtes! gebe ich zu treuen Gefährten das allbelebende Erwachen, die frohsinnige Thätigkeit, das muthige und beharrliche Streben, und den Chor der reinsten Freuden." —

Versöhnt durch den Gott der Götter, umarmten sich die Vermählten. Da ward die Düsterheit der **Nacht** von einem sanften Lächeln erhellt, indeß ein Flor süßer Rührung das leuchtende Antlitz des **Tages** umwob. So zerfloß ihre erste Umarmung in **Dämmerung**, die seitdem, so oft **Tag** und **Nacht** zögernd von einander scheiden, das tröstende Zeichen ihrer nächsten Wiedervereinigung blieb.

Einen wunderbaren Reiz hat **Herder's** Gedicht „die **Dämmerung**," für mich; einen Reiz, in welchem Wonne und Wehmuth auf das Innigste verschmelzen. Ich pfleg' es mir in der Abenddämmerung oft leise vorzusagen, oder es als eigentliches Dämmerungslied mit einfacher Guitarre-Begleitung zu singen. So lautet die Dichtung:

Der Aether und die Liebe war
Das ält'ste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewig schön und ewig jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Dasein hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.

Und Ohr und Auge täuscht sich gern,
Das Herz, es pochet in die Fern',
Und wünscht und hat und glaubt es kaum:
Denn auch sein schönstes Glück ist Traum.

Die Hoffnung, ewig schön und jung,
Ist uns ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester Sehnsucht liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgibt.

Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;

Doch, Lieb' und Aether, leihet, leiht
Mir einst ein helles Pilgerkleid!

Indem die letzten Töne des Liedes verhallen, steigen andere Gedanken über die Dämmerung in meiner betrachtenden Seele empor:

Die Dämmerung hat in jeder Jahreszeit einen andern Charakter, im Frühling einen lieblichen, im Sommer einen feierlichen, im Herbst einen schauerlich-schwermüthigen, im Winter einen düster-ernsten.

Morgen- und Abenddämmerung unterscheiden sich von einander so bedeutend, wie Kommen und Scheiden. Die erstere gleicht mehr dem aufregenden Gefühle der Erwartung oder der Vorbereitung zu einem Feste; die letztere der wehmüthigen Empfindung des Scheidens oder der Erinnerung an hingeschwundene Freuden, verklungene Töne, verblichene Farben; die Erstere führt uns in die wirkliche Welt ein, zur Thätigkeit aufregend, die Andere lockt uns in das Geisterreich und wiegt uns zur Ruhe.

Die Dämmerung ist die Geburt des Tages und sein Tod; seine Wiege und sein Sarg. Die Morgendämmerung ist das Ende der Nacht, und der Anfang des Tages, die Abenddämmerung des Tages Ende und der Anfang der Nacht. Im ersten Falle weicht die Nacht der Ankunft des Tages, im zweiten scheidet der Tag, eh noch die Nacht eingetreten ist.

Die Abenddämmerung verklärt ihren Eintritt, indem sie schon auf dem Abglanze der untergehenden Sonne

heranschwebt, welcher der Erinnerung an eine schöne Vergangenheit gleicht, so wie bei der Morgendämmerung der Vorglanz der Sonne die Ahnungen einer schönen Zukunft darstellt.

Und so finden wir das Bild der Morgen- und Abenddämmerung auch im Menschen: im Kinde und im Greise.

Dem Säuglinge, dieser Knospe des Lebenstraumes, schimmern die Sterne am halblichten Himmel seines Daseinmorgens, um bald nachher am Tage zu verlöschen; dem Greise gehen sie am Lebensabend auf, um ihm, stets heller funkelnd, durch die Grabesnacht als Wegweiser zur Reise in das ewige Leben zu dienen.

Will man die Dämmerung blos in physischer Hinsicht betrachten, so scheint es, Gott habe sie vorzüglich deßhalb geschaffen, weil er in der ganzen Natur keine gewaltsamen Kontraste, sondern in Allem und Jedem — beim Entstehen wie im Vergehen, — allmälige Uebergänge nöthig fand. Anders dachte und handelte der Tyrann Dionysius, der über einen finstern Kerker ein hellschimmerndes Haus bauen ließ, damit diejenigen, denen er grausamer Weise zum Scheine die Freiheit gab, in dem Augenblick, da sie aus der Nacht plötzlich in den Lichtglanz traten, erblinden mußten!

———————

IV.

Der Auszug der Israeliten aus Aegypten. Die Feuersäule. Die nächtlichen Andachten der ersten Christen. Die Christennacht. Das jüngste Gericht. Nächtliche Verbrechen. Königsmord. Mit Gott im Himmel habre nicht! Die Kindesmörderin. Das todte Herz. Der nächtliche Wanderer. Räuber ehren den Genius.

Die Nacht, sie sei nun ruhig oder schauerlich, hat immerzu etwas Erhebendes. Insbesondere waltet unter dem Sternendom der Nacht die Andacht, die sich hier ungestört zu dem Höchsten emporschwingt. Geleite mich, Engel der Andacht, durch die Hallen der Dunkelheit auf dem unendlichen Ozean des Weltalls, mit Millionen ätherischer Leuchtthürme geschmückt.

Wie oft war die Nacht Zeugin des Heiligen und Erhabenen!

Im Dunkel der tiefen Nacht führte Moses das Volk Israels aus der ägyptischen Knechtschaft. Verfolgt von einem Würgerheer hochmüthiger, wuthschnaubender Götzendiener, zogen die Anbeter des Einigen Gottes dahin durch starrende Wüsten. An ihrer Spitze schritt der gottbegeisterte Seher einher, vor ihm eine wandelnde Feuersäule, die Finsterniß erhellend, wie das Licht des Glaubens die Nacht der Seele und des Lebens erhellt.

Den schwerbedrängten Flüchtlingen stellt sich, wie im Bunde mit den Feinden, das feindliche Meer entgegen. Will es ihnen auch die Möglichkeit der Rettung vernichten? Schon drängen die wuthschnaubenden Feinde heran, zahllos wie die Wogen des Meeres. Aber — je größer die Noth, je näher Gott! — Ihn preisen die Unglücklichen, selbst in dem Augenblick standhaft, da das Verderben seinen Rachen öffnet, sie zu verschlingen. Die Feuersäule leuchtet, die beglühten Wogen brausen. Hinein in die donnernde Flut! Ihr nach, der Feuersäule des Glaubens in der Nacht des Lebens! Moses schreitet voran, setzt kühn den Fuß auf die brausende Flut; muthig folgen die Seinigen dem gottbegeisterten Führer. Und sieh! die Fluten weichen zurück, zu beiden Seiten bildet sich eine bewegungslose, rothglühende, krystallne Flutenwand, und die Flüchtigen, erstaunungsstumm, ziehen durch die trocknen Meereshallen, wie durch einen königlichen Prunksaal mit Purpurteppichen behängt. Gerettet sind die Verfolgten; die Verfolger fliegen herbei, stürzen blutlechzend auf ihre Beute. Auf die Gottlosen hernieder fallen die Krystallwände, nun zornglühende Todesfluten. Geschrei der Mordlust und der Verzweiflung, Schwertergeklirre, Gerassel der Streitwagen, — plötzlich Alles verstummt! Lautlose Grabesstille! Der Meeresgrund wird der Sarg von Tausenden und die siegesstolzen Wogen brausen über ein vernichtetes Heer dahin.

Die Nacht schwindet. Von der Purpurglut des Morgens umflossen, knieen am jenseitigen Ufer die Geretteten, und ihr Dankgebet hallt feierlich über die Begrabenen

im Abgrunde, zu Gott, dem Beschützer der Verfolgten, empor. —

In deiner heiligen Stille, o Nacht! versammelten sich einst die ersten christlichen Gemeinden zum Gebet in den Gräbern. In den Todeshallen zündeten die Verfolgten ihre Fackeln an und schmückten den Altar, dem seither die Form eines alten Grabes blieb, mit Blumen. Aus unterirdischen Gewölben schollen die Hymnen der Verfolgten leise und feierlich empor zu den Sternen, die, wie horchende Zeugen, in ihrem reinsten Lichte über den Bekennern des reinsten Glaubens schimmerten. Niemals, (sagt Chateaubriand) sah man so viel Tugend unter den Christen, als in jener Zeit, wo die Gläubigen, um den Gott des Lichtes und des Lebens anzubeten, sich in die Finsternisse der Nacht und des Todes verbergen mußten.

Um Mitternacht ward Christus geboren, der Erlöser des Menschengeschlechtes, und die Glorie jener Nacht strahlte heller als je ein Tag auf Erden; sie wird strahlen fort und fort als der Leitstern des Heiles, der uns durch die Nacht des Grabes zum Morgen des ewigen Lebens führt. Wohl ihm, dem auf nächtlichem Pilgerwege die Glorie des Glaubens leuchtet, wie die Wundererscheinung jener Feuersäule das Volk Israels durch die Fluten des Meeres führte! Wohl ihm, dem die himmlische Stimme frommer Unschuld fortwährend tönt, wie das Hosannah der Engel in jener Nacht des Heils!

In deinem heiligen Dunkel, furchtbarste und freudigste der Nächte! wird einst erscheinen der Herr über Leben

den Balsam wunder Gemüther, die nahrhafteste Speise beim Gastmal des Lebens! — Da erwacht in ihm die warnende Stimme der Ueberlegung:

„Wär's, wenn gethan, auch abgethan, gut wär's,
Man thät' es schleunig. Wenn der Meuchelmord
Die Folgen hemmen konnt' im Flug und haschen
Durch sein Vollzieh'n ein gut' Gedeihen, so daß
Der Streich das Eins und Alles wäre hier,
Nur hier, auf dieser seichten Furch' der Zeit —
Wegspringen wollt' ich über's künft'ge Leben!
Doch solche Thaten richten sich schon hier;
Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt, kaum ertheilt, auf des Erfinders Haupt.
Die gleich ausspendende Gerechtigkeit
Setzt uns den eig'nen Giftkelch an die Lippen." —

„Er wohnet hier in doppeltem Vertrauen,
Erst, weil sein Blutsfreund und Vasall ich bin;
Zwei starke Gegengründe! Dann sein Wirth,
Der seinem Mörder schließen soll die Thür,
Nicht selbst das Messer führen. Ueberdies
War dieser Dunkan ein so milder Herrscher,
So makellos in seinem großen Amt,
Daß seine Tugenden, Schutzengeln gleich,
Anklagen werden mit Posaunenzungen
Die Höllensünde seiner Wegraffung,
Und Mitleid, wie ein nacktes, neugebornes Kind,
Im Sturm herunterfahrend, oder wie
Des Himmels Cherub auf den unsichtbaren
Luftrossen reitend, diese grause That
In jedes Auge blasen wird, bis Thränen

Den Wind ersäuft. Ich habe keinen Sporn,
Um meinen Plan zu stacheln, als allein
Den Ehrgeiz, der sich selber überspringt,
Und jenseits niedertaumelt.“ —

Aber der Mordgedanke, der Macbeths Seele einmal erfüllt und beherrscht, bildet sich nur immer ungeheurer aus. Schon sieht er, wie einen bösen Geist, die Waffe des Todes im Dunkel der Nacht vor seinen Augen schweben, ein Blendwerk der Hölle, die ihn verlockt:

„Ist dies ein Dolch, was ich da vor mir seh',
Den Griff mir zugekehrt? Komm' laß dich packen!
Ich hab' dich nicht und sehe dich doch stets.
Bist du, furchtbares Bild, nicht gleich empfindbar
Dem Fühlen wie dem Sehen? oder bist du
Nur ein Gedankendolch, ein Wahngebild,
Erzeugt im fieberhaft erhitzten Hirn?
Ich seh' dich stets, so körperlich wie der
Den jetzt ich zücke.
Du weisest mir den Weg, den ich will geh'n,
Und g'rade solch ein Werkzeug wollt' ich brauchen.
Mein Aug' ist nur der Narr der andern Sinne,
Oder wiegt sie alle auf. Ich seh' dich stets,
Und dir an Kling' und Handgriff Tropfen Bluts,
Die erst nicht waren. — S'ist nichts Wirkliches,
Es ist der blut'ge Vorsatz, der mein Auge
So täuscht.“ —

„Jetzt scheint auf einer Erdenhälfte
Todt die Natur und böse Träum' erschrecken
Den hinter'm Vorhang ruh'nden Schlaf; jetzt feiert

Die Zauberei der blassen Hekate
Furchtbaren Opferdienst, und dürrer Mord,
Durch seinen Wächter aufgeschreckt, den Wolf,
Der seine Wache heult, schleicht leisen Gangs,
Mit Torquin's Räuberschritten, an sein Werk,
Wie ein Gespenst. — Du sich're, feste Erde,
Hör' meine Tritte nicht, wohin sie geh'n,
Daß nicht die Stein' ausplaudern mein Geschäft,
Und diesen Schauder von der Nacht entfernen,
Die jetzt so günstig ist."

„Ich drohe hier, indeß er Leben hat;
Zu sehr nur kühlt das Wort die Glut der That.
(Man hört eine Glocke.)
Ich geh'; es ist gethan, mich mahnt die Glocke.
O höre sie nicht, Dunkan! denn es ist
Die Sterbeglocke, die dich auf der Stelle
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.

Kaum ist des Mörders Gestalt verschwunden und schon zeigt sich mir eine andere Schreckens-Scene der Nacht. Lenore, die Unglückliche, die vermessen mit Gottes Vorsehung haderte, fliegt um Mitternacht, getragen vom gespenstischen Rosse des todten Geliebten, dahin, der grau'nhaften Brautkammer, dem Grabe zu, von furchtbaren Erscheinungen umgeben!

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! horch Todtensang!
Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,

Der Sarg und Todtenbahre trug. —
Sieh' da! sieh' da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel
Halbsichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel.
Und das Gesindel, husch, husch, husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop, hop, hop!
Gings fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.
Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rund um im Mondenscheine.
Ha sieh'! ha sieh'! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fällt ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel wird sein Kopf;

Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.
Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken,
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.
Nun tanzen wohl bei Mondenglanz
Rund um herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulen diese Weise:
„Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel had're nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

Auch dich erblick' ich in deiner nächtlichen Verzweiflung, unglückliche Tochter des Pfarrers von Taubenhain! Im Grauen der Mitternacht steht die Verführte, Gefallene, Verlassene, die Kindesmörderin, stoßt dem kaum gebornen Knaben, vom Wahnsinn ergriffen, die silberne Nadel in's Herz, und kratzt mit blutigen Nägeln ein Grab am schilfigen Unkengestade.

„Im Garten des Pfarrers von Taubenhain
Geht's irre bei Nacht in der Laube.

Da flüstert's und stöhnt's so ängstiglich;
Da rasselt und flattert und sträubet es sich,
Wie gegen den Falken die Taube."

„Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
Das flimmert und flammert so traurig.
Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras;
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß,
Da wehen die Lüfte so schaurig."

„Hoch hinter dem Garten vom Rabenstein,
Hoch über dem Steine vom Rade,
Blickt, hohl und düster, ein Schädel herab,
Das ist ihr Schädel, der blicket auf's Grab,
Drei Spannen lang an dem Gestade."

„Allnächtlich herunter vom Rabenstein,
Allnächtlich herunter vom Rade
Huscht bleich und molkicht ein Schattengesicht,
Will löschen das Flämmchen und kann es doch nicht,
Und wimmert am Unkengestade."

Auch dich, unglückliche Blandine, seh' ich in deinem verschwiegenen Gemach nächtlicher Weile sehnsuchtsvoll des Geliebten harren, dessen treues Herz schon die Hände des Vaters und des Nebenbuhlers durchbohrt haben. Sie harrt seiner, aber ach, welche Erscheinung!

„Als es nun wieder tief Mitternacht war,
Und still herab blickte der Sternlein Schaar:
Horch! horch! Da knarrte die heimliche Thür.

Ein Junker in Flor und Trauergewand,
Trug Fackel und Leichengedeck in der Hand,
Trug einen zerbrochenen blutigen Ring,
Und legt' es danieder stillschweigend und ging.
Ihm folgt' ein Junker im Purpurgewand,
Der trug ein goldnes Geschirr in der Hand,
Versehen mit Henkel und Deckel und Knauf,
Und oben ein königlich Siegel darauf. —

Die Unglückliche starrt den Phantomen der Nacht entgegen, streckt dann die Hand nach dem Gefäße, öffnet es —

„Da raucht, da pocht ihr entgegen sein Herz,
Als fühlt' es noch Leben, als fühlt' es noch Schmerz."

Da ergreift der Wahnsinn die Schaudernde, und wirft sie in die Arme des Todes. Ein silberner Sarg vereint die Liebenden! Sie ruhen in Grabesnacht; vorüber sind die Stürme der Leiden und der Leidenschaften, die so manchen Lebenden gleich der wilden Jagd verfolgen, bis zum letzten Hauche seines irdischen Daseins. —

Zu beklagen ist das Loos des Wanderers, den, ohne das Ziel einer sichern Herberge erreicht zu haben, die Nacht in tiefem Walde überfällt, wo die Blutgier reißender Thiere und noch mehr die dolchbewaffnete Menschenhand des, den Thieren nicht bekannten Raubmordes ihn bedrohen. Wie so manches Schlachtopfer fiel im Schooße

der Waldnacht, ferne der Heimat, fern von seinen Lieben, die den Verschwundenen vergebens suchen und ihr Leben durchweinen, die Unglücklichen, denen nicht einmal der letzte traurige Dienst, dem Theuren die Augen zu schließen, vergönnt war!

Unter diesen grau'nvollen Nachtstücken erinnere ich mich eines Ereignisses, welches dem Torquato Tasso begegnete, der, als Lieblingsdichter meiner frühesten Jugend, noch jetzt meine Seele mit Entzücken erfüllt. Ich weiß nicht mehr anzugeben, in welchem Buche ich die Anekdote las; sie schimmert wie ein freundlicher Lichtstrahl durch die Dunkelheit der Nachtscenen, die eben jetzt vor meinem Geiste vorüberzogen. Tasso erhielt zur Zeit, da er sich in Neapel aufhielt, von den Kardinälen Cinthio Passero und Pietro Aldobrandini eine dringende Einladung nach Rom, wo der Papst eine Akademie stiftete. Die schönsten Verheißungen wurden ihm gemacht, die freudigsten Aussichten eröffnet. Im Frühlinge des Jahres 1592 trat der gefeierte Sänger des befreiten Jerusalems die Reise an. Nachdem er manche schöne Gegend durchwandert hatte, führte der Weg ihn und seine Begleiter durch dichte Wälder und Gebirgsschluchten, wo damals eine starke Räuberbande ihr Unwesen trieb. Unsere Reisenden entgingen den Händen der raubgierigen Unholde mit genauer Noth nur dadurch, daß es ihnen noch gelang, sich in das kleine Kastell Mola zu flüchten. Aber auch in diesem Schutzort wurde ihr Leben und Eigenthum bedroht, indem Marco Sciarra, der kühne Anführer der Banditen, das Kastell einschloß. Schon machten

die Banditen Anstalt zur Bestürmung und zu Gewaltthätigkeiten aller Art. Mit jedem Augenblicke stieg die Wuth der Räuber und die Gefahr der Eingeschlossenen. Da traf sich's glücklicher Weise, daß der wilde Sciarra erfuhr, Einer der, dem Tode geweihten Gesellschaft sei der unsterbliche Dichter, Torquato Tasso.

Sogleich ließ er den verehrten Sänger ersuchen, mit seinen Gefährten nicht nur frei die Burg zu verlassen und ungestört die Reise fortzusetzen, sondern sich zu seiner vollen Sicherheit auf dem gefährlichen Wege der Tüchtigsten aus der ganzen Bande als einer Leibwache zu bedienen. Als Tasso das Letztere ausschlug, entfernte sich Sciarra sogleich mit den Seinigen aus der Gegend und Tasso zog, ein siegender Geistesheld, auf dem von den Banditen geräumten Wege dahin, wie der Tag der fliehenden Nacht folgt. Solche Macht ist dem Genius selbst über rohe, wilde Menschen verliehen!

Dieses Ereigniß gäbe allerdings einen schönen Stoff zu einem kleinen Drama oder zu einer Romanze. Möchte doch ein geistesverwandter Dichter ihn Tasso's würdig bearbeiten! Ich kenne in dem Leben dieses großen Dichters nur Eine Scene, wo er noch größer erscheint, als hier; es ist diejenige Scene, die sein reiches Leben voll Freuden und Leiden so herrlich schloß; es ist Tasso's Verklärungsnacht *). —

*) Siehe meiner sämmtlichen Schriften 5. Band, Seite 295.

Fünftes Buch.

I.

Des Malers Sehnsucht.

Bei der Verschiedenheit und mit der zunehmenden Menge der, den Fortuna-Gasthof bewohnenden Gäste mußte es geschehen, daß Manche derselben sich zu einander hingezogen fühlten, während Andere jede Annäherung, so viel der gute Ton es erlaubte, zu vermeiden suchten.

Die modernen Touristen vertrugen sich nicht am besten; sie hatten zu viel Eigendünkel. Jeder wollte Interessanteres gesehen, mehr erfahren, scharfsinniger und richtiger bemerkt haben und eine bessere Gabe des Erzählens und Schilderns besitzen. Darüber entstanden häufige Debatten, bei welchen die Streitenden sich erhitzten und tadelten, manchmal sogar verspotteten. Diese Hahnenkämpfe dienten der übrigen Gesellschaft zu großer Belustigung; man gab sich daher Mühe, die Touristen, die jetzt einander auszuweichen anfingen, wider ihren Willen zusammen zu bringen, und jeder neue heftige Zwist wurde den Zuhörern ein Fest.

Die Dichter gesellten sich. Einige Maler hatten zuerst einen Separat-Verein geschlossen; nach einigen Tagen aber näherten sie sich den Dichtern. Die Haupt-Veranlassung zu

dieser Annäherung gab der Maler Fritz, der sich insbesondere zu Volcanelli hingezogen fühlte. Gleichheit der Ansichten verband die beiden Künstler bald auf das Innigste.

Fritz war einige Jahre jünger als Volcanelli, dem er auch an literarischer Bildung nachstand. Beides vergrößerte eine Hochachtung des Dichters um so mehr, als er die Ueberzeugung nährte, der Maler sei Farbendichter, und könne sich ohne das Studium der Poesie und ihrer Meisterwerke nie zu einer bedeutenden Höhe in seiner Kunst emporschwingen. Auf Volcanelli's Frage, welcher Gattung der Malerei Fritz sich vorzugsweise widme, erwiederte dieser mit betrübter Miene: „Leider sehe ich mich gezwungen, die Gattung der Malerei, die ich liebe und zum Ziel meines Strebens gewählt habe, noch immer zur Nebensache zu machen, und jene, der ich nicht huldige, als Hauptsache zu treiben. Ich möchte Menschen darstellen und muß Gesichter nachsudeln; ich möchte edle und große Thaten verewigen und muß nichtssagende Mienen auf die Leinwand kleksen; ich muß die Kunst entweihen, um in ihr Heiligthum treten zu dürfen; ich muß Porträte malen, um mir den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen und mich der historischen Malerei widmen zu können. Das Porträtiren ist allerdings der einträglichste Zweig unserer Kunst; es nährt seinen Mann, aber — wie zahlreich, wie groß sind die Leiden des Genährten! Wie viele Zeit muß er dem Alltäglichen preis geben! wie viel gemeine oder häßliche Gesichter muß er kopiren, ehe ein schönes oder edles ihn erfreut! welche Launen der menschlichen Eitelkeit muß er er-

tragen! wie oft will der Reiche ihn zum Sclaven des Geldes herabwürdigen! Die seelenlose Physiognomie des albernsten Gänschens soll er zu einer Venus umgestalten; im widrigsten Gesichte der zänkischen Griesgram soll der Zauber der Grazien lächeln; aus den entadelten Zügen der Verbuhlten soll die Würde der Tugend hervorleuchten; der gemeine Geldsack fordert den Ausdruck des Geistreichen; der alte Haudegen prätendirt, daß seine Abbildung ein Buch sei, in dem man alle Schlachten und Scharmützel, denen er beigewohnt, lesen könne; der Virtuose, habe der Maler in sein ausdruckloses Gesicht auch noch so viel Leben und Feuer hineingedichtet, klagt immer, daß er zu wenig genial aussehe; und so fort und fort! Ich habe bei meinen Sitzungen Scenen erlebt und Aeußerungen vernommen, worüber sich noch jetzt, so oft ich daran denke, das Haar auf meinem Haupte sträubt!" —

Der Freiherr Roland von Ehrenstein hatte, ohne bemerkt zu werden, dieser Tirade des Malers zugehört. Seine glühende Leidenschaft für die Kunst, erweckte in ihm die innigste Theilnahme für den jungen Künstler und dessen Ansichten. Er trat vor, begrüßte den Jüngling als Kunstverwandten, nannte sich und forderte den Befremdeten auf, mit ihm in ein näheres freundschaftliches Verhältniß zu treten. Fritz gerieth über diesen Antrag in Entzücken, und Volcanelli bat, auch ihn in den schönen Bund aufzunehmen, selbst wenn er nur für die kurze Dauer ihres Zusam-

menlebens in dieser Stadt bestehen sollte. Roland erzählte nun, daß vor einigen Stunden der ausgezeichnete Maler Sintram im Gasthofe abgestiegen sei. Dieser treffliche Mann war Rolands Lehrer in der Malerkunst, und der dankbare Schüler beschloß, die Ankunft des geehrten und geliebten Meisters durch ein nicht glänzendes, aber heiteres Fest zweckmäßig zu feiern, wobei, mit Ausnahme des Dichters Volcanelli, nur Maler anwesend sein sollten.

Roland ließ sich bei Sintram als Kunstjünger melden, der dem Meister seine Verehrung zu bezeigen wünsche. Als der junge Freiherr in das Gemach trat, saß Sintram, eine hohe kräftige Gestalt, der Eintrittsthür gegenüber, in einem stattlichen Armstuhle. Auf den stark markirten Gesichtszügen voll Leben und Geist lag ein Flor von Ernst und Wehmuth; das Feuer der dunkelblauen Augen verkündete aber, daß der heitere Sinn seinem Gemüthe nicht fremd sei.

Sintram, in tiefe Gedanken versunken, bemerkte den Eingetretenen, der im Hintergrunde des Gemaches stand und sich an dem Anblick des so unverhofft Gefundenen erfreute, lange nicht; als aber Rolands Hut der Hand des, sich selbst und Alles Vergessenden entfiel, erweckte das Geräusch den Träumer; er wendete sich, erblickte und erkannte Roland. Beide lagen sich, keines Wortes mächtig, in den Armen, nur Blicke sprachen, fragend und antwortend, einander verstehend und eben sowohl verstanden.

Als die aufgeregten Gemüther sich beruhigt hatten, mußte Roland erzählen, wie das Still-Leben seiner edlen Familie sich in den Jahren der Abwesenheit gestaltet habe.

Sintram wünschte vor Allem zu wissen, welche seiner Brüder etwa schon das frühgestellte Ziel erreichten, welche seiner Schwestern schon glückliche Gattinnen seien?

Roland meldete ihm mit wenigen Worten, der heilige Kreis ihres häuslichen Lebens sei noch unverengt, die Familie gleiche einer Blume, die noch kein Blatt verloren habe. Unser Vater kann noch immer jeden Morgen mit Schiller ausrufen: „Er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh'! es fehlt kein theures Haupt." —

Sintram drückte den Jüngling an's Herz und rief in Extase: „Liebster aller Kunstjünger, die ich je gebildet habe, ich küsse in Dir alle Deine Brüder und Schwestern und Deine hochverehrten Eltern. Ich sehe mich in meinem glücklichsten Augenblicke an der Staffelei vor dem großen Familiengemälde, an dem ich mit so viel Lust und Liebe arbeitete. Den ehrwürdigen Vater, die holde Mutter, den biedern Landwirth Otto, den frommen Priesterjüngling Emanuel, den ernsten Staatsmann Gideon, Dich, feuriger Roland, den treuherzigen Krieger Fidelis, den heitern und doch so eifrigen Arzt Medard, den tiefsinnigen gelehrten Forscher Theophil, meine liebe Juliane, sanft wie ein Maimorgen und weich wie die Rose, die schmachtende, schwärmerische Adelgunde, die ernste, blasse, kunstsinnige, nicht heirathen wollende Melanie, die stattliche, hochgesinnte Hermenegildis, die nur einen Krösus heirathen will, und die kleine, runde, lebhafte Renata, — ich sehe sie alle noch vor meiner Seele. Aber was führt Dich hierher, mein junger Freund?" —

„Es ist nun," erwiederte Roland, „endlich der Zeit-

punkt gekommen, da unser Familienkreis die erste Störung erfahren soll. Wir — mit Ausnahme der beiden Brüder, Otto und Emanuel — unternehmen nach dem Willen des Vaters eine Reise, um unsere Ausbildung in der Welt zu vollenden. Der Pflegesohn Seling, dessen Schicksale ich Dir erzählen werde, und der Dichter Volcanelli werden unsere Reisegefährten sein."

„Nun," sagte Sintram in weicher Stimmung, „danke ich um so mehr dem Himmel, der uns hier zusammen führt, ehe Länder und Meere uns auf lange Zeit neuerdings trennen. Wenn Ihr von hier abreiset, so besuche ich Deine Zurückgebliebenen, um längere Zeit bei ihnen zu verweilen und manche Wunden zu heilen, welche mir die Welt schlug."

„O, wie herzlich willkommen," entgegnete Roland, wirst Du ihnen sein, die nach Dir schmachten, Dir aber auch zürnten, daß Du ihnen keine Kunde von Dir gabst. Wie geschieht es, mein Herr und Meister! daß uns nach so langer Verschollenheit, wieder das ersehnte Glück zu Theil wird, Dich von Angesicht zu Angesicht zu sehen?"—

„Mich," sagte Sintram, „führt eine sonderbare Krankheit, ich möchte fast sagen, eine Art von künstlerischem Heimweh, hierher. Ich lebte einige Jahre in Rom, wo ich mit ausgezeichneten Malern, auch mit reichen Kunstliebhabern, näher bekannt wurde, mit einigen auch einen innigen Freundschaftsbund schloß. Ich war glücklich und lebte ganz der Kunst. Da meine Gemälde vielen Beifall fanden, so wurde mein Eifer dadurch noch mehr entflammt, und ich arbeitete mit so rastlosem Fleiße, daß ich in dieser vergnügten

Zeit eine bedeutende Anzahl historischer, allegorischer und Landschafts-Gemälde vollendete. Ich war so glücklich, daß meine Gönner mir diese Bilder zu beträchtlichen Preisen abnahmen. Ich ward ein wohlhabender Mann, aber es blieb mir auch nicht ein einziges meiner Gemälde übrig. Die weißen Wände meines Ateliers standen leer und traurig vor mir. Eben so sah es auch in meinem Herzen aus. Ich glaubte ein Vater zu sein, dem seine Kinder starben oder geraubt wurden. Ich floh meine Freunde, ich mied jede fröhliche Gesellschaft, und Diejenigen, die meine Bilder gekauft und mir genommen hatten, erschienen mir nun als Feinde. Ich verlor alle Lust am Malen. Es befiel mich ein Mißmuth, den ich nicht zu besiegen vermochte. Staffelei, Pinsel, Palette und Farben wurden mir ein verhaßter Anblick; ich warf sie in eine alte Rumpelkammer, sie, die mir bei meinen Kunstschöpfungen so treulich geholfen hatten, — ich Undankbarer! Ich versank in eine Melancholie, die immer düsterer wurde. Endlich warf mich ein Nervenübel auf das Krankenbett und ich brachte einige Wochen im traurigen Zustande stumpfer Bewußtlosigkeit zu, die nur durch das Auflodern wilder Phantasien unterbrochen wurde. Als die Genesung, gestört durch manches Rezidiv, mit langsamen Schritten herbeigeschlichen kam, fing ich zwar an, mich körperlich zu erholen, aber mein Geist blieb abgespannt, traurig und untheilnehmend."

„Ich hegte die fixe Idee meines nahen Todes; sie wurde ein Lieblings-Gedanke, in dessen Ausmalung ich mir gefiel. Der größte Theil meiner Gemälde war nach Italien

England und Deutschland gekommen. Jetzt ergriff mich die Sehnsucht, meine Gemälde — wie ein Vater seine Kinder — vor meinem Hinscheiden noch einmal zu sehen. Ich beschloß, ihnen nachzureisen und von ihnen Abschied zu nehmen. Dem Vorsatze folgte die schnellste Ausführung. Zum Reisegefährten wählte ich einen jungen Bildhauer, welcher den Tod seiner Geliebten beklagte und sich, gleich mir, einer trostlosen Schwermuth hingab. Er war durch Charakter und Sympathie die treueste Seele, die ich auf dieser Wanderung finden konnte."

„Wir durchzogen zuerst diejenigen Städte Italiens, wo sich in öffentlichen und Privat-Gallerien einige meiner gelungensten Gemälde befanden. Ich wurde von den Eigenthümern und Kunstliebhabern an allen Orten mit zuvorkommender Gefälligkeit aufgenommen. Man veranstaltete mir sogar hie und da ein schönes häusliches Fest; ich hatte aber keinen Sinn dafür; ich verweilte nur in den Gemächern, wo ich meine Bilder fand. Sie waren lebendige Wesen; der Anblick der so lange Entbehrten erschütterte mich; einige derselben erfüllten mich mit Liebe und Wehmuth; ich nannte sie pflichtvergessene, treulose Kinder und trennte mich, Thränen vergießend, von ihnen; selbst ihre Mängel gefielen mir. Einem reichen Italiener suchte ich eine Madonna wieder abzuhandeln; er wollte sie mir aber um keinen Preis ablassen. Anders zeigte sich ein junger, lebhafter Principe. Mein Schmerz bei der Trennung von einer heiligen Familie hatte ihn so gerührt, daß er mir das Bild insgeheim in meinen großen Reisekoffer legen ließ. O, welches Entzücken be-

mächtigte sich meiner, als ich in der nächsten Stadt das Bild und die edle That entdeckte."

„Nun ging's nach London. Ich fand auch hier einen beträchtlichen Theil meiner Gemälde, denen ich Willkommen und Lebewohl sagte. Reiche Engländer wollten bei mir Bestellungen auf neue Bilder machen; ich verweigerte sie, weil ich beschlossen habe, nichts mehr zu malen. Eine sonderbare und unvergeßliche Erscheinung wurde mir eine schöne, gebildete Lady, die schon zweimal, aber an ungebildete Männer, die sie nicht zu schätzen wußten, verheiratet war. Als sie, von mir unbemerkt, mich sah, wie ich in einer Gallerie eines ihrer Verwandten vor einem meiner Gemälde stand und in Thränen der Freude des Wiedersehens, dann des Abschiedsschmerzes zerfloß, ward sie gerührt und faßte augenblicklich eine solche Neigung zu mir, daß sie mir durch den Vetter Hand und Herz antragen ließ. Meine damalige Gemüthsstimmung gestattete mir nicht, das beachtenswerthe Geschenk sogleich anzunehmen; ich kleidete meine Unentschlossenheit in den Wunsch, daß sie sich bei meiner Wiederkehr nach England erst überzeugen möge, ob ich ihrer würdig sei. Sie schlug mir eine Korrespondenz vor, die noch bis jetzt zwischen uns geführt wird. Ein angesehener Lord that mir — wobei vielleicht die schwärmerische Lady ihre schöne Hand im Spiele haben mag — den Antrag, bei ihm die Stelle als Bibliothekar und Gemälde-Gallerie-Direktor gegen einen bedeutenden Jahresgehalt mit verschiedenen Emolumenten anzunehmen. Ich bat um Bedenkzeit und versprach wieder zu kommen. Du siehst also, lieber Junge, daß zwei

Magnete mich an England festhielten; ich reis'te aber dennoch ab, theils weil mein melancholischer Reisegefährte sich nach Deutschland sehnte, wohin ich mit ihm zurückzukehren versprochen hatte, theils weil ich selbst zwei Städte in meinem Vaterlande, meinen Bildern zulieb, besuchen wollte. Diese Stadt, in welcher wir so glücklich zusammen trafen, ist nun das letzte Ziel des jungen Bildhauers und zugleich mein eigenes." —

Roland verbeugte sich nach orientalischer Sitte, und sagte: „Heil meinem Herrn und Meister, dermaligen Deutschen und künftigen Briten! Wenn aber fremde Völker Dich feiern, warum soll nicht auch Deinen unglückseligen Landsleuten erlaubt sein, hinzugehen und ein Gleiches zu thun! Du wirst Dich auch noch erinnern, wie so manches Fest im Hause meiner Eltern Dir zu Ehren gefeiert wurde, und wie wir Brüder und Schwestern, deßhalb Dich den Gefeierten zu nennen pflegten. Gestatte mir also, auch an diesem Orte unsers unverhofften freudigen Zusammentreffens Dir ein kleines Fest von Kunstgenossen zu veranstalten, wobei Ernst und Scherz sich auf die angenehmste Weise vereinigen soll. Mein ärztlicher Bruder Medard, der hier anwesend ist, soll von Deiner Anwesenheit erst bei dem Feste selbst überrascht werden, wo Du mich auch mit Deinem Reisegefährten bekannt machen und den Kunstjünger Fritz kennen lernen sollst." —

II.

Das Grab des Lebenden.

Sintram ging nun mit seinen Freunden Roland und Theobald, dem Bildhauer, nach der fürstlichen Gallerie, in welcher sich drei historische Gemälde von seiner Hand befanden. Sintram hatte die beiden Gefährten absichtlich mit sich genommen, weil er durch ihre Gegenwart und Theilnahme mehr Herr seiner Gemüthsbewegung zu werden hoffte. Es gelang. Er fühlte sich zwar tief ergriffen, allein die Anwesenheit der besorgten Freunde trug dennoch viel bei, seinen Schmerz zu mildern. Sintram verließ beim Abschied von seinen drei letzten Kindern den Saal in weicher Stimmung mit den Worten: „Ich habe sie alle nochmal gesehen und kann nun ruhig sterben; die Geister der schönsten Stunden meines Lebens werden die letzte Stunde meines Lebens freundlich umschweben.“ —

Theobald schlug einen Spaziergang nach einem in der Nähe der Stadt gelegenen Dorfe vor, wo er ihnen sein letztes Kunstwerk zeigen und zugleich die Ursache seiner Gemüthstrauer entdecken wolle. Sintram nahm den Vorschlag gerne an. Sie wandelten unter herzlichen Gesprächen durch eine schöne ländliche Gegend. Ein ebener Pfad führte sie aufwärts durch ein duftendes Wäldchen. Als es sich öffnete, erblickten die Ueberraschten auf der Terrasse eines Hügels den Kirchhof, welcher zu dem im Thale verborgenen Dorfe

gehörte. Er glich einem freundlichen Garten. Die in Reihen geordneten Grabhügel, mit Blumen umgeben und von Trauerweiden beschattet, ließen die Todesstätte als das Heiligthum der Ruhe erscheinen.

In Theobalds Augen trat eine Thräne, und er sagte mit gepreßter Stimme: „Wir sind am Ziele. Verzeiht, daß ich euch absichtlich hierher führte!" —

Er zog einen großen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Gitterthor. Sie traten schweigend in das Heiligthum des Todes. Theobald bat sie, sich auf eine, mit Gesträuchen von weißen Rosen und Lilien umpflanzte Rasenbank zu setzen, und nahm nach einer Pause das Wort:

„Wir Beide, Freund Sintram, haben von der Kunst Abschied genommen, folglich auch vom Leben, denn die Kunst ist des Künstlers Leben. Du hinterlassest viele Kinder, die Deinen Namen im Andenken der Nachwelt erhalten werden; ich setze meine vorzüglichste Hoffnung auf ein einziges Kunstwerk, welches ich geschaffen, und dieses gelungenste Kunstwerk meines Lebens ist — ein Grabmal, welches die Asche derjenigen birgt, die mein Theuerstes auf Erden war, und auch die meinige aufnehmen soll. Vernehmt meine kleine Erzählung, ohne euch der Betrübniß hinzugeben! Der Ort, an den ich euch geführt habe, ist ja so schön und so freundlich ausgeschmückt, daß er nicht nur in der Gegenwart keine schmerzliche Empfindung erregt, sondern auch für die Zukunft nur tröstliche Bilder der Unvergänglichkeit und des Wiedersehens in einem höhern und bessern Leben erwecken kann."

„Ich bin einer von den wenigen Menschen, die in ihrem Leben nur Einmal, folglich tief und leidenschaftlich, geliebt haben und deren erste Liebe auch ihre letzte war, während die Liebe in denjenigen Herzen, insbesondere in den weiblichen, in denen sie sich oft und leicht wiederholt, sich gewöhnlich verflacht, Glut und Tiefe verliert und endlich Liebelei wird. Mädchen, in deren Herzen der oft erloschene und vielfach wieder entzündete Brennstoff der Liebe sich allmälig selbst aufgezehrt hat, pflegen an der Neige ihrer erotischen Feldzüge nach einem Manne nur deßhalb zu angeln, um eine Versorgung zu finden und Frauen zu werden, das heißt, ihren Willen und ihre Bequemlichkeit zu haben. Der Gatte muß sich dann statt der Mai-Sonne mit einer Dezember-Sonne begnügen. Verzeiht die kleine Abirrung vom Wege. Wer im Leben bittere Erfahrungen gemacht hat, der kann sich, wenn er noch so gutmüthig ist, nicht enthalten, hie und da einen sarkastischen Pfeil abzudrücken, als könnte das dem Aermsten eine kleine Erleichterung verschaffen. Augenblickliche Täuschung!"

„Auch Helene hatte nur Einmal in ihrem Leben geliebt. Ich war ihre erste und ihre letzte Liebe. In der Nähe des Dorfes befindet sich ein Steinbruch, der eine Art von röthlichem Marmor liefert. Ihr seht ihn hier zwischen den beiden Akazien durchschimmern. Helene und ihre Mutter bereiteten den Arbeitern das Mittagsmal, und das Mädchen trug ihnen täglich die Speisen zu. Obschon sie einen langen Weg zurückzulegen hatte, und dieses Geschäft den ganzen Sommer hindurch in der sengenden Mittags-

sonne verrichtete, behielt sie doch eine blendende weiße Farbe. Man konnte sie wirklich einer Lilie vergleichen, die in der brennendsten Sonnenglut noch weißer wird. Dabei war ihr Wuchs so schlank, ihre Gestalt so zart und edel, daß sie ein Wesen von höherer Geburt zu sein schien. Wenn man dabei ihr sittiges und wirklich feines Benehmen sah, die Aeußerung mancher Empfindung und manches Gedankens hörte, so konnte man sich nicht erklären, wie dieses Mädchen in dem Stande der Niedrigkeit zu solchen Gefühlen, Bildern und Ideen kam."

„Ich kam einige Male hierher, um den Arbeitern nachzusehen. Helene erschien mir bald als ein Engel in Menschenhülle. Selbst die Arbeiter, unter denen sich viele rohe Bursche befanden, begegneten ihr mit Ehrfurcht. Ich kam nun bald öfter hierher, als mein Geschäft es erheischte; ich blieb Tage lang; ich konnte mich kaum mehr trennen. Es gelang mir, bei Helenen die Mittagskost, endlich sogar ein Wohnstübchen zu erhalten. Wer war glücklicher, als ich! Ich hatte nun Gelegenheit, oft und viel mit ihr zu sprechen. Ihr einfaches und doch so holdes Wesen, ihr natürliches und doch so feines Benehmen, ihr gesunder Verstand, die Innigkeit ihrer Gefühle, ihre häusliche Thätigkeit und ihr sanfter Frohsinn bezauberten mich. Sie sprach mit ihren Blumen wie mit ihren Tauben, und mit diesen wie mit den Menschen. Geliebt hatte sie noch nie. Sie stand gewissermaßen isolirt, da sie den Bewohnern des Dorfes als ein höheres Wesen erschien, von dem sich die Mädchen wie

die Bursche, ungeachtet der herzlichsten Zuneigung, immer in einiger Entfernung hielten."

„Durch mich ging ihr in der Liebe eine neue Welt auf; sie lernte nun erst die Lichtseite des Lebens kennen; was sie bisher nur dunkel geahnet hatte, das lag jetzt klar vor ihrer Seele, und das träumende Herz konnte nun aussprechen, was es bisher für unaussprechlich gehalten hatte. Ein ganzes Morgenroth von Empfindungen erwachte in ihr. Da ihr die Verstellung fremd und Mittheilung ein unbefriedigtes Bedürfniß war, so gestand sie mir in Ausdrücken, deren Wahrheit und Schönheit mich oft in Erstaunen setzten, wie glücklich sie durch meine Liebe sei. Es war, als hätte der Himmel selbst die Bildung dieser Engelsseele übernommen, welche, ohne daß Jemand sich um das Mädchen bekümmerte, sich selbst überlassen blieb. Ach! Unser Glück war zu groß, als daß es von Dauer sein konnte! Ich hatte ein solches Wesen nicht verdient, und die Erde war nicht ihre Heimat."

„Ich hatte für eine Kirche die Statuen zweier Heiligen gearbeitet und mußte sie jetzt selbst an Ort und Stelle liefern. Als ich nach Verlauf eines Monats zurückkehrte, — war die Engelsseele bei Gott, die irdische Hülle lag im — Sarg." —

Theobald stieß die letzten Worte mit aller Anstrengung heraus, und sank stumm und bleich, als wäre er selbst eine Leiche, an den Stamm eines Ahornbaumes zurück.

Als er, durch die Bemühungen der beiden Gefährten und des herbeieilenden Todtengräbers sich wieder er-

holte und in den Armen des greisen Jünglings erblickte, lächelte er ihn freundlich an und sagte: „Diese Arme, in denen ich jetzt ruhe, sollen mich auch zur Ruhe bestatten!" —

Theobald gewann nun wieder seine Geistesgegenwart und sagte: „Laßt mich in Kürze zu Ende kommen! Meine erste und lange Zeit einzige Beschäftigung war, — die Herstellung und Ausstattung dieses Kirchhofs. Als er vollendet und eingeweiht war, öffnete sich das erste Grab, um Helenens Sarg aufzunehmen, der an diesem Orte der Ruhe feierlich bestattet wurde; dann legte ich Hand an's Werk, um der Todten ein Grabmal zu erbauen, ihr, deren erste und letzte Liebe ich war, und zugleich auch mir selbst, dessen erste und letzte Liebe sie war. Folgt mir, Freunde, zum Heiligthume des Todes!" —

Theobald führte die Gefährten nun zum einsamsten Theile des Kirchhofs. Sie traten in einen kleinen Hain von Trauerweiden und Eibenbäumen, in dessen Mitte sich ein Grabmal von weißem Marmor erhob. Man stieg über einige Stufen zu einer Steinplatte, welche einer gebrochenen Säule zum Piedestal diente. Zur einen Seite der Säule stand der Glaube, auf ein mit Amaranthen und Immortellen umwundenes Kreuz gestützt, auf der andern die Hoffnung, welche in der rechten Hand einen Sternenkranz hielt. An die Säule schmiegte sich die Liebe, in der linken Hand eine Fackel, die rechte umschlang zwei Aschenkrüge, welche auf der Säule an einander standen,

auf der einen, das Wort Helene, auf der andern: Theobald. Auf der Steinplatte war zu lesen:

„Am Abend sinkt die Sonne nieder;
Am Morgen kehrt sie prangend wieder."

Als die Freunde Abends in weicher Stimmung vor dem Fortuna-Hotel anlangten, glänzte ihnen eine Reihe hell erleuchteter Fenster entgegen. Roland war der Erste, den ein Strahl der Freude durchzuckte; er umschlang Jeden mit einem Arme und sagte: „Dem Tode sein Recht! Aber auch dem schönen Leben gebührt unsere volle Huldigung." —

Er zog seine Gefährten hastig die breite Treppe hinan. Die beiden Flügelthüren eines Saales flogen auf; am Eingange in den von Leuchtern und Lustern flimmernden Raum stand der, in das Geheimniß eingeweihte Volcanelli, und empfing die Ankömmlinge mit den Worten: „Tretet ein! Auch hier sind Götter." —

Alle Wände des Saales waren mit Guirlanden geschmückt. In der Mitte prangte eine, mit Blumenvasen besetzte Tafel in Gestalt eines Hufeisens. Der Anblick der reichen Lebensfülle war — eben durch den Kontrast — so lockend schön, daß das Nachtstück des Lebens sinken und die Freude über den Schmerz den Sieg erringen mußte. Auf Sintram machte die freundliche Erscheinung einen sehr angenehmen Eindruck, und selbst Theobald fühlte die wohlthätige Wirkung auf seine trübe Gemüthsstimmung.

Viele festlich gekleidete Männer gingen den Eintretenden bewillkommend entgegen. Roland stellte sie seinen beiden Freunden sämmtlich als Rafaels Kunstgenossen vor, und Volcanelli fügte jeder Vorstellung eine scherzhafte Bemerkung bei.

Die Gesellschaft, welche Roland zu dem, seinem Meister und Lehrer veranstalteten Feste geladen hatte, bestand, mit Ausnahme seines ärztlichen Bruders Medard, und des Dichters Volcanelli nur aus Malern aller Art. Sie hatten es sich zum Geschäfte gemacht, den Saal in einen Tempel der Kunst umzugestalten, indem jeder derselben ein Gemälde von seiner Hand aufstellte. So befand sich hier ein historisches Stück, die Zusammenkunft Rudolphs von Habsburg mit Ottokar im Gezelte vorstellend; ein Schlachtstück, welches den Erzherzog Karl von Oesterreich als Sieger bei Wagram zeigte; ein mythologisches Bild: Amor und Psyche; die Weilburg bei Baden mit der Umgegend und ihren Ruinen: Rauhenstein, Rauheneck und Scharfeneck; ein Frucht- und Blumenstück; eine Gemsenjagd in Tyrol und eine Whist-Gesellschaft von männlichen und weiblichen Karrikaturen. Ueber diesen Bildern hing Sintrams Porträt, gemalt von seinem Schüler, dem Festgeber Roland, der es eigens zu diesem Zwecke vom väterlichen Schlosse herbringen ließ. Es war mit Guirlanden umgeben und erhielt durch Glaskugeln eine magische Beleuchtung. Als Sintram an den sehr gelungenen Arbeiten sich erfreut und den jugendlichen Künstlern sein herzliches Wohlgefallen bezeigt hatte, führte Roland noch zwei junge Männer zu ihm, und sagte

lächelnd: „Damit die Malerkunst hier in ihrem ganzen Umfange erscheint, so präsentire ich Ihnen noch zwei Künstler, die, wenn auch nicht dem hohen, doch gewiß einem erfreulichen Ziele der Kunst nachstreben; hier den Kartenmaler Florian, hier den Zimmermaler Sebastian. Beide haben für das gesellige Leben ungewöhnlich Schönes geleistet.“ —

Die Belobten baten unter vielen Bücklingen, ihre Gegenwart zu entschuldigen und sie ja nicht für kecke Eindringlinge zu halten, da sie nur dem Verlangen Rolands Folge geleistet hätten, und sich überglücklich fühlten, in einer Gesellschaft von solchen Künstlern dem Meister auch *ihre* Huldigung bringen zu dürfen.

Roland fiel den Bescheidenen, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen, in's Wort: „Warum soll ein Zimmer- oder Kartenmaler nicht auch Vorzügliches leisten können in seiner Art? Der erste liefert kleine Familien-Dramen; den Andern möchte ich einen Allegorien- oder Epigrammen-Dichter nennen. Wer die noch vorwaltende Geschmacklosigkeit der Zimmermalerei und die widerlichen, sinnlosen Zerrbilder der Spielkarten, insbesondere der Tarrokkarten, bedenkt, wird mir gewiß beistimmen. Sie können sich auch, lieber Sintram, von den gelungenen Arbeiten Beider sogleich überzeugen. Die Malerei in diesem Saale ist Sebastians Werk. Macht das Ganze nicht einen sehr angenehmen Eindruck? Stimmt es nicht zur Heiterkeit? Und gehen wir nun in's Detail! Welche sinnreiche Grotesken! Welche

phantasiereiche Arabesken! welche frische Landschaften! welche bedeutungsvolle allegorische Figuren!"

Die Gesellschaft durchschritt den Saal und besah aufmerksam die Wände. Der belobte Maler verfiel in eine förmliche Trunkenheit der Freude.

Nach einem langen Gespräche über den getroffenen Charakter des Ganzen und über manche gelungene Einzelnheiten, welches zugleich manche treffende Bemerkungen über Gegenstände und Hilfsmittel der Kunst veranlaßte, führte Roland die Gesellschaft zu einem Tische, auf welchem Tarrokkarten lagen, das erste Spiel mit mythologischen Bildern, ein zweites mit allegorischen, ein drittes mit dramatischen, ein viertes mit schönen Gegenden aller Erdtheile, einige Spiele mit historischen Scenen. Alle waren schön und fein gemalt, zugleich unterhaltend und belehrend. Die Gesellschaft fand daran so viel Vergnügen, daß alle Anwesende sich zum Spielen zusammen setzten, selbst diejenigen, die noch nie eine Karte in der Hand gehabt hatten. Bei dem Spielen überließ sich nun die Laune ihrem heitersten Spiele. Man erschuf sich ein neues, höchst bizarres Spiel, und Witzfunken sprühten von allen Seiten in solcher Fülle, daß mehrere Journale, Lustspiele und Salons damit hätten reichlich ausgestattet werden können. Herrscht bei den gewöhnlichen Spiel-Partien trübsinniger Ernst, oder grinsende Gewinnsucht, oder geisttödtende lange Weile, so sprudelte hier der schäumende Champagner des lustigsten Frohsinns, und genialer Uebermuth erzeugte einen Seelenrausch. Ein ruhiger Zuschauer hätte glauben können, die verwirklichte

tausend und eine Nacht vor sich zu sehen, indem die eine Partie eine Liebesgeschichte durchführte, die andere einen Geister- und Zauberspuck, jetzt ein phantastisches Spektakelstück, dann eine romantische Kriegsbegebenheit, oder tragikomische Künstler-Abenteuer, Reise-Scenen u. s. w. darstellte. Diese Gesellschaft lieferte den Beweis, wie das Genie aus wenig ungeheuer viel machen, der Statue des Pygmalion Leben und Liebe einhauchen kann, und ein wahrer Prometheus ist, der dem menschlichen Thongebilde den belebenden Götterfunken gibt.

Und so geschah es, daß die Begeisterten bei dem darauf folgenden Souper eine ungewöhnliche Mäßigkeit zeigten. Eine Gesellschaft geistreicher Menschen ist der beste Mäßigkeits-Verein; je größer die Rolle ist, welche die Schüsseln und Flaschen in einem Conversations-Stück spielen, desto geringer ist, in der Regel, der Gehalt und Werth desselben.

Die kommende Morgenröthe beleuchtete einen Kreis von Männern, die sich körperlich und geistig wohl befanden; denn Bacchus war ihnen als seelenvoll heiterer Jüngling erschienen.

III.

Drittes Kapitel des Orang-Outang-Romans. Reise im feuerspeienden Berge.

Am folgenden Tage fühlten sich die meisten Mitglieder der Gesellschaft, von den in dieser schönen Nacht angeregten Ideen voll, zu neuer Kunstliebe entzündet. Die Maler ergriffen Pinsel und Pallete, der Dichter Volcanelli die Feder, um das hier folgende Kapitel seines Orang-Outang-Romans zu schreiben:

„Die Maskenreise in dem feuerspeienden Berge Tigalia."

Als das Schauspiel geendigt war, führte Sir Orang-Outang seine wunderbare, phantastische Gesellschaft in einen prächtig dekorirten, von zehntausend Lampen erleuchteten Saal, in dessen Mitte eine, mit den auserlesensten Speisen und den köstlichsten Weinen bestellte Tafel stand.

Den Ehrenplatz nahm Sir Orang-Outang selbst ein; ihm zur Rechten saß die Prima-Donna, zur Linken der Dichter Romuald. An den beiden Seiten der Tafel setzten sich, ohne Unterschied des Ranges, Harlekin neben der Geliebten, dann Skis und sein Sohn Pagat, Sir John Fallstaff, der Riese aus Brobdingnag, der Zwerg aus Liliput, Freiherr von Münchhausen, Sir Guliver, der Sylphe Ariel, der weder gute noch böse Zauberer, Demokrit und

Heraklit, Don Quixotte de la Mancha, Asmodi und der Zeitgeist mit den Zeitgespenstern, am untern Ende der Tafel saß Sancho Pansa mit Kaliban.

Als Orang-Outang, Kühnheit mit Schlauheit verbindend, bemerkte, daß alle Gäste vom Weingeiste sehr exaltirt waren, flüsterte er dem neben ihm sitzenden Dichter einige Worte in's Ohr, welche diesen in ein solches Entzücken versetzten, daß er den Sprechenden umarmte, das Glas emporhob und sowohl dem Festgeber, als der ganzen Gesellschaft der Unbekannten einen Toast brachte, der mit einem Jubelgeschrei erwiedert wurde.

Nun erhob sich Sir Orang-Outang und sprach mit einem nach Möglichkeit verklärten Angesicht:

„Werthe Gäste! Wir sind zwar einander noch ganz unbekannte Wesen, das hat aber nichts zu sagen, wenn man bedenkt, daß so viele Menschen sich Bekannte oder sogar gute Bekannte nennen und einander doch nicht kennen, ja, daß so viele Menschen, die ein langes, gemeinsames Leben zusammenkettet, wie z. B. Kanzlei-Verwandte und Ehepaare — nach einer Reihe von Jahren aus einander gehen, ohne sich nur halbwegs zu kennen. Es waltet aber manchmal ein großer Moment, eine ergreifende Idee, welche wie der Feuerfunke in ein Pulverfaß fällt und Menschen, die sich ohne diesen glücklichen Zufall ewig fremd geblieben wären, so entzündet und begeistert, daß sie sich in der Ausübung einer Großthat vereinigen, wodurch sie nicht nur, wie durch einen Zauberschlag berührt, plötzlich die innigsten Freunde, sondern auch der fernen Nachwelt bekannt werden.

Eine solche Idee, ein solcher Moment ist jetzt da! Wer hat den Muth, ein Wagestück zu unternehmen, welches die Welt in Erstaunen setzen muß?" —

Die ganze Versammlung sprang auf und rief mit emporgehobenen Gläsern: „Hoch, Sir Orang-Outang! hoch jedes Wagestück! je größer, desto besser!" —

„Nun denn, erwiederte der Sprecher; „so vernehmt denn Schillers Worte:"

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

„Ist je ein Mensch in die Tiefe des feuerspeienden Berges gedrungen? Keiner! Wir wollen die Feigen beschämen, noch in dieser Nacht, in diesem Augenblick! Wir wollen in einer Zeit, wo Alles von erbärmlichen Geheimnissen radotirt, die noch unentdeckten Geheimnisse eines gewaltigen Vulkans ergründen. Wir wollen sogleich den Gipfel dieses Tigalia, in dem wir jetzt schwelgen, erklimmen und durch seinen Krater in seine tiefsten Tiefen hinabsteigen, ohne uns durch irgend eine Gefahr schrecken zu lassen. Wir werden dann der staunenden Welt Dinge verkünden, wobei wir ihr als Halbgötter erscheinen. Ich bin überzeugt, daß, nach unserer Rückkehr, die ganze Welt ein anderes Aussehen bekommen, die ganze Menschheit andere Tendenzen, neue Ansichten und Interessen gewinnen wird. Daß wir aber glücklich wieder auf die Oberwelt zurückkehren, dafür lasset mich sorgen! Vergesset ja nicht: Euch führet Orang-Outang, sein Genius und sein Glück!

Seht! Ich könnte das Größte, was je auf, unter und über der Erde geschehen ist, allein ausführen. Bedarf ich eurer winzigen Beihilfe? Ich hoffe, ihr werdet es also um so mehr mit Dank erkennen, daß ich euch zu Gefährten meiner Größe mache, und euch an meinem unsterblichen Ruhme Theil nehmen lasse. Denkt euch den edlen Stolz und die grenzenlose Wonne, welche uns beseelen wird, wenn wir nach gelungener Großthat hier wieder beisammen sitzen, und bei sechswochentlichen Festmalen Einer den Andern nicht genug bewundern können! Auf!" —

Sir Orang-Outang und Romuald sprangen auf, dann alle Uebrigen zugleich. Lärmend und jubelnd stürzte die freudetrunkene Schaar aus dem Riesensaale; nur Harlekin und die Prima-Donna blieben, sich hinter ihre Stühle verbergend, zurück. Als der Saal leer und stille war, steckte Harlekin seinen Kopf hervor, die Prima-Donna den ihrigen. Sie sprangen auf, umarmten und küßten sich. Die Prima-Donna stieß einen zärtlichen Seufzer aus und sagte leise:

„Geliebter! wir bleiben hier; nicht wahr?"

Harlekin. Mögen die Narren ziehen, wohin sie wollen.

Prima-Donna. Welche Gefahren drohen ihnen?

Harlekin. Ich bin kein Freund von Gefahren. Meine geraden Glieder!

Prima-Donna. Und meine schönen Kleider!

Harlekin. Sie lohne der Ruhm!

Prima Donna. Uns die Liebe!

Harlekin. Ihnen der Abgrund des feuerspeienden Berges!

Prima-Donna. Uns der schöne Saal und die glühenden Herzen! —

Beide umschlangen sich, und hielten die Hände an die Ohren, um das Getöse der abziehenden Vulkan-Touristen nicht zu hören.

Ueber dem Gebirge Tigalia brüteten Gebirge der schwärzesten Nachtwolken; die dichte Finsterniß wurde aber durch die Menge der, dem Zuge voran leuchtenden Fackeln in ein glänzendes Morgenroth verwandelt, welches sich, je höher der Zug aufwärts stieg um desto mehr über den düstern Himmel verbreitete. Heller als jedes andere Licht strahlte aber die gute Laune der Touristen.

Orang-Outang hatte für alle möglichen Bedürfnisse der Reisenden gesorgt. Diener trugen hohe Stangen, Pfosten, Strickleitern, Seile, Hämmer, Brecheisen und andere Werkzeuge, auch viele mit Lebensmitteln und Weinflaschen gefüllte Körbe, die für eine längere Reise ausreichen konnten.

Als der Zug die Anhöhe des Berges erstiegen hatte, wurden eiserne Stangen am Rande des Kraters befestigt; sie waren mit starken Seilen umwunden, welche durch Räder und andere Vorrichtungen in die Tiefe des Berges hinabgelassen und wieder hinaufgezogen werden konnten.

Die Schaar stellte sich nun in einem Halbkreise um

den Krater und brachte der Unterwelt einen Toast. Orang=Outang, allen Gefährten zum Vorbilde dienend, stieg zuerst in die ihm entgegen gähnende Kluft, aus welcher ein heißer Qualm aufdampfte. Man beeiferte sich, dem Heerführer zu folgen. Nachdem sie eine lange Strecke, bis an die Knie in Asche watend, zurückgelegt hatten, kamen sie zu einer Höhlung, welche sie vom nächstgelegenen festen Boden trennte. Es blieb nichts übrig, als kühn darüber zu springen, und so wagte denn Einer nach dem Andern glücklich den salto mortale. Ein rasselndes Steingerölle stürzte ihnen nach, eine gewaltige Erschütterung verursachend. Sie hatten zwar unverletzt den festen Grund jenseits der Kluft erreicht, es ergriff sie aber dennoch ein panischer Schrecken, indem ein Theil des erschütterten Bodens, vor ihren Augen verschwindend, in die Tiefe flog.

Endlich entdeckten sie einen langen, nicht sehr steilen Abhang, der am Rande einer Höhlung abwärts führte; sie mußten aber, während Lava vor, neben und hinter ihnen stürzte, zwischen Hügeln von Asche, Bimsstein, röthlichen und dunkelbraunen Schlacken, Schwefel und andern vulkanischen Produkten und Brennstoffen sich durcharbeiten, welche letztere wie in ungeheueren Oefen glühten und qualmten. Rauch und heiße Luft drohten sie zu ersticken. Nun erreichten sie eine lange Ebene von Lava, die anfangs hart war, dann aber immer weicher, endlich so weich wurde, daß die Füße der Wanderer einsanken und nur mit der äußersten Anstrengung und wechselseitiger Beihilfe wieder herausgezogen werden konnten. Sir Orang-Outan

hüpfte indeß über die klebrige Masse mit solcher Leichtigkeit, daß er einen großen Vorsprung gewann und schon am Ende der Lavafläche stand, während die respektable Gesellschaft noch in der Mitte des Weichbildes hüpfte, zappelte, zerrte und zog.

Nun stellte sich den Reisenden eine ganze Wand pechschwarzer Rauchwolken entgegen. Dieser gefährliche Punkt hemmte alles fernere Vordringen, da man nicht wußte, was man hinter dieser mystischen Hülle zu erwarten habe. Ein heißer Qualm drang hervor. Ein dumpfes Brausen und Tosen ließ sich vernehmen, und der Boden bebte mit zunehmender Stärke. Felsstücke stürzten herab. Schrecken bemächtigte sich Aller; sie hielten sich rettungslos verloren. Selbst der Muth des Sir Orang-Outang gerieth in die Klemme. Er schwieg und kraute sich den Kopf.

Plötzlich folgte ein betäubender Knall und ein gewaltiger Stoß, und eine furchtbare Erschütterung. Die schwarzen Rauchwolken flogen fort wie ein Heer von Gespenstern, und ein Feuerstrom wälzte die rothe Glut seiner Wogen prasselnd und zischend dahin.

Als sich die theils zitternden, theils starren Mitglieder der gelehrten Gesellschaft von ihrem Schrecken und Staunen erholt hatten, brach Sir Orang-Outang in ein gellendes Gelächter aus und sagte:

„O ihr kleinen Seelen! Verzagt ihr? Haltet ihr das für eine Gefahr, was nichts weiter als ein hübsches Schauspiel ist? Binnen wenig Minuten sollt ihr jubeln

und lachen! Menschlein! Setzt euch indeß und ruht aus!" —

Und die beruhigten Menschlein setzten sich und zogen die bei sich habenden Mundvorräthe aus den Maskenkleidern und genoßen und pflegten der Ruhe. Sir Orang-Outang aber hegte in seiner großen Seele einen großen Gedanken, welchen er auch sogleich ausführte. Er nahm einen Anlauf und setzte mit einem Sprung über den Feuerstrom. Jenseits desselben ergriff er einige, auf dem Boden liegende Felstrümmer und wälzte sie behutsam in den Strom. Binnen einigen Minuten war eine steinerne Brücke gebaut. Die Gesellschaft ging scherzend über die Flammenwogen, welche, durch das ihnen gelegte Hinderniß aufgehalten, zu stocken anfingen.

Nachdem sie einen kurzen Weg zurückgelegt hatten, traten sie in eine große Höhle, in welcher sich sehr viele Eingänge zu einer langen Reihe kleinerer Höhlen befanden, die zum Theil durch ein von oben und durch die Felsenspalten einfallendes Licht erhellt wurden.

Sir Orang-Outang rief den Eintretenden zu: „Heil uns! Gefahren und Beschwerden sind besiegt. Das Reich der Wunder thut sich auf." —

Und Sir Orang-Outang hatte sich nicht getäuscht. Was nun folgte, grenzt an das Unglaubliche. Weh' dem Sterblichen, der es nicht selbst gesehen hat! Wohl dem Sterblichen, der wenigstens die Schilderungen desselben vernimmt!

Viele der unterirdischen Touristen fühlten sich nun

von den ausgestandenen Gefahren und Beschwerden so müd und matt, daß sie sich auf den bemoosten Boden hinwarfen, die Glieder ausstreckten und einschliefen. Sogleich krochen aus allen Winkeln der Höhle bunte, giftlose Schlangen hervor. Sie wanden sich um die Arme und Beine der Schläfer und beleckten die unbekleideten Glieder. Als die Erwachenden sich regten und auffuhren, entflohen die von ihren Liebkosungen verscheuchten Thiere in ihre Schlupfwinkel. Die Erwachten fühlten sich aber so frisch und kräftig, als hätten sie gar keine Beschwerden erlitten. Sie krochen überall herum, um einige dieser Zauberschlangen zu fangen, sie suchten aber vergebens. Orang-Outang hatte die Absicht, durch diese Künstlerinnen in der einfachsten Heilkunde die Aerzte auf der Oberwelt zu verdrängen.

Ein lautes Geschnatter, welches aus einer Nebenhöhle hervorkam, erregte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft. Man behauptete, es könne nur von Gänsen herrühren; und siehe da! man hatte sich nicht geirrt. Es waren wirklich Gänse, aber was für Gänse, Gänse mit den schönsten Menschengesichtern. Einige Touristen entsetzten sich über die schaudererregende Aehnlichkeit dieser Gänsegesichter, mit dem menschlichen Antlitz, aus dessen rosigen Munde dieses Schnattern hervorkam. Sir Orang-Outang wagte die kühne, beinahe frevelhafte Vermuthung, es seien verwandelte Fräulein. Man wollte einige derselben fangen; sie entwischten aber blitzschnell, und die Letzte rief: „Bemüht euch nicht vergebens, ihr Herren! Wir haben uns auf der

Oberwelt schon zu oft fangen lassen, um nochmal aufzusitzen."

Die Gäste traten nun unter lautem Gelächter in eine Höhle, die einem Saale glich. Sie zündeten hier Feuer an, und kochten Kaffee. Neu belebt setzten sie die Reise fort. In der nächsten Höhle erblickten sie eine Felswand, die einen mit Diamanten besäeten Vorhang bildete, dessen Höhe das Auge eben so wenig zu erreichen vermochte, als die Tiefe der vor der offenen Seite liegenden steilen Abgründe. Ein Strom stürzte sich brausend und brüllend hinab. Säulen, durchsichtig wie Glas, Obelisken von Alabaster, versteinerte, krystallartige Wasserfälle und das, wie mit Kränzen und Guirlanden von Eisblumen verzierte Gewölbe, gaben dieser Höhle das Ansehen eines Feen-Palastes aus tausend und einer Nacht.

Nun öffnete sich ein Amphi-Theater von schauerlichen Eisgebirgen, die sich im Halbkreise immer höher und höher aufragend, über einander erhoben. Der Frost wurde jetzt so schneidend, so grimmig, daß die Hände der Erstarrten nicht einmal Feuer anzuzünden vermochten. Indem sie schon den nahen, unvermeidlichen Tod des Erfrierens vor sich sahen, und ganz blöde wurden, war Sir Orang-Outang wieder der Einzige, der die Geistesgegenwart nicht verlor. Er rief den Verzagten zu:

„Uns, ihr Feigen, bleibt jetzt zur Rettung nur ein Mittel übrig: wir müssen mit Grimm und Wuth eine Schlacht liefern, um das lebenswarme Blut vor dem Erstarren zu schützen!" —

Der gewaltige Feldherr hatte diese Worte kaum gesprochen, so erhob er die Arme und stürzte wie ein Rasender gegen die ihm zunächst Stehenden. Diese ahmten den weisen Heerführer nach, und es begann eine Völkerschlacht, die mit dem größten Eifer angefangen und mit der größten Erbitterung fortgesetzt wurde. Man stieß, schlug, zerrte, balgte, bläute, beohrfeigte, warf und schleuderte sich eine volle Stunde hin und her, bis das wohlthätige Gefühl der wiederkehrenden Lebenswärme die Feinde in die mildeste und fröhlichste Stimmung versetzte. Die dampfenden, schweißbedeckten Versöhnten schloßen Frieden. Sie umarmten sich brüderlich und zogen vergnügt weiter, indem einer den Andern als seinen Lebensretter begrüßte und mit Danksagungen überhäufte; vorzüglich aber wurde dem weisen Sir Orang-Outang, weil er die meisten der, zur Erregung der Lebenswärme förderlichen Püffe ausgetheilt hatte, eine feierliche Dank-Adresse erstattet.

Die allgemeine Freude der Neubelebten wurde durch den Anblick eines, an einem Felsstück lehnenden männlichen Todtengerippes gestört. Das Schreckbild verkündete, daß wenigstens ein Sterblicher es schon gewagt hatte, so tief in die Geheimnisse der Unterwelt einzudringen, daß er aber seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußte.

Der Gedanke, daß ein ähnliches Schicksal vielleicht auch die ganze respektable Gesellschaft hier erwarte, machte die Verblüfften stumm und starr. Indem sie eben, in banges Nachsinnen vertieft, melancholisch langsam weiter schreiten wollten, kam eine schwarze Schaar von Fledermäusen,

stöhnend und kreischend herangeflogen. Die Erschrockenen verwahrten ihre Köpfe, so gut sie konnten; die Fledermäuse umkreiseten aber das männliche Gerippe dreimal; dabei sangen sie einen Chor, —

„der Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann."

Aus diesem Singgeheule vernahmen die Zuhörer, daß die häßlichen Sängerinnen in Fledermäuse verwandelte böse Weiber seien, die nun jeden Tag zur bestimmten Stunde an diesem Skelete ihre Wuth auslassen. Nur die imposante Gestalt Orang-Outangs raubte ihnen den Muth, einen Angriff auf die Reisenden zu machen, welche, vom panischen Schrecken gejagt, die Flucht ergriffen. Sie befanden sich nun plötzlich in der tiefsten Finsterniß; sie konnten es nicht wagen, einen Schritt zu thun, und glaubten aus dieser Nacht in die Todesnacht übergehen zu müssen, da sie alles mitgebrachte Feuerzeug schon verbraucht hatten. Nachdem sie in dieser schrecklichen Lage einige Stunden geschmachtet hatten, zogen aus weiter Ferne zahllose Funken heran, welche wie glühende Augen im Dunkel erschienen.

Als das Lichtheer in die Nähe kam, zeigte sich, daß es Cucujus waren, käferartige Insekten, einen Zoll lang und einen Finger dick, mit zwei Phosphoren am Vordertheil des Kopfes und mit einem auf der Brust versehen. Bei ihrer Ankunft verwandelte sich die finstere Nacht in hellen Tag. Sir Orang-Outang, der sich in allen Fällen sogleich zu helfen wußte, fing einige dieser Insekten

und befestigte sie sich an die Hände und Füße. Die Gefährten folgten dem Beispiele der Beleuchtung, und nun ging der Zug weiter bis zu einer Stelle, wo das Tageslicht durch die Felsenwände einer Gebirgsseite wieder hereinbrach *).

In der nächsten Grotte befanden sich viele, inwendig hohle Säulen, von krystallartiger Masse. Ariel schlug zufällig mit einem Stäbchen an eine derselben; liebliche Töne erklangen. Einige der Reisegefährten versuchten dasselbe, und es entstanden aus dem Zusammenklange die angenehmsten Harmonien, welche, durch ein zweifaches Echo verlängert, einer sanft dahinsterbenden Sphären-Musik glichen. Das sanfte unterirdische Concert that auf die Spielenden die wohlthätigste Wirkung, indem die aufgeregten Nerven auf die angenehmste Weise beruhigt wurden, ganz das Gegentheil der musikalischen Productionen der Oberwelt, deren Virtuosen darauf ausgehen, die Nerven ihrer Zuhörer durch Wuth und Glut aufzureizen.

Als die Wanderer an die Oeffnung kamen, erblickten sie eine weite Sandebene vor sich, die ihnen einen sehr bequemen Weg zur Fortsetzung der Reise both; sie hatten aber kaum einige hundert Schritte gethan, als unten ihren Füßen ein sehr verdächtiges Sausen und Brausen aus der

*) Den Bewohnern der Insel St. Domingo dienen diese Cucujus als Kerzen und Lampen. Drei oder vier dieser Käfer, unter einen Glassturz gebracht, erhellen ein ganzes Zimmer. Bei dem Lichte eines Einzigen kann man lesen und schreiben.

Erde heraufscholl. Indem sie vom Schrecken gelähmt, stille standen, bildete sich vor ihnen im Boden eine Oeffnung, die sich durch das Hinabstürzen des Sandes immer mehr erweiterte. Plötzlich stieg Wasser aus dem Schlunde empor, dessen sich verbreitender Flut sie nur durch das eiligste Zurückfliehen entgehen konnten.

Es gelang ihnen, einen Fels zu erklettern. Sie sanken schweißtriefend und athemlos auf das menschenfreundliche Gestein; das aus dem Schlunde aufspringende Gewässer stieg aber immer höher. Schon hatte es beinahe den Gipfel erreicht, und die Hingesunkenen, denen kein Ausweg offen stand, machten sich bereit, dem Leben Lebewohl zu sagen, und dem Tode in die wässerigen Arme zu fallen.

In diesem Augenblicke verdunkelte sich die ganze Gegend. Dumpfes Gebrülle erscholl unter der Erde; Krachen und Prasseln folgte; der Boden schaukelte, der Fels schwankte und barst; ein Feuerstrom brach, die Finsterniß mit rother Glut erleuchtend, aus der Tiefe hervor und Felstrümmer flogen wie Spielbälle in die Höhe. Nun verließ Alle, selbst den weisen Orang-Outang die Besinnung und den muthigen Dichter Romuald die Begeisterung für das großartige Schauspiel im wilden Kampf der Elemente. Keiner wußte mehr, was mit ihm und um ihm her geschah. Jeder wäre nun in der bewußtlosen Ohnmacht gestorben, ohne zu wissen, daß er starb.

Glücklicher Tod! Allein das Schicksal wollte, daß sie nicht sterben, sondern, im Augenblick der größten Gefahr, gerettet werden sollten, und zwar auf unerhört wunderbare Weise.

Der Fels, welchen das unterirdische Feuer zersprengte, befand sich in senkrechter Linie, gerade unter der Oeffnung jenes Kraters, durch welche die kühnen Touristen in die Unterwelt hinabgestiegen waren. Die Felstrümmer flogen nun eben zu diesem Punkte hinauf, und gelangten so durch den offenen Schlund auf die Oberwelt, wo sie rings um den Rand des Kraters in philosophischer Gemüthsruhe liegen blieben.

Auf jeden dieser Felstrümmer, die zuerst als Flugmaschinen gedient hatten, lag, wie auf einem steinernen Ruhebette, Einer der maskirten Touristen, zwar besinnungslos, aber — eine kleine Quetschung hie und da abgerechnet, — wohlerhalten und unversehrt.

Nachdem drei Stunden über den Häuptern der starren gelehrten Reisegesellschaft dahingezogen waren, gab Sir Orang-Outang zuerst einige Lebenszeichen. Er stand auf, lächelte großartig beim Anblick der noch bewegungs- und bewußtlosen Gefährten, ging von Einem zum Andern, und beschäftigte sich mit ihnen, indem er sie rüttelte, ihnen in die Ohren schrie, oder, wenn das ohne günstigen Erfolg blieb, auch Püffe und Fußstöße austheilte, so lange, bis es ihm gelungen war, Alle zu erwecken und zu sich zu bringen.

Als die, durch einen glücklichen Zufall, der kaum nach zehntausend Jahren sich wieder ereignen dürfte, auf unglaubliche Weise so wunderbar Geretteten sich endlich vollkommen erholt hatten, glaubten sie, aus einem furchtbaren Traume zu erwachen; erst als ihnen der Dichter Romuald

in einer ergreifenden Rede die Herrlichkeiten, welche sie im Bauch der wunderschwangern Erde erblickt, wie auch die Leiden, Schrecken und Gefahren, welche sie überstanden hatten, mit hinreißender Begeisterung in einer hyperbolisch poetischen Sprache schilderte, wurde ihnen klar, daß das Vorgefallene, die außerordentlichste, wirklichste Wirklichkeit sei. Hierauf folgte eine allgemeine Umarmung und Beglückwünschung, und sie erkannten nun, daß Alexander Dumas vollkommen recht habe, wenn er in seinen bändereichen, zahllosen und blitzschnell an's Tageslicht geförderten Romanen die Wahrscheinlichkeit mit Füßen trete, da in der größten Unwahrscheinlichkeit oft die höchste Wahrheit liegt, wie Gold und Edelsteine im tiefsten und dunkelsten Felsschacht.

Die auf dem Gipfel des Tigalia zurückgebliebene Dienerschaft kam nun mit Speisen und Weinen herbei. Nachdem die Gesellschaft am Rande des dampfenden Kraters, allen feuerspeienden Bergen zum Trotz und Spott, ein splendides Mahl genossen, der Unterwelt einen Toast gebracht, und sich hinlänglich gestärkt und erfrischt hatte, trat sie, in humoristischer Stimmung, scherzend und lachend den Rückweg an, wobei Einige schlichen und hinkten, Andere wankten und taumelten. Sir Orang-Outang und Romuald eilten den Uebrigen mit solchen Riesenschritten voraus, daß sie die späten Ankömmlinge, zu deren festlichen Empfang sie schon Alles vorbereitet hatten, bereits umgekleidet an der Pforte des Felsen-Palastes empfangen konnten.

Die Soirée phantastique, welche ich im zweiten Kapitel dieses Orang-Outang Romans erzählt habe, muß allerdings den Leser, er mag zu den Phantastischen oder zu den Nichtphantastischen gehören, sehr mystifizirt haben, vielleicht mehr als recht und billig; die geehrten Herren und Damen werden sich daher jetzt um so mehr freuen, wenn sie über die wunderbare Erscheinung einen natürlichen und sehr einfachen Aufschluß erhalten.

Der Intriguant der ganzen Geschichte war der listige Harlekin, der hierbei den schlagendsten Beweis lieferte, wie ein schlauer Schelm eine Menge Menschen unter einander hetzen und sie zu seinem Zwecke benützen kann. Er spielte auf der Bühne einer Provinzial-Stadt die Intriguant-Rollen, wozu er geboren zu sein schien. Auf demselben Theater begann auch Armida ihre Laufbahn als Sängerin. Es entspann sich zwischen Beiden ein zärtliches Verhältniß, welches aber zu einem Bunde für die Ewigkeit weder geeignet noch bestimmt war. Die italienische Liebhaberin liebte den böhmischen Liebhaber ungefähr so wie ein schönes Kleid, und der böhmische Liebhaber liebte die italienische Liebhaberin ungefähr so wie den Champagner. Sie sahen und küßten sich gerne. Das dauerte so ungefähr ein Jahr. Als dreihundert und einige Tage im Strome der Zeit dahingeflossen waren, kam ein durchreisender Graf in besagter Provinzial-Stadt an; er kam, sah und siegte. Armida's Herz flog ihm zu, wie eine Stahlnadel dem Magnet. Durch seinen Einfluß ward sie als Prima-Donna beim Theater der Hauptstadt aufgenommen. Harlekin und das Provinzial-Theater

erhielten den Abschied; Harlekin nahm die Sache leichter als der Theater-Entrepreneur.

Armida fand viel Beifall und noch mehr Verehrer, denen der anbetende Graf, seine Reise fortsetzend, nach einem eben nicht langen Zeitraum die Schöne gerne überließ, worüber Armida sich zu trösten wußte.

So waren denn nicht Tage, sondern Jahre vergangen, deren jedes einige Blüthen von Armidens Schönheit abstreifte. Dies hatte zur Folge, daß Armidens Anbeter sich verminderten und die üble Laune der Entgötterten sich täglich vermehrte. Sie wurde zuerst zänkisch, dann eigensinnig, endlich gar unerträglich, und dies hatte wieder zur Folge, daß sie den Abschied erhielt und froh war, in ihr früheres Engagement wieder eintreten zu können.

In Harlekins Brust (er hieß eigentlich Kowaczny) erwachte die alte Liebe; aus Armidens Brust war aber nicht nur die Liebe zu ihm, sondern sogar sein Bild verschwunden; sie hatte ihn unter den vielen Erlebnissen vergessen. Kowaczny gründete darauf einen seltsamen Plan. Er beschloß die Ungetreue zu mystifiziren und sich dabei auf eine komische Weise zu rächen. In dieser Absicht entzog er sich ihren Blicken und machte den alten mürrischen Garderobe-Aufseher, der die stolze, heftige Prima-Donna noch haßte wie ehemals, zu seinem Vertrauten. Durch diesen Todfeind der großen Sängerin erhielt Kowaczny, ein kleines, schmächtiges, zartgebautes Männchen, aus der alten Marionetten-Garderobe, ein zierliches Harlekinkleid, welches dem Duodez-Wesen so gut paßte, daß er selbst wie ein Harlekin aus

der Truppe der Marionetten aussah. In dieser Umwandlung ging der Intriguant in die Rumpelkammer in Erwartung der Prima-Donna, welche der Garderobe-Meister, unter dem Vorwand, dort passende Kostum-Stücke zu finden, hingelockt hatte.

Als Kowaczny die festen Tritte der, mit brennbaren Stoffen erfüllten, phantastischen Armida vernahm, legte er sich geschwind auf den Boden und spielte die Rolle einer leblosen Marionette auf das Täuschendste.

Der Leser weiß bereits, wie schnell Armida für den schönen Harlekin Feuer fing, und wie vortrefflich der scheintodte Schelm sich in einen lebendigen Liebhaber zu verwandeln wußte. Als er nun die Geliebte, die ihn nicht mehr kannte, wieder gewonnen hatte, beschloß er die mit Geld Versehene zur Ausführung eines Planes zu benützen, der ihm schon lange am Herzen lag. Er hegte nämlich den sehnlichsten Wunsch, eine Kunstreise zu machen, am Liebsten zu ordentlichen Wilden, die von der Kunst noch gar keinen Begriff hätten, und also ganz verblüfft werden müßten, wenn sie etwas Ungesehenes zum ersten Male zu sehen, etwas noch nicht Gehörtes zum ersten Mal zu hören bekämen.

Armida, die, als leidenschaftlich, schrecklich Verliebte, Alles schön und herrlich fand, was der Heißgeliebte ihr in diesem Lichte zeigte, genehmigte sogleich den Vorschlag, und da der einmal entzündeten Phantasie der glühenden Italienerin Alles möglich schien, was der, durch ihre Liebe in's Leben erweckte Harlekin behauptete, so las dieser ihr

Ariost's rasenden Roland vor, wodurch ihre Phantasie vorläufig auf das Höchste gesteigert wurde. Er beredete sie nun, die Kunstreise in einer ganz außerordentlichen Gesellschaft zu machen, und so erschienen denn bei jener Soirée phantastique, welche selbst den für solche Dinge sehr empfänglichen Dichter Romuald mystifizirte, jene wunderbaren Truggestalten in ihren poetischen Masken.

Kowaczny, der eigentlich nicht wußte, welchem Lande er die Kunstreise zuwenden sollte, hörte damals auch von dem merkwürdigen Orang-Outang, der ein Mensch in Thiergestalt zu sein schien, und durch seinen Geist die barbarischen Einwohner der Insel Borneo, zum höchsten Grade menschlicher Bildung zu erheben beabsichtigte, wie sich denn aus den Menschen, je nachdem es einem Gewaltigen beliebt, alles — Gute oder Schlechte machen läßt. Kowaczny beschloß durch die Kunstreise nach Borneo einen Genie-Streich auszuführen. Armida und ihr Geld waren sein, und die Reisegefährten fanden sich um so geschwinder, weil er ihnen versprach, sie bis an's Ziel der Reise frei zu halten. Da die Gesellschaft aus Leuten bestand, die in Europa nichts zu verlieren und nichts zu hoffen hatten, so glaubte Jeder auf der Insel Borneo Alles, was er hier vermißte, mit voller Sicherheit zu finden. Was wagt der Mensch nicht, wenn er unbefriedigte Wünsche auf eine selbst unwahrscheinliche Weise realisiren zu können glaubt! Kowaczny verlangte von den Reisegefährten nichts Anderes, als daß Jeder derselben — eine Maske nehmen, und so lange maskirt bleiben müsse, bis er ihnen erlauben werde, sich zu demaskiren.

Und so war denn die Gesellschaft glücklich auf Borneo gelandet. Während Kowaczny hier in Verlegenheit gerieth, wie er sich und seine Gefährten bei dem Weltwunder Orang-Outang introduziren sollte, vernahm er, daß der merkwürdige Thiermensch dieses großartigste Spiel der Natur, eine Gesellschaft von Gelehrten nach Borneo verschrieben habe, um mit ihnen die verborgensten Geheimnisse der Natur, und zwar mit einer, die kühnsten Kühnheiten übertreffenden Kühnheit, zu ergründen. Der gewandte Kowaczny faßte sogleich den Entschluß, sich und seine Gefährten als jene Gesellschaft der noch nicht angelangten Gelehrten zu präsentiren. Sir Orang-Outang hielt das Masken-Kostum für eine der bizarren Ideen, die den Gelehrten eigen sind, und nahm die Ankömmlinge gläubig und gastfreundlich auf. Die leichtsinnigen Thunichts und Habenichts fügten sich, voll vom Taumel des Festmales, der Aufforderung zur Reise in die Unterwelt; nur den Schwächling Kowaczny und seine geliebte Armida hielt die Liebe auf der Oberwelt fest.

Die aus dem Abgrunde Heraufgeschleuderten mußten sich nun demaskiren, theils weil Sir Orang-Outang es ernstlich verlangte, theils weil ihre Masken durch die unterirdische Reise sehr viel gelitten hatten.

Die meisten Menschen gehen in diesem Leben maskirt herum, um einander zu täuschen, indem sie anders erscheinen, als sie sind; daher bleibt das Demaskiren — es sei ein freiwilliges oder ein nothgedrungenes — immer eine traurige, sehr unersprießliche Sache, die einen — kürzeren

oder längeren — wechselseitigen Betrug an's Tageslicht fördert, wo dann der Philosoph wehklagend ausruft: „Die Welt will betrogen werden, und so werde sie es!" —

Auf solche Weise zeigten sich nun, als die Gesellschaft sich demaskirte, die grellsten Kontraste. Der Skis war ein falscher Spieler, der aus mehren Badeorten, wo er sein Unwesen trieb, verwiesen, auf Borneo eine Pharobank errichten wollte. Sein Söhnlein, der Pagat, ein sechzehnjähriger Taugenichts, stand dem Vater, dessen Geist sein edles Vorbild war, als Gehilfe würdig zur Seite. Der Mond, emeritirter Lion einer Provinzialstadt, hatte ehemals eine glänzende Rolle in der Salonwelt gespielt. Er wußte als erfindungsreicher und unermüdlicher Vortänzer die schönsten Quadrillen und Polka's anzuführen und häusliche Feste mit besonderer Geschicklichkeit zu arrangiren. Dabei war er ein Liebling der Damen; eingeweiht in ihre Herzensgeheimnisse, leistete er in zärtlichen Angelegenheiten die ersprießlichsten Dienste, wobei er sich für seine Person, bescheiden und genügsam, mit den Brosamen begnügte, welche von der Tafel der Liebe fielen. Nachdem aber sein Licht durch eine Reihe von Jahren im Reiche der Galanterie geleuchtet hatte, ging ein neuer Mond auf, und der alte Mann im Monde gerieth in die totale Finsterniß der Vergessenheit. In dieser betrübten Lage machte er Kowaczny's Bekanntschaft, der dem ausgedienten Löwen die Idee gab, sich auf Borneo als Tanzmeister und Fest-Arrangeur zu versuchen. Fallstaff gab sich, die Maske ablegend, als Weinwirth zu erkennen, der zu Grund ging,

weil er selbst sein bester Gast war und fidelen insolventen Gästen zu viel Kredit gab.

Der Riese, aus dem Lande Brobdingnag gab athletische Vorstellungen; da er aber auch im Leben ein Athlet ein wollte und des Guten zu viel that, zwang ihn der Verlust der Kräfte, seine gymnastischen Leistungen im Leben und in der Kunst aufzugeben. Im Reisen und unter dem Einflusse eines neuen Klima's hoffte er eine Wiederherstellung zu finden. Das Zwerglein aus Liliput, dessen er sich bedient hatte, um seine Vorstellungen durch den Kontrast pikant zu machen, nahm er als eine verlassene Kreatur mit sich. Er gab nun die menschliche Kleinigkeit für sein Söhnlein aus und den Naturforschern damit eine Nuß aufzuknaken, den Philosophen aber nicht, weil sie wissen, daß Kleines und Großes in der moralischen Welt oft sehr nahe neben einander besteht und sich sogar in einem und demselben Menschen vereinigt.

Unter der Maske des Freiherrn von Münchhausen steckte ein passionirter Tourist, der sein ganzes Vermögen verreist hatte. Als der Verarmte nun erfuhr, daß eine abenteuerliche Expedition nach Borneo im Werk sei, erbat er sich vom Harlekin Kowaczny die Erlaubniß, sich dem genialen Unternehmen anschließen zu dürfen, in der Absicht, eine abenteuerliche Reisebeschreibung zu liefern, die Alles, was man vom alten und von Immermanns neuem Münchhausen wußte, weit übertreffen, von unzähligen Lesern gekauft und verschlungen werden, und dem Autor ein namhaftes Kapital einbringen sollte.

Der demaskirte Ariel gab sich als Dichterjüngling

zu erkennen, der aller Welt klagte, daß sein Genie brach liegen müsse, weil es an Stoffen fehle; die interessantesten seien schon vielfach benützt und verbraucht, die Weltgeschichte erschöpft. Da er nicht zweifelte, Borneo sei der Schau- und Tummelplatz ungeheurer Leidenschaften und unerhörter Verbrechen, so wollte er die Hauptmomente aus der Geschichte dieser stoffhältigen Insel in einem Ciclus von Tragödien bearbeiten, eine fremde Menschheit und eine neue Natur — die schrecklichen Eingeweide des Tigalia nicht ausgenommen — darstellen, und sich in seiner Heimat als Gründer einer neuen Dichterschule bewundern lassen. Wie erwünscht mußte diesem Kraft-Genie eine Reise in die Unterwelt sein!

Sein Bewunderer Kaliban schloß sich dem zarten Dichter aus Freundschaft an. Er hatte kein anderes Geschäft, als die abscheulichsten Winkel zu besuchen, mit dem Abschaum der Menschheit zu verkehren, und den Dichter mit den gräßlichsten Stoffen zu versehen, wofür er freie Wohnung, Kost und Kleidung erhielt.

Jetzt fing der Zauberer an, sich abzuschälen und sagte, herzlich lachend: „Sie werden sich nun überzeugen, meine Herren, daß ich nicht log, als ich in jener Soirée erklärte, ich sei weder ein böser noch ein guter Zauberer, sondern nur ein natürlicher und zwar ein gelernter Zauberer. Ich sah Döblers und Bosko's Kunstwerke im Bereiche der natürlichen Magie. Der Beifall, den sie erhielten, und noch mehr die guten Einnahmen, deren sie sich erfreuten, begeisterten mich. Ich trat auch als natürlicher Zauberer auf; da mich

aber die erste Vorstellung beinahe das Leben gekostet hätte, so entsagte ich der Schwarzkünstlerei auf der Stelle. Bei den Bewohnern von Borneo, wo sich auch viele Chinesen befinden, die von einem Döbler oder Bosko nichts gehört haben, glaube ich mit meinen schwachen Fähigkeiten auszureichen und mein Glück zu machen."

Dem Beispiele des Zauberers folgten die Masken Heraklit und Demokrit, zwei bejahrte Hagestolze, die als innige Freunde, als zwei wahre **Inséparables** zusammen lebten, obschon sie nicht leben konnten, ohne unaufhörlich mit einander zu zanken. Ihre Lebensansicht war gerade die entgegengesetzte; der Eine sah Alles von der komischen Seite, der Andere von der tragischen; der Eine lachte über Alles, der Andere ärgerte sich über Alles. Ihr Zusammenleben glich einer Tragikomödie. Jeder bemühte sich vergebens den Andern zu bekehren, und dennoch gab Keiner von Beiden die Hoffnung auf. Demokrit vernahm mit großer Freude die Nachricht von der projektirten Expedition nach Borneo, und er beschloß, obschon sie ihm etwas abenteuerlich erschien, dennoch daran Theil zu nehmen, theils weil ihn die alltäglich erblickten Narrheiten und Thorheiten der nächsten Umgebung nicht mehr interessirten, theils weil er des täglichen Einerlei überdrüßig wurde und seine Lachlust sich ·ehr verminderte, theils endlich, weil er seinen melancholischen Freund aus seiner freiwilligen Zurückgezogenheit in's Leben hinein ziehen, ihn durch den Reiz der Neuheit aufheitern und für das System seiner jovialen Lebensansicht gewinnen wollte. Demokrit dachte sich unter den, mit

Chinesen geimpften Bornesen ein in seinen Absurditäten so pudelnärrisches Volk, daß der betrübte Heraklit aus der tiefsten Melancholie in die lustigste Lachsucht übergehen müßte. Nach vielen wiederholten Angriffen willigte Heraklit ein.

Der Mann, der die Maske des Ritters Don Quixote trug, erklärte, er sei eigentlich Niemand und Nichts; er trage aber die Ueberzeugung in sich, daß er vom Schicksale zu etwas Außerordentlichem bestimmt sei. Er verachte daher die Erbärmlichkeit der alltäglichen Menschenkinder und habe die Irrfahrten der sogenannten Kunstreise als großes Räthsel mitgemacht, welches auf Borneo seine Lösung erwartet. Einst Bajazzo einer Seiltänzer-Gesellschaft, verstehe er sich auch recht gut auf die Lazzi und Salti mortali auf dem Welttheater.

Als Sir Orang-Outang nun die Asmodi-Maske ersuchte, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen, warf dieser den rothen Turban und den bemalten weißen Mantel von sich und sagte mit nicht erkünstelter schnarrender Nasenstimme, er habe sich vormals als Winkel-Agent und Winkel-Sensal herumgetrieben. Die Unverschämtheit dieses offenen Selbstgeständnisses erweckte allgemeines Gelächter. Als er dies bemerkte, gefiel er sich in seiner Keckheit selbst. Man erfuhr nun, daß sein Geschäft ihn mit den verwickeltsten Angelegenheiten und pikantesten Verlegenheiten der Menschen bekannt gemacht habe. Ihm war kein Reicher zu reich, kein Vornehmer zu vornehm. Er hängte sich wie eine Klette an sie, um den Augenblick abzuwarten, wo man seine Dienste

verlangte und die geleisteten theuer bezahlen mußte. Er wurde der Vertraute abscheulicher Familien-Geheimnisse. Er schloß Kauf-Kontrakte, wofür beide Parteien ihn bezahlen mußten; er rangirte zu Grunde gegangene Güterbesitzer und fallirte Kaufleute zu seinem eigenen Vortheil; er brachte Geldheirathen ohne Liebe und Achtung zu Stande; er veranlaßte Erbeinsetzungen und Enterbungen, eheliche Zwiste und Versöhnungen, dirigirte bei Hazardspielen, und brachte Künstler in und um den Ruf. Je mehr er nun das Innere der Häuser und der Herzen kennen lernte, um so mehr fing er an, die Menschen gering zu schätzen, folglich gewissenlos zu mißhandeln, bis er ganz im Stillen ein erkleckliches Sümmchen zusammen gebracht hatte. Nun fuhr der Teufel des Hochmuths und der Genußsucht in ihn. Er heirathete eine reiche Xantippe und fing an, ein großes Haus zu machen. Das Haus wurde immer kleiner, die Zahl der Feinde des Entlarvten immer größer. Die Xantippe entfloh mit dem Reste des noch übrigen Geldes, und ließ ihm einen zierlich gearbeiteten Bettelstab als Sinnbild zurück. Asmodi schloß seine Selbst-Biographie mit den Worten: „So geht's den Menschen, denen auf der Welt nichts heilig ist, als das — Geld, um dessen Besitz sie Alles zu thun bereit sind, den Schlechtesten schamlos zu vergöttern, den Besten schonungslos aufzuopfern; denn Geld ist das höchste Ziel und die große Lebensfrage unserer Zeit. Sehr verehrter Herr Orang-Outang! Sie sehen, daß ich wenigstens aufrichtig bin. Die bittere Noth trieb mich hieher. Ich bin nicht abgeneigt,

mich zu bessern. Ihrer Weisheit bleibt es überlassen, das Werk zu vollenden. Unter einer guten Aufsicht und Leitung kann vielleicht noch Etwas aus mir werden. Wenn die Menschen gegen mich Klage führen, sollen wenigstens die Orang=Outangs als Dero werthe Herren Brüder mit mir zufrieden sein.

Nun kam die Reihe zuletzt an den Zeitgeist und an sein Gefolge, die Zeitgespenster. Jener gab sich als Herausgeber einer Universal-Zeitschrift zu erkennen, seine dienenden Geister als Mitarbeiter und sogenannte Referenten. „Ich," sagte er, „bin der Mann, welcher seiner Zeit den Geist gibt, den sie haben soll; ich bin der Mann, der die Haupt=Ideen angibt, der die Ansichten der Menge bestimmt und die Urtheile leitet; ich lehre die Menschen, wie sie denken und empfinden sollen; ich bin als personificirter Geist der Zeit zugleich das Orakel der Zeit, und ohne mich gäbe es gar keine Zeit, denn wo kein Geist, da ist Nichts. Aus meinem Lichtquell gehen die Strahlen aus, welche die Menschheit erleuchten und erheben. Ich bin die reine Wahrheit und der Prototyp des Höchsten und Schönsten hienieden. Nur wer an mich glaubt, wandelt auf dem rechten Wege. Ich entschloß mich zur Reise nach Borneo, um auch diesem rohen und unwissenden Volke mein Licht leuchten zu lassen, das heißt, dasselbe zu einer geistigen Höhe zu erheben, die es bald zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung machen soll, und es wird geschehen, daß nach Verlauf eines Jahres Alle, die nach der höchsten Geistesbildung streben, nach Borneo schiffen werden. Weiser Orang=Outang! preise dein

Glück und danke dem Himmel, der mich Dir sendet, denn ich will hier eine Zeitschrift herausgeben, von welcher zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ein Druckbogen erscheinen soll! Wir sind rüstig; welche rapide Fortschritte lassen sich da erwarten!"

Als der Zeitgeist seine Rede geendet hatte, brachte ein Uferwächter die Nachricht, Harlekin und Armida seien auf einem Schiffe entflohen. Die ganze Gesellschaft bat den großen Orang-Outang, den eben so verliebten als meineidigen und feigen Verräther einholen zu lassen und zu züchtigen. Sir Orang-Outang lachte aber und sagte: „Es ist eine sehr komische Erscheinung, daß ihr Alle hier zu bleiben wünschet und nur der Einzige, der euch Alle hieher brachte, entflieht. Laßt ihn ziehen! die Strafe wird nicht ausbleiben; ich überlasse sie der holden Armida."

*

So war das dritte Kapitel des Orang-Outang-Romans geschlossen, und Volcanelli legte wohlgefällig lächelnd, die abgestumpfte Feder auf das Dintenfaß.

*

* *

So weit das, im Nachlasse des Verfassers zum Drucke vorbereitet aufgefundene Manuskript. Das fünfte Buch und den vollendenden Schluß hinzuzufügen, war ihm — die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes hinderten es — nicht vergönnt; denn eben an die Ausarbeitung des letzten Buches zu schreiten Willens, wurde er, schon seit längerer Zeit leidend, in der zweiten Hälfte des Octobers 1846, von einer Krankheit der Brust- und Unterleibs-Eingeweide befallen, welcher er am 7. November 1846 unterlag.

Friede seiner Asche!

* *

*

Nachstehendes sind die in dem literarischen Nachlasse des Verfassers aufgefundenen, für das fünfte Buch und für den Schluß entworfenen Skizzen und Andeutungen.

Lunetta (Mephista) macht die Bekanntschaft einer zuckersüßen, reichen Hundsnärrin mit lebzeltener Holdseligkeit; sie wird ihre Gesellschafterin. — Die Närrin stirbt und vermacht der Lunetta ihre Hunde, und unter der Bedingung, diese abzurichten, auch ihr vieles Geld. — Die abgerichteten Hunde. — Hunds=Comödie. —

Hierauf lernt Lunetta das Weib des ewigen Juden kennen; dieser hat sein Weib, weil er mit ihr nicht auskommen konnte, und sie in die Scheidung nicht willigte, nebst Haus und Hof verlassen, und ist, um ihr zu entgehen, auf Reisen in ferne Länder gegangen, wo er überall gegen das Reisen predigt. — Lunetta bekommt plötzlich die Reise=Manie; sie steckt Ahasvers häusliches Weib damit an, in die der Reise=Teufel und Emancipations=Geist fährt. — Senats=Sitzung der sich emancipiren wollenden Frauen. — Sie reisen mit einander durch ganz Europa als Virtuosinnen und

Künstlerinnen. — Musikalisches Dampf-Instrumenten-Concert. — Ihre Schicksale und Reise-Abenteuer. — Ahasvers Weib findet endlich ihren ruhelosen Gatten in dem ruhelosen Paris bei Eugen Sue, der eben am ewigen Juden arbeitet. —

Zum vierten Kapitel des Orang-Outang-Romans.

Orang-Outang erzählt dem Volcanelli seine in zwölf Bänden geschriebene Selbst-Biographie und seine Reise im Möbel- und Narrenreiche. — Volcanelli erzählt ihm dagegen vom ewigen Juden des Eugen Sue. — Orang-Outang, den diese Erzählung ganz begeistert, faßt den Entschluß, als dieses dunkle, düstere, räthselhafte, uralte und zugleich modernste Wesen, gleichsam als personificirter interessanter Weltschmerz zu reisen. — Reise der ganzen auf Borneo gelandeten Gesellschaft im Thier-Reiche. — Hauptrollen der Thiere. — Schicksale wirklicher, unter den Menschen lebender Thiere. — Allegorien, wo Thier-Charaktere in Menschen dargestellt werden, wie z. B. die Boa-Constrictor, von Spindler. — Thier- und Menschen-Parallelen. — Geschichten berühmter Thiere: Der Hund (des Hospitiums, des Scipio, des Braganza, des Aubry de Mont-Didier, Hoffmanns Pudel Ponto, Thümmels Mops). — Die Katze (die ägyptische, Zachariä's Murner, Tasso's Katze, Hoffmann's Kater Murr; die Katze, welche sich zu ihrem Herrn in den

Sarg legt, und den Scheintodten zum Leben erwärmt). — Das Pferd (Nero's Leibpferd, Alexanders Bucephalus, Rosinante). — Der Kanarienvogel (des Rousseau). — Der Esel (der goldene und der blaue). — Der Papagei (ein Lebensretter). — Der Floh (Hoffmanns Meister Floh). — Der Fuchs (Reinecke). — Der Löwe (Ameisenlöwe und Müllerlöwe). — Die Henne oder das Huhn (welches zuletzt gebraten und gespeist wird mit Salat). —

Affen-Erziehungs-Institut. — Die reisenden Thiere. — Der Schmetterling. — Der Goldfisch. —

Mysterien eines Maulwurfs. — Erdennacht oder Freuden eines lichtscheuen Maulwurfs. — Mysterien einer Schnecke und ihrer gleichgesinnten Freundin, der Schildkröte. — Geheimnisse des Faulthiers und des Siebenschläfers. — Trägheit und ewiges Einerlei. — Kriegerische Abenteuer eines Stachelschweines im Leben und in der Literatur. — Scenen aus dem Leben einer Gans, und deren Beschwerde gegen den Mißbrauch, welchen schlechte Dichter von ihren Federn machen. —

Abhandlungen über naive und sentimentale Politik; von einem Chamäleon und einem Fuchs: a) die Kunst, Wahrheit zu sagen, ohne daß man sie zu sagen scheint; b) die Kunst, sich den Schein zu geben, eine Wahrheit zu sagen, indem man eine Unwahrheit sagt. (Unwissenheit und Verleumdung, die beiden Feinde der Wahrheit); c) die Kunst, Einem ein Bein unterzuschlagen, indem man sich die Miene gibt, ihm auf die Beine zu helfen. (Po-

litisirende Damen haben einen Fehler mehr und einen Reiz weniger.) —

Rede eines Windspiels über das häusliche Glück. — Rede eines Hasen über moralische und politische Schnell-Läufer. — Idyllische Betrachtungen einer Kuh und eines Mistkäfers über die Schönheit der Natur. — Nachtgedanken einer Eule. — Fragmente aus dem Reise-Journale eines Pferdes. — Erlebnisse eines Blutegels. —

Bitte der Nachtigall um schöne Frühlings- und Sommer-Nächte. Sie singt; der Esel kritisirt; Pfau, Paradiesvogel und Schmetterling spotten über ihre einfache Tracht. Die alte Nachtigall unterrichtet eine junge nach Klopstocks Lehrstunde und Vossens Wohllaut. — Ansichten eines Fisches über Hydropathie. — Nacht-Phantasie eines Johanniswürmchens. — Kriechereien, Winkelzüge und Schleichwege eines Wurmes. —

Wahnsinnige Thiere: Ein freudetrunkener Fuchs; ein begeisterter Wolf; ein wahnsinniger Tiger; eine zärtliche Gans. — Die Nachtigall als Dichterin schreibt Elegien, z. B. auf den Tod eines vom Wolfe zerrissenen Schafes, eines von der Katze gefressenen Vogels. — Die Hyäne hält eine Rede gegen die Todesstrafe. —

Die Thiere geben dem Aesop, Lafontaine, Gellert und anderen Fabeldichtern zu Ehren ein großes Fest-Essen, und errichten ihnen Monumente, wobei illustrirte Pracht-Ausgaben ihrer Werke erscheinen. —

Lunetta hält sich, nach der Rückreise Ahasvers mit seinem Weibe in die Heimat, für die wirkliche ewige Jüdin, wird, nach manchen Abenteuern, wahnsinnig, und in eine Irrenanstalt gebracht. — Schauerliche Scenen im Irrenhause. — Sie wird von ihrem Wahnsinne geheilt. — Nach ihrer Wiederherstellung liest sie in der Zeitung die Einladung eines Hamburger Schiffs-Eigenthümers „zur Theilnahme an einer Reise um die Welt," und schließt sich der Reise-Gesellschaft an. — Ihre Reise mit dem Hamburger um die Welt. — Der ärgste Spitzbube. — Reise-Abenteuer. — Sie hat viele unglückliche Liebschaften. —

Volcanelli trennt sich von Orang-Outang, und tritt, reich beschenkt, die Rückreise in sein Vaterland an. — Orang-Outangs Reise-Abenteuer (unter der Maske eines Marokkaners) in Amerika. — Er trifft mit Lunetta in einer wunderbaren Gesellschaft zusammen. — Spielt mit ihr Whist. — Er wird durch sie ganz bezaubert und ladet sie ein, mit ihm zu reisen. — Seine Reise mit dem überspannten, excentrischen, geistreichen Faust im Häubchen in's Geisterreich und in's Land der Grotesken, Burlesken und Humoresken, Völkerschaften von gemeinschaftlicher Abstammung. —

Naturforscher-Verein und Fest-Essen. — Orang-Outang wird demaskirt, an einen Naturforscher verkauft und nach Europa gebracht. — Der Naturforscher überläßt ihn an einen Menagerie-Inhaber. — Muß sich für Geld sehen

lassen und produciren: Schildwache stehen, auf dem Seile tanzen ꝛc.; nebenbei wird er im Hauswesen zum Holz= und Wasser=Tragen, Gläser Ausspülen, Bratspieß Umdrehen ꝛc. gebraucht. — Wird auch auf dem Theater für das Rollenfach der Stummen verwendet. — Ueber Nachahmen und Nachäffen. — Orang = Outangs Ende.

Schluß.

Alle treffen auf dem freiherrlichen Gute zusammen, geläutert, beruhigt, veredelt und vernünftig. — Vereinigung. — (1. Der gährende Mensch muß erst den Läuterungs=Proceß durchmachen, sich subliminiren und amalgamiren, um glücklich zu werden und zu machen. 2. Der Mensch ist für gesellige Verhältnisse bestimmt; um sich aber darin wohl zu fühlen und sich behaglich zu bewegen, müssen in diesem Lebenskreise als Hauptpersonen solche Menschen sich zusammenfinden, die zu einander passen, einander achten und lieben, Opfer bringen und erhalten, und so einen erfreulichen Lebensverein bilden. Man kann dies die himmlische Constellation des irdischen Daseins nennen.)

Der Cid.

Unvollendet nachgelassene Erzählung

nach

Herders Bearbeitung

in

Romanzen.

Erste Abtheilung:

Ehre und Liebe.

Als im eilften Jahrhunderte nach Christi Geburt viele maurische Fürsten, eingedrungene Fremdlinge aus Afrika, sich mit den christlichen, eingebornen und rechtmäßigen Gebiethern in die schöne Hispania theilten, war Kastilien das Reich des Königs Fernando, dem seine Zeitgenossen den Beinamen des Großen zulegten. Er hielt sein Hoflager in Burgos, der damaligen Hauptstadt Kastiliens. Unter den edlen Geschlechtern, die ihn hier umgaben, glänzten vor allen die Inigos, die Abarcos, die Lainez und die Gormaz, deren männlichen Sprossen es nie an Gelegenheit fehlte, sich in den beinahe ununterbrochenen Fehden mit den heidnischen Mauren nicht nur Verdienste um die Person des Königs, sondern auch Ruhm und Reichthum, dadurch aber auch Macht und Ansehen zu erwerben.

Jubel füllte jetzt die Königsburg und die Paläste der Großen; nur im Hause des alten Don Diego des Lainez herrschte tiefes Schweigen in allen Gemächern und finstere Schwermuth verdüsterte jedes Angesicht.

In dem großen grasbewachsenen Hofraume des Hauses standen, von der Morgenröthe beleuchtet, drei edle Jünglinge, die Söhne des greisen Don Diego Lainez, Grafen von Bivar. Manuel und Luis, die beiden ältern, hielten einander zärtlich umschlungen, und sie erschöpften sich wehmüthig in weichen Klagen über des Vaters düstre Schwermuth, deren Grund sie, ungeachtet alles Forschens und Nachsinnens,

nicht aufzufinden vermochten. Ruy Diaz, der jüngste der Brüder, an Schönheit und Leibeskraft jene Beiden weit übertreffend, stand in einiger Entfernung von ihnen, tiefsinnig abgewendet und die blitzenden Augen starr auf den Boden geheftet. Vergebens traten die gesprächigen, Mittheilung liebenden Brüder zu dem Schweigsamen, sorglich bemüht, ihn zu freundlicher Theilnahme an ihrer Berathung zu bewegen. Er erwiederte weder ihre zierlichen Worte, noch ihre Liebkosungen. Sie wendeten sich mißmuthig von ihm.

Manuel. Wie freundlich das Morgenroth leuchtet!

Luis. Und doch kein freundliches Gesicht im Hause.

Manuel. Wie lustig die Vögel singen und springen!

Luis. Desto schmerzlicher drückt mich das tiefe Schweigen aller Hausgenossen.

Manuel. Sieh nur, wie die frischen Morgenlüfte mit den Grashalmen kosen und scherzen!

Luis. Und dennoch waltet hier die tiefste Trauer. Sie liegt wie eine schwarze Gewitterwolke über diesem Hause, und Niemand weiß, welche Schrecknisse aus ihr herabstürzen werden. Mir bangt vor der nächsten Stunde. Sieh nur, wie tiefsinnig Ruy Diaz dort steht, abgewendet von uns, und die blitzenden Augen starr auf den Boden geheftet! Es schmerzt mich in die Seele, daß dem Verschlossenen, ewig in sich Gekehrten, auf keine Weise beizukommen ist. Er verschmähte brüderliche Annäherung.

Manuel. Er liebt den schweigsamen Ernst, und brü-

tet, so scheint es mir, über etwas Großem, er, der immer so viel von Heldenthaten und großen Ereignissen spricht, und phantasirt. Der alte Pedro sagte mir gestern, wir seien dem kräftigen Ruy Diaz zu kindisch, zu weich. Wir wollen's aber doch versuchen, ihn freundlich anzusprechen. — Lieber Ruy Diaz! Gönn' uns doch einige Minuten deine Gesellschaft! Wir sind traurig.

Luis. Gib uns Trost aus deiner starken Seele! Willst du denn nicht ein freundliches Wort mit uns sprechen, wenn wir dich bitten?

Manuel. Liebst du uns denn nicht? Wir möchten uns mit dir gerne über das sonderbare Wesen in unserm Familienkreise berathen. Was hälst du davon? —

Luis. Wie? du lachst? Soll das als Antwort gelten? Du bist doch recht stolz und hart, beinahe boshaft.

Manuel. Laß den gefühllosen Starrkopf! Stoßt er uns zurück, so wollen wir um so mehr an einander fest halten.

Die Brüder gingen mißmuthig in's Haus. Ruy Diaz rief ihnen nach: „Arme Schwächlinge! Ein drohendes Unheil fordert kräftige Arme, nicht weiche Herzen. Hilfe schaffen kann nur der Muth, nicht der Jammer." —

Zu dem Starrkopf trat aber bald nachher ein mürrischer Graukopf. Pedro, der alte treue Diener des Hauses, mit dem braunen Gesichte voll Runzeln und Narben, und sag-

te barsch und trocken: „Nun! warum so trübsinnig? Der Jugend gebührt frisches Blut und froher Muth.“ —

Da ging dem Jüngling das Herz auf, und er sagte mit steigender Lebhaftigkeit: „Du alter Pedro mit deinem trotzigen, ehrlichen Gesichte voll Runzeln und Narben! Soll ich nicht trübsinnig sein, wenn des Vaters düsteres Bild mir wie ein Nachtgewölk vor der Seele steht? Vom tiefsten Grame darnieder gedrückt, sitzt er freundlos und freudlos, abgeschieden von aller Welt, im dunkelsten Gemache des Hauses, ohne Schlaf und ohne Nahrung. Rings um ihn, den Greis, herrscht Grabesstille, wo er sich doch vielmehr am Rande seines edlen Lebens freuen sollte, wie die untergehende Sonne sich selbst einen Himmel voll Glorie bereitet. Er aber verschließt sein Gemach den Freunden, sein Herz dem Troste, und ist, selbst für seine Kinder, ein Lebendig-Todter. Und i ch muß es sehen, wie der Gram ihn versteinert, und darf nicht einmal mit lebenswarmer Hand, die Eisrinde lösen von seinem, im Schmerz erstarrten Herzen, soll nicht einmal erfahren, welcher böse Zufall, welcher böse Mensch, welcher böse Geist den an Lebenskraft so überreichen Mann zur schweratHmenden Leiche entseelt! Und soll denn i ch, soll denn kein Mensch, kein Engel ihm zu helfen vermögen? — O daß er nur einmal wieder spräche, seien es nun Klagen oder Verwünschungen! Aber dieses stumme Hinbrüten und Erstarren, es ist das Entsetzlichste, was ich mir am Menschen zu denken vermag.“ —

Indem der Jüngling sich also dem Ausbruche seines lange zurückgehaltenen Schmerzes überließ, umschlang er

mit dem linken Arme Pedro's gebeugten Nacken heftig, während die Hand des ausgestreckten rechten Armes sich krampfhaft ballte. Pedro schaute ihm mit freundlichem Ernst und wohlgefällig in die Augen, dann sagte er:

„Ich kann Euch zu Allem, was Ihr da gesprochen habt, nicht unrecht geben möchte sogar noch Manches mit Euch darüber plaudern, denn so wahr Gott lebt! — Ihr redet nicht in's Blaue, und mit Gottes Hilfe kann aus Euch noch ein tüchtiger Mann werden, vielleicht gar ein Held. Glaubt aber deshalb nicht, daß Ihr schon einer seid, oder durchaus einer werden müßt! Nun aber hat's mit unsern Betrachtungen ein Ende, denn ich bin eigentlich nur deshalb hergekommen, um Euch den Befehl des Vaters zu bringen, daß Ihr so wie Eure beiden Brüder, binnen einer Viertelstunde vor ihm erscheinen sollt." —

Ruy Diaz rief freudig: „Gott sei Dank! Das kommt erwünscht!" — Pedro lachte laut auf. Ruy Diaz stellte ihn zur Rede, und fragte zürnend, was er hier zu lachen finde. Pedro antwortete ihm darauf mit gutmüthigem Lächeln: „Als ich Euern Brüdern den Befehl des Vaters meldete, wurden sie leichenblaß und zitterten am ganzen Leibe; Ihr aber werdet hochroth und jubelt vor Freude. So recht! Nun kommt!" —

Beide schritten eilig über das hohe Gras des großen Hofes dahin; stiegen die hohen Stufen der breiten Marmortreppe hinan und traten schweigend in ein gewölbtes hohes Gemach.

Vor einem großen Tische saß Don Diego. Blitzend traf sein Blick die Eintretenden. Tiefe Stille herrschte im Saale. Der Greis winkte den Jünglingen, ihm näher zu treten. Als sie dicht vor ihm standen, nahm er einen, auf dem Tische liegenden Strick, faßte die Arme Manuels, des ältesten der Söhne, und band sie dem Staunenden auf dem Rücken zusammen. Eben dasselbe geschah dem jüngeren Luis, dann auch dem jüngsten, Ruy Diaz.

Zitternd standen die beiden Aelteren. Thränen glitten über die erbleichten Wangen, und aus ihren Augen sprach die Bitte um Mitleid und Schonung. Ruy Diaz blickte, das Gesicht von Glut überströmt, zu Boden. Der Greis schaute mit schweigenden Unmuth auf die Gebundenen, seine Brust hob sich immer gewaltiger, seine Glieder zuckten immer heftiger. Jetzt murmelt Ruy Diaz: „Was soll das? Nicht länger duld' ich solche Schmach — selbst vom Vater nicht!“ — Er trat nun festen Schrittes dicht an den Vater und sprach ernst und feierlich: „Hab' ich dich, mein Vater, hab' ich mich selbst durch ein Verbrechen geschändet? — Nimmer! Rein stehen wir da, würdig, die Söhne des edlen Grafen von Bivar zu sein, zwar ohne Ruhm, doch nicht ohne Ehre. Warum nun diese Schmach? Mögen meine Brüder sich ihr fügen; ich dulde sie nicht. An jedem Andern hätte ich den bloßen Gedanken dazu mit diesem Dolche bestraft. Gerechtigkeit fordere ich von Jedem, von meinem Vater aber noch mehr als von irgend Einem. Erkläre mir denn, Verehrter, was dich zu dieser Behandlung deiner Söhne bewog? Gedenkest du eine solche Skla-

ven-Züchtigung weiter auszudehnen, so wolle nicht vergessen, wer Du bist und wer ich bin!"—

Vergebens ächzte Luis: „Ich vergehe; die Angst tödtet mich!" Vergebens flüsterte Manuel dem Sprecher zu: „Deine Kühnheit steigert seinen Grimm. Sieh, wie sein Auge flammt! Duld' und schweige!" — Ruy Diaz achtete der Bitte nicht, der Klagen nicht. Er stand, einer Antwort harrend, fest und muthig. Mit flammenden Augen hatte Don Diego der Rede des stolzen und muthigen Sohnes gehorcht. Als dieser nun schwieg, da erglänzte das düstere Antlitz des Greises wie von einem, aus seinem Innersten hervorquellenden Verklärungslichte, und Freudenthränen stürzten ihm über den grauen Bart, der von den eingefallenen Wangen herabfiel. Auf sprang er, riß hastig die Bande von Ruy's Armen, drückte ihn an das Herz, und rief: „Du bist mein Sohn! In Deinen Adern wallt des Vaters Blut; in Dir lebt sein Geist. Du bist mein Sohn, nur Du! Eigene Schmach nicht duldend, wirst Du allein die, dem greisen Vater zugefügte Schmach rächen. Dein Zorn gibt mir die Ruhe wieder, Dein Unmuth heilt meinen Schmerz. Deine Brust ist nun das Heiligthum der Ehre meines Hauses, Dein Arm der Blitzstrahl, der an dem Beleidiger Deines Vaters Rache nehmen wird. Erhebe Dich gegen den Feind unsers Hauses!"

„Wer?' — rief der Jüngling, zugleich ergrimmt und freudig stolz: „Wer durfte es wagen, Dich, mein Vater, zu beleidigen? zu entehren unser Haus? O nenne ihn mir! Zögere, ich beschwöre Dich, keinen Augenblick!" —

Stürmisch drückten Vater und Sohn einander an's Herz, während die gerührten Brüder vergessene Zuschauer blieben, bis Don Diego, sie endlich bemerkend, mit einem verächtlichen Lächeln ihre Bande lös'te, ihnen durch einen Wink sich zu entfernen befahl, und mit Ruy Diaz allein im Saale blieb.

Der Greis schwieg einige Minuten, um den Athem der stürmenden Brust zu sammeln; dann begann er:

„Du, mein Ebenbild an Geist und Herz! nur Du, mein wackerer Ruy Diaz, nur Du darfst wissen, was außer mir selbst bis jetzt nur Einer auf Erden weiß, und was sonst aller Welt ein Geheimniß ist und bleiben muß; aber mit diesem Einen, der es wagte, mich zu beschimpfen, gehe auch der Schimpf in sein nahes Grab! O, daß ich schwacher Greis es nicht selbst vermag die Schmach mit seinem Blute von seiner Stirne abzuwaschen! Schwach ist mein Arm, aber stark wird mein Schwert in Deiner Hand sein, Du mein zweites Ich!" —

„Laß mich nun die Sache selbst mit wenig Worten erzählen, damit ich nicht, gereizt durch umständliche Schilderung des Entsetzlichen, gleich dem von glühenden Kohlen umgebenen Skorpion, den Stachel mir selbst in's Herz stoße, um nur der Qual fernerer Schmach zu entgehen." —

Jetzt schien der Greis sich in einen Würgengel zu verwandeln. Seine Brust hob sich, wie Wogen im Sturme, seine Faust ballte, sein dünnes Silberhaar sträubte sich, sein

Antlitz brannte; Blitze schoßen aus den Augen, und mit steigender Heftigkeit keuchte er die folgenden Worte hervor:

„Geendigt war die geheime Berathung im Gemache des Königs. Hoch pries Fernando der Große meine Kriegsthaten, meine Siege über die Mauren, meine Weisheit im Rathe, nannte mich seinen Vielgetreuen und eine der kräftigsten Stützen des kastilianischen Thrones. Alle anwesenden Räthe und Heerführer stimmten ein, und der von mir entworfene neue Plan zum Angriffe der Feinde unserer Hispania und unseres Glaubens, erhielt des Fürsten Genehmigung und den Beifall Aller, mit Ausnahme eines Einzigen, des eben so hochmüthigen als herzlosen Don Lozano, Grafen von Gormaz. Dieser, überreich und mächtig durch tausend eigennützige Parteigänger, Er, einer der Ersten im Rathe wie im Kampfe, Er, dessen Verdiensten ich stets die vollste Anerkennung bewies, Er, vom Ingrimm der Scheelsucht gestachelt, schauderte nur vor dem Gedanken, daß Einer mit ihm die Gunst des Königs, den Ruhm des Lorbeers theilen, seinen Glanz verdunkeln sollte.“

„Schon hatten alle Räthe und Heerführer den Palast verlassen; nur zu mir sprach der König noch einige Worte des Vertrauens und der Gnade. Als ich nun aus dem Gemache trete, schreitet Graf Gormaz wuthentflammt mir entgegen; er überschüttet mich mit Vorwürfen und Schmähungen. Die Ruhe, die ich ihm entgegensetze, facht seinen Zorn noch mehr an, und er schließt endlich mit den Worten: „Elender Heuchler, der das Vertrauen des Königs erschleicht, wie der Wurm am Baumstamme hinaufkriecht!

Nichtswürdig ist das Geschlecht der Lainez, nichtswürdig seid Ihr selbst, Diego Lainez! Die nächste Zukunft wird Euer Andenken vertilgen, so wie meine flache Hand Euern kraftlosen Leib entehrend zu Boden schleudert!"

Mit diesen Worten traf — Tod und Hölle! — traf meine Wange ein schallender Schlag seiner rechten Hand; ein Stoß der geballten Faust, auf meine Brust geführt, warf mich an einen Pfeiler des Saales. Ich stürzte besinnungslos zu Boden. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich von helfenden Dienern umgeben, welche der Frevler selbst herbeigerufen hatte, um mir, wie er ihnen sagte, bei plötzlicher Ohnmacht der Altersschwäche Beistand zu leisten. Mir aber hatte er im Weggehen noch mit bittern Hohn in's Ohr gezischt: „Was hier vor und umgefallen, bleibt unter uns. Niemand erfahre Euere Schmach! Ich war der Thäter; Ihr seid der Zeuge. Das genügt!"

Ich stand am Rande der Vernichtung. Wie eine Flamme des Höllenfeuers fühlte ich den Schlag auf meiner Wange, wie eine Felslast den Stoß auf meiner Brust, und wie Schlangengezisch sausten jene Worte mir in der Seele fort und fort. Ja wohl darf Niemand erfahren meine Schmach aber der Himmel weiß sie, und wird nicht zürnen, wenn ich meine und meines Hauses beleidigte Ehre zu rächen lechze, denn ohne sie gerächt zu wissen, kann ich nicht sterben, oder ich müßte als Bewohner des Grabes, im Grauen der Mitternacht der Gruft meiner Ahnen entsteigend, ruhelos, ein Schrecken der Lebendigen, umher wandern, um Rache heulend!" —

Ruy Diaz, durchströmt von der Glut des Zornes und vom Schauder des Entsetzens, sank auf seine Knie und umschlang des Vaters Füße. Tiefe Stille herrschte im Gemache. Endlich erhob der Jüngling das schwarzlockige Haupt mit dem glühenden Angesichte; die rechte Hand zum Himmel empor haltend, sprach er mit dumpfer Stimme:

„Vater! o mein Vater! Ich schwöre, zu rächen Deine, meine und unseres Hauses Schmach, — zu rächen, eh' die nächste Sonne untergeht, — zu rächen, so wahr Gott im Himmel thront, so wahr der Mensch Gottes Ebenbild ist, und ich Dein Ebenbild sein will auf Erden, — zu rächen bis der letzte Tropfe meines Blutes in meiner Sterbestunde erstarrt oder der Frevler sein letztes Todesgeröchel vor mir ausathmet. Der Herr über Leben und Tod, der ewige Richter der Guten und Bösen, erstärke meinen Arm, auf daß ich getreulich erfülle meine Kindespflicht und Du zu Deinen Vätern in Frieden und in makelreinem Ehrenglanze hinübergehst!"

Wie neu belebt durch einen Zauberschlag, erhob der Greis sich vom Stuhle und ergriff das Schwert, welches über seinem Haupte an der Wand hing. Geschmückt mit mancher Scharte und mit manchem dunkelblutigen Rostfleck, schien der edle Stahl ein stummer Zeuge, der erschütternden Szene zu sein und zu trauern, daß es nicht rächen sollte, die, seinem Herrn widerfahrene Schmach. Don Diego ließ seine Augen freudigstolz auf dem alten Kriegsgefährten haften, weidete sich an den Blitzen, welche der gewendete Stahl nach allen Seiten sprühte und sprach endlich zu der oft und rühmlich geführten Waffe:

„Herab, mein edles Schwert! herab aus deiner langen Ruhe! Gerechte Rache fordert dich. Gemäht hast du, das Werkzeug meiner Hand, Feindesschaaren, beschirmt deines Herrn und Freundes Leben, hast Sieg und Ruhm erkämpft mir und meinem Könige. Kröne nun dein Werk! Vertheidige die befleckte Ehre dessen, der dich mit Ehren trug, und siegreich schwang! Erlahmt ist des Greises Arm; ein jugendlicher wird dich künftig führen. Fehlt ihm auch Manneskraft, so wisse doch, daß er deiner werth ist durch Muth und hohes Ehrgefühl! Verlassest du ihn je im Kampfe, so soll dich dieser schwache Greisesarm wie Glas zersplittern; bleibst du aber, mein gutes Schwert, fortan das Siegeswerkzeug, um die Ehre meines Hauses zu rächen, dann sollst du prangen im Ahnensaal, bis der letzte meines Hauses den letzten Tropfen vom Blute des Frevlers vergoß, dann als Familienkleinod bei uns ruhen in der Gruft der Helden!"

Mit diesen Worten hob Don Diego das Schwert zum Himmel, und eine Thräne fiel über seine bleiche Wange auf das Schwert; Ruy Diaz aber kniete nieder vor dem Greise, der mit dem Schwerte dreimal das Zeichen des Kreuzes auf den Nacken des Jünglings schlug, ihn dann aufstehen hieß, und den schlanken Leib des kräftigen Sohnes mit der siegreichen Waffe umgürtete.

Heftig umarmten sich Beide, Beide keines Wortes mächtig. Fort flog Ruy Diaz, wie der Blitz aus einer Todeswolke fährt.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne waren von den Giebeln der Häuser verschwunden. Graue Dämmerung schlich durch die Straßen von Burgos. Auf einsamem Platze seitwärts vom königlichen Palaste traf Ruy Diaz den Grafen Gormaz. Sogleich erkennt des Jünglings zornfunkelnder Adlerblick den verhaßten, furchtbaren Gegner, den hochmüthigen Feind des Vaters, und redet ihn an: „Kennt Ihr mich, Don Lozano, Graf von Gormaz?" — Dieser erwiederte mit stolzem Hohne: „Noch ist's ja hell genug, um zu erkennen, daß Ihr unbärtig seid, mithin auch keck und unbesonnen." —

Der Jüngling schwieg einen Augenblick, gegen den Ausbruch seines Zornes kämpfend; dann sagte er mit edler Haltung: „Ihr sollt mich noch besser kennen lernen. Wisset denn: Ich bin Ruy Diaz, der jüngste von den drei Söhnen des edlen Don Diego des Lainez, Grafen von Bivar." —

Graf Gormaz schaute dem Jünglinge mit Verachtung in das glühende Gesicht. Ruy Diaz schien des Hochmuths Bösartigkeit nicht zu bemerken und fuhr fort: „Als Ihr jenen Frevel verübtet, welchen zu nennen meine Zunge sich sträubt, jenen Frevel, der zum Himmel schreit um Rache, — wußtet Ihr da, — ich frage Euch, wußtet Ihr da, daß nichts reiner ist hiernieden als die Ehre meines Vaters, als das Blut meines Geschlechtes? Wußtet Ihr da, daß ihn, den Herrlichen, den Hochverehrten, kein Mensch auf Erden ungestraft beschimpfen darf? Wußtet Ihr da, daß ich, der Ruy Diaz, lebe?" —

Graf Gormaz brach in ein gellendes, hämisches Gelächter aus, und sagte: „Wie, mein wackeres Söhnlein, — du lebst? Fürwahr! In diesem Augenblicke vernehme ich zum ersten Mal etwas von deinem Dasein. Doch weil du nun einmal lebst, so sage mir, du wackeres Kind: weißt du denn auch, was das Leben ist, das weder Jung noch Alt gern in die Schanze schlägt?" —

Ruy Diaz. Meines Lebens Eine Hälfte sei, ich schwöre es, dem Ehrenwerthen Ehre erzeigen, die andere, Frevelthaten an den Hochmüthigen rächen, und die Makel erlittener Schmach mit dem letzten Blutstropfen wegtilgen.

Graf Gormaz. Deines Vaters wohlverdiente Züchtigung blieb aller Welt verborgen, wenn der schwache Greis sie nicht selbst verrieth dem thörichten Söhnlein, welches wohl seiner jungen Einbildungskraft sich erfreuen mag, die Kraft seines jungen Verstandes und seines jungen Leibes aber zu hoch anschlägt. Geh heim, du edles Kind, und empfiehl dem weisen Vater mehr Klugheit für sein eigenes Wohl und Weh! Es dunkelt schon. Ein andermal vielleicht mehr von der Sache.

Ruy Diaz. Nicht von der Stelle!

Graf Gormaz. Züchtigung verdientest du. Für diesmal, Knäblein, gute Nacht!

Ruy Diaz. Und Dir die Todesnacht! Stellt Euch zum Kampf, Herr Graf! Fallt Ihr, so hat der Sohn des Vaters Schmach gerächt; fall' ich, so stelle ich die Rache Gott anheim.

Mit diesen Worten riß Ruy Diaz den väterlichen Ehrendegen aus der Scheide. Auch Graf Gormaz zog. Er vereinigte alle Gewandtheit des geübtesten Fechters mit dem höchsten Grade kaltblütig stolzer Ruhe, — und dennoch vergebens! Des entflammten Jünglings Arm schon blutend aus zwei Wunden, stieß, nach einem Kampfe von wenigen Minuten, das Schwert des Vaters in das Herz des Beleidigers der väterlichen Ehre. Graf Gormaz starb mit den Worten: „Von Knabenhand! Furchtbare Rache!"

Einsam, voll Sehnsucht, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, saß Don Diego des Lainez im hochgewölbten Ahnensaale. Vor ihm stand in der Mitte des weiten Raumes ein großer Tisch, und auf dem Tische eine Lampe, die ihr schwaches Licht durch die düstere Wölbung ausgoß.

Der Greis, in bangen Schmerz versunken, überhäufte sich jetzt mit Vorwurf und Selbstanklage, daß er den unerfahrenen Jüngling zum Rächer der Schmach gegen den geübten, übermächtigen Kämpfer entflammt habe. „Ist mir doch" — so scholl die Wehklage, — „als säß' ich hier in der Ahnengruft auf einem Sarge, ein abgeschiedener Geist, der keine Ruh' im Grabe findet, weil seine Schmach die Hinterlassenen entehrt. Er seufzt und stöhnt am kalten Marmorstein und sehnt sich nach dem nächsten Ankömmlinge, von dem er Ruhe und Erlösung hoffte. — Mein Ruy kämpft für mich, und ich — ich sitze hier, ein lahmer, ein ohnmächtiger Greis! Er schwingt für mich das Schwert, und mir

stoßt jeder Augenblick der Ungewißheit einen Dolch in's Herz. — Mein Ruy! o mein Ruy! Ich trieb dich unerfahrenen Jüngling in den Kampf. Mein Blut gerinnt zu Eis; die lebensmüden Glieder beben, und ein dunkler Geist der Ahnung flüstert mir in's Ohr: „Er ist todt! mein Stolz, mein Ruy todt!" — Ich selbst trieb ihn zum Tode, und muß nun zur Strafe ungerächt, entehrt, verzweifelnd, in die Gruft ihm folgen. Mein Herr und Gott! erbarme dich!" —

Indem der Greis mit diesen düstern Gedanken kämpfte, ward ein Thürflügel rasch geöffnet. Eintrat Ruy Diaz, den Degen unter dem linken Arme tragend, die Hände gekreuzt auf der, von schweren Athem hochgehobenen Brust.

„Du lebst?" rief Don Diego, „Dank sei dem Himmel!"

Er wollte rasch aufstehen, sank aber wieder in den Stuhl zurück, ohne daß er es wagte, die Frage auszusprechen, die im Herzen brannte und auf der Zunge schwebte. Endlich nahm der Jüngling das Wort: „Edler Vater! Unsere Ehre ist gerettet, der Beleidiger todt." —

Er legte das Schwert zu den Füßen des Greises, der nun jubelnd ausrief: „Mein Sohn! Du hast begonnen, wie nur Wenige enden. Nicht mehr bin ich nun der Letzte meines Stammes, dessen Erster Du von diesem Augenblicke an bist, da mit Dir unsers Geschlechtes Wiedergeburt beginnt. Ich kann nun ruhig sterben; Dich aber wird der Himmel,

meine Bitte erhörend, segnen. Erst in die Schloßkapelle, mein Dankgebeth zu verrichten, dann erzähle, wie er fiel!" —

An einem schönen Sommertage wogte das Volk durch die Straßen von Burgos. Ein Blumenflor reizender Frauen und Mädchen füllte die Balkons und die Fenster aller Paläste und Häuser. Endlich riefen mehrere Stimmen: „Horch! Seht! Sie kommen."

Plötzlich war das Getümmel ohne Bewegung und ohne Laut. Hufschlag und Waffengerassel scholl durch die tiefe Stille. Ein Zug von dreihundert edlen Männern bewegte sich feierlich einher; an ihrer Spitze ritt der greise Graf von Bivar, von der Freude verjüngt, ihm zur Seite Ruy Diaz, der achtzehnjährige Jüngling, begabt mit Mannessinn und Manneskraft, er allein im Waffenschmuck und voller Rüstung, während alle Uebrigen in Gold und Seide prangten.

Die Augen, der auf den Straßen sich drängenden Volksmenge, so wie all der schönen Gebilde, die auf den Balkons und an den Fenstern prangten, hafteten nur allein auf der kräftigen Gestalt des bewunderten Ruy Diaz mit dem blühenden Gesichte voll anmuthigen Trotzes und mit Augen, aus welchen die Flammen der Kühnheit strahlten. Einer aus der Menge rief mit lauter Stimme: „Seht doch den Knaben, der den Helden Don Gormaz tödtete!" — Ein Anderer: „Blitzjunge! Dir mag der Teufel sich stel-

len, wenn's ihm beliebt!" — Lautes Gelächter folgte dem lustigen Einfall.

Kaum war der Reiterzug vor der Königsburg angelangt, als eine andere Erscheinung die Blicke der neugierigen Zuschauer auf sich zog. Eine Schaar von Frauen in Trauergewändern, Haupt und Antlitz in dichte, schwarze Schleier gehüllt, ritt auf Maulthieren langsam einher. Tiefe Stille herrschte, nur hie und da durch ein leises Ächzen unterbrochen.

Nun stellten sich die beiden Züge einander gegenüber an der Hauptpforte des Palastes. Das Thor öffnete sich; heraus trat ein Höfling, welcher die Harrenden, dem Ceremoniel gemäß, um Namen und Stand befragte. Mit stolzem Tone erscholl von der einen Seite die Antwort: „Ich bin Don Diego des Lainez, Graf von Bivar; mir zur Seite seht Ihr meinen Sohn, den wackern Ruy Diaz."

Dagegen seufzte von der andern Seite die Stimme des tiefsten Schmerzes: „Ximena, die Tochter des ermordeten Don Lozano, Grafen von Gormaz steht hier, um Rache flehend an dem Mörder ihres Vaters." —

Der Höfling entfernte sich mit freundlicher Verbeugung gegen beide Seiten, und ging in den Palast. Nach wenigen Minuten zurückkehrend, brachte er den Harrenden, die indessen abgestiegen waren, die Erlaubniß, vor dem Könige zu erscheinen. Beide Züge begaben sich in den Palast, dessen Pforte dann geschlossen wurde.

Auf einem erhabenem Stuhle, von Gold und Purpur schimmernd, saß Fernando der Große, umgeben von den Edlen seines Reiches. Ihm zur Rechten stand in einiger Entfernung Donna Ximena mit ihren Frauen, ihr gegenüber zur Linken Don Diego des Lainez mit Ruy Diaz und sechs Rittern seines Gefolges.

Auf einen Wink des Königs trat Donna Ximena gegen die Mitte des Thrones. Sie ließ sich an der untersten Stufe auf die Knie nieder, und schlug den Schleier zurück.

Welcher Anblick! Ihre Wangen glühten von Schmerz und gerechtem Zorne. Aus dem Feuer der Augen quollen Thränen wie Lichtperlen hervor und gewannen im Herabgleiten über die Purpurrosen der Wangen einen neuen Reiz, wie ein Quell, der sich durch eine Blumenwiese schlängelt, noch lieblicher blinkt. So sehr auch die Aufgeregtheit des Innern das Muskelspiel des holden Gesichtes jetzt in Bewegung setzte, und den Mienen einen ungünstigen Zug beimischte, so ließ dennoch das mild vorleuchtende Wesen der angebornen Schönheit sich nicht verdunkeln. Die Wirkung, welche Ximena beim Zurückschlagen des Schleiers auf alle Anwesenden im hohen, auf Ruy Diaz im höchsten Grade hervorbrachte, ließe sich nur jener Empfindung vergleichen, welche einen Gefangenen ergreifen würde, den man aus dem Dunkel einer unterirdischen Kluft plötzlich in den Zauber eines Himmels voll Morgenroth über einer blühenden Frühlingswiese emporhöbe.

Die Stille allgemeiner Bewunderung herrschte im Saale. So mächtig wirkte Ximena's Schönheit. Die Toch-

ter des Ermordeten entflammte im ersten Augenblicke das Herz des ihr verhaßten Mörders zur heißesten Liebe.

Ximena erhob jetzt die Augen vom Estrich zum Himmel, dann schüchtern und voll Wehmuth zum Könige, und begann mit leiser, bebender Stimme:

„Kastiliens erhabener König! Auf gold'nem Throne prangend, vernimmst Du Deiner Unterthanen Stimme, um zu entscheiden über Recht und Unrecht, um Lohn und Strafe zu bestimmen nach dem Ermessen Deiner Weisheit und Gerechtigkeit. Ximena, vor wenig Tagen noch des edlen, hochgeehrten Don Lozano, Grafen von Gormaz glückliche Tochter, seine Wonne und sein Stolz, — jetzt eine arme, verlassene Waise, — Ximena, die Hilflose, sie naht, Hilfe suchend, Deinem Throne, naht, kniet, fleht um Schutz und Recht. Mein König und Herr! Du, den die tausendstimmige Bewunderung den Großen nennt, — o wolle doch nicht mir allein versagen, was dem geringsten Deiner Unterthanen Du gewährest: Schutz und Recht!"

„Getödtet ist mein Vater, getödtet Er, ein Nachkomme jener unsterblichen Helden, deren Siegesfahnen einst dem großen Pelayo, Hispaniens erstem Christenkönige folgten; getödtet Er, der unermüdliche Vertheidiger des Christenglaubens, der Schrecken der kühnen Mauren, der erste Edelstein in Deiner Krone. Er fiel im Mittagsglanze seines Ruhmes durch die Hand eines ruhmlosen Jünglings, der es wagt, sich mit keckem Trotze mir gegenüber zu stellen, spottend Deiner Königsmacht und aller Reichsgesetze; er fiel durch die Hand des Don Rodrigo, Grafen von Bivar!

Wolle! mein König, mir nicht Schutz und Recht versagen! Was mir der Fürst verweigert, — rächen müßte es der Himmel! Verlassene von aller Welt steh'n Gott am nächsten, und die Vaterlosen sind seine Kinder."

Ximena schwieg. Fernando wandte das königliche Haupt gegen Ruy Diaz mit den Worten: „Don Rodrigo des Lainez, Graf von Bivar! Vermögt Ihr die That in Abrede zu stellen, oder sie zu vertheidigen?"

Der Befragte beugte sein Knie und sprach: „Mein königlicher Herr! Die That leugnen will ich nicht; sie rechtfertigen kann und werde ich. — Die Ehre ist des Lebens Seele und der Seele Kleinod. Schmach dem Ehrenwerthen zugefügt, fordert Blutrache; Schmach dem ehrenwerthen Vater zugefügt, gebiethet dem Sohne den Tod des Beleidigers. Ich habe gethan, was die Gesetze der kindlichen Ehre mir geboten; ich habe meine Pflicht erfüllt, gerächt die Schmach des Vaters, dessen Sohn zu sein mein Stolz ist, dessen Sohn zu heißen ich sonst nicht würdig wäre. Wer mich deshalb verdammen will, verdammt auch die Gesetze der Natur und der Ehre. Und so mag denn mein König und mein Gott es hören: Getödtet hab' ich im Zweikampfe ihn, der meines Vaters Ehre mit Schmach bedecken, seinen guten Namen brandmarken wollte." —

Ximena, durch die trotzige Rede des Jünglings auf's Neue erzürnt und erbittert, fiel ihm in's Wort:

„Und warum, Du böser Geist der Gerechtigkeit, Du Götzendiener der Ehre, der aus Kindesliebe den Vater der Wai-

sen mordet, — warum hast Du nicht auch der Tochter das Leben geraubt, da Du den Urheber und Beschützer ihres Lebens getödtet hast? O, seht doch den edlen Sohn! Kindliche Liebe trieb ihn, dem Kinde seinen Vater zu rauben; das Ehrgefühl entflammte ihn zum Verbrechen, die Zärtlichkeit zum Morde, der Ahnenstolz zur Vertilgung eines edlen Geschlechtes, an Ruhm und Herrlichkeit sein eigenes weit überragend! Die Frevelthat ist gelungen; aber zittern sollst Du vor ihren Folgen! Erblicke in mir, Du Rächer des beleidigten Vaters, eine nicht minder muthige Rächerin des getödteten Vaters! Und wenn kein Mensch, kein König, kein Gott mich hören will, so erblicke Du in mir, der von Allen Verlassenen eine Heldin, die sich selbst nicht verlassen wird! Erblicke in mir Deine Feindin, die nie aufhören wird, die Rache des Himmels und der Erde gegen Dich aufzurufen!" —

Von Schmerz und Erschöpfung überwältigt, sank Ximena erbleichend in die Arme der zunächst stehenden Frauen. Der König ließ der Unglücklichen einen Stuhl reichen. Als sie sich erholt hatte, wendete sich Fernando zu ihr mit einem Lächeln, in welchem sich zu dem Ausdrucke der innigsten Theilnahme ein beinahe schalkhafter Zug gesellte, und er sprach:

„Edle Tochter des ruhmstrahlenden Don Lozano, Grafen von Gormaz! Holde Donna Ximena! Gerechtigkeit und Schönheit sprechen für Euch; die Gerechtigkeit vermeide aber selbst den Schein einer Uebereilung, und die Schön-

heit, diese Gabe des Himmels, verbanne ferne von sich den Geist der Grausamkeit, der nur auf Rache sinnt! Der Verlust, welchen Ihr, die Tochter, erlitten habt, trifft mich, den König, nicht minder schwer. Recht soll Euch werden, dessen seid gewiß! Wenn es aber gelingt, das Böse in ein Gutes zu verwandeln, dann wäre der Sieg des Rechtes dreifach schön. Was Euch in meinen Worten jetzt vielleicht noch dunkel scheint, soll Euch, ich hoff' es, zur rechten Zeit sonnenklar werden. Ich selbst will von nun an, Vaterstelle an Euch vertreten; Ihr aber, Donna Ximena, versprecht mir, nichts ohne mein Wissen und ohne meine Beistimmung zu unternehmen! Vor Allem beruhige sich Euer heftig bewegtes Gemüth! Seelenfriede und Besonnenheit mögen in Euch wieder aufleuchten wie die Morgensonne nach einer Gewitternacht! Nach dreißig Tagen steht es Euch frei, die Klage gegen Don Rodrigo, Grafen von Bivar zu erneuern. Besteht Ihr auch dann noch, wie in diesem Augenblicke auf seinem Tode, so werde Euch — willfahrt. Ja, nehmt mein königliches Wort: Sein Haupt falle, sein Blut fließe, wenn Ihr es verlangt!" —

Ximena verbeugte sich und verließ mit ihren Frauen den Saal. Der König flüsterte einem, hinter seinem Stuhle stehenden Kämmerer in's Ohr: „Sie erblaßte; sie zitterte. Wird sie die Klage wiederholen?" —

Während Ruy Diaz sich vom Thronstuhl entfernte, und die widersprechendsten Leidenschaften, Zorn und Liebe, in seinem Innern kämpften, trat der alte Graf von Bivar zum Könige und sprach: „Mein Fürst! hab' ich das um

Euch verdient? Der edle Jüngling, er, der Rächer meiner Schmach, bald eine Zierde, eine Stütze dieses Reiches, er soll —

Fernando. Handeln wie ein Held.

Graf Vivar. Ein racheglühendes Weib — —

Fernando (lächelnd). Glüht nicht immer nur von Rache. Lebt wohl!

Ruy Diaz war indeß, abgesondert von allen Anwesenden, düster und in sich gekehrt, gestanden, und sprach leise vor sich hin: „Im Herzen fühl' ich eine Wunde, nicht schmerzlicher kann eine Todeswunde sein! O daß ich hassen könnte, wie ich liebe! O, daß sie lieben könnte, wie sie haßt!“ —

Da er nun bemerkte, daß die Augen des Greises auf ihn weilten, sprach er laut und fest: „Vater! Wer Schmach zu rächen weiß, vermag auch Schmerz zu tragen. Der König will's — mit Recht oder Unrecht, — heilig ist sein Spruch. Deiner würdig, Vater, will ich leben oder sterben; in allem Andern walte Gott!“

Da nun einige Ritter sich laut gegen das Urtheil des Königs erklärten, rief der Jüngling, in Zorn auflodernd, ihnen zu: „Wer es wagt, den Spruch des Fürsten ungerecht zu nennen, ihn ford're ich hiermit zum Kampfe.“

In diesem Augenblicke wurde ein Eilbote in den Saal geführt. Er drängte sich hastig durch die Menge, beugte vor dem Throne ehrfurchtsvoll die Knie, und

sagte schwer athmend: „Verzeih, des Königs Majestät, die kühne Hast! Die Noth gebeut; mit jeder Stunde steigt die Gefahr. Fünf maurische Fürsten sind mit ihren Schaaren in Kastilien eingedrungen. Mord und Tod ziehen vor ihnen einher, verheerend mit Feuer und Schwert. Unaufhaltsam dringen die Ungläubigen vorwärts über Montes, d'Oca, Besorado, San Domingo und Naxara. Frech und übermüthigen Ueberfalls in Mitte des friedlichen Zustandes, trieben sie Herden und, diesen gleich, Schaaren von Weibern und Kindern vor sich einher. Da die wenigen Streitbaren, die einen Widerstand gewagt hatten, auf den Feldern getödtet umher lagen, und Niemand mehr da war, der den Wüthenden sich entgegen stellen konnte, kehrten die Räuber mit ihrer Beute siegreich zurück.

So klagte der Bote. Eh' der König, den rechten Arm vorstreckend, das erste Wort auszusprechen vermochte, lag Ruy Diaz schon zu seinen Füßen und rief: „Mir, o mein Herr und König, mir gestatte Deine Huld und Gnade, dem Feinde entgegen zu ziehen! Dir den Sieg oder mein Leben zu Füßen zu legen, ist der heißeste, der höchste Wunsch meiner Seele. Gelingt es mir, die Ungläubigen zu vernichten, wo nicht, sie doch gewiß aus dem kastilischen Reiche zu vertreiben, so wird mir vielleicht das Glück zu Theil, Deinen Zorn, mein königlicher Herr zu mildern; muß ich aber sterbend mit meinem Blute das Schlachtfeld düngen, so falle ich Glücklicher für meinen Fürsten, für mein Vaterland. Fernando, der Große, und Ximena, die Schöne, sie werden dem Sieger oder dem Gefallenen minder zürnen.

Ein Gnadenwort von Deinen königlichen Lippen, — und ich fliege mit den Vasallen und Manen meines Vaters, dessen Beifall ich in seinen Augen lese, wohlgerüstet mit Waffen und Rossen aus eigenen Mitteln, den übermüthigen Heiden entgegen."

Dem muthvollen Jünglinge erwiederte der König mit Wohlgefallen: „Soll diese edle Flamme hier in Todesnacht verlöschen? Nimmer! Sie lodere auf, der Feinde Schrecken und Verderben! Zieh' hin, Du junger Aar! Zieh' hin und leiste mir Ersatz für den Verlust eines Helden, der durch dein Schwert fiel! Ximena sei dein Losungswort in jeder Schlacht!"

Ruy Diaz küßte die dargereichte Hand des Königs, und eilte muthbeseelt im Gerassel seiner Waffen zum Saale hinaus.

In der Nacht, welche diesem wichtigen Tage folgte, hielt Ruy Diaz in der Kirche zu St. Jago die Ritterwacht. Sobald die ersten Strahlen der Sonne durch die bunten Fensterscheiben in das Dunkel der innern Wölbung fielen und den Hochaltar mit seinen umherstehenden Heiligenbildern verklärten, hallten die Glocken von allen Thürmen der Stadt Burgos. Die Hauptpforten der Kirche wurden geöffnet, und herein schritt eine Schaar von Lanzenträgern. Ihnen folgten stattliche Ritter, paarweise, zuletzt der König, zu seiner Rechten die Königin, zur Linken die Infantin Donna Uraka. Hinter dem Könige schritt der alte Graf

Don Diego von Bivar wie neuverjüngt einher; ihn umgaben die Infanten Don Sancho, Don Alonso und Don Garzia. Damen und Ritter schloßen den Zug.

Indem sich dieser gegen den Hochaltar bewegte, trat aus der Sakristei der Bischof mit seinen Diakonen im goldstrahlenden Ornate heraus. Die Tonwogen der Orgel flutheten, zuerst dumpf brausend, dann immer lauter anschwellend, durch die widerhallenden Kirchengewölbe. Alle Anwesenden sanken auf die Knie; Ruy Diaz stand, in voller Rüstung, in einiger Entfernung vom Hochaltare, an welchem der Bischof den Gottesdienst verrichtete.

Nachdem die heilige Feier geendet, und der Hymnus von der ganzen Versammlung gesungen war, trugen zwei Ritter die für den jungen Grafen von Bivar bestimmten Waffen zum Altare, wo der Bischof sie weihte. Zwei andere Ritter führten den edeln Jüngling zu den Altarstufen, auf deren untersten er sich in frommer Demuth auf die Knie niederließ. Ihm zu beiden Seiten standen in schräger Linie drei Ritter mit entblößten Schwertern und eben so viele Knappen mit farbigen Panieren. Hinter dem Knienden stand der greise Vater, hinter diesem zwei Edelknaben mit den Familien-Panieren, und zwischen ihnen ein Herold mit dem großen kastilischen Reichs-Panier.

Nun trat der König vor, gab dem Knienden den Ritterschlag und umgürtete ihn mit dem Schwerte. Die Infantin Donna Uraka reichte ihm die stählernen Kampfhandschuhe; der Infant Don Sancho schnallte ihm die goldenen Sporen an, und umarmte ihn, liebkosend wie ein Jugend-

freund. Glückwünsche, Lobpreisung und laut ausgesprochene Ahnungen von künftiger Heldengröße strömten dem wackern Ruy Diaz von allen Seiten entgegen. Nur ein Mund, war keines Wortes, keines Lautes mächtig, weil das liebebeklommene Herz sich zu mächtig ergriffen fühlte, das Herz der reizenden Königstochter, der Einzigen in Burgos, die es wagen konnte, der holden Ximena den Siegespreis der Schönheit streitig zu machen.

Auf dem großen Platze vor der Kirche standen drei Ritterschaaren: Vasallen, Ritter und Freunde des alten Grafen von Bivar, mit ihren Vasallen und Knappen, sechshundert an der Zahl. Zuruf und Trompetenschall empfing den, aus der Kirche tretenden jungen Ritter, die Königin selbst hielt mit zarter Hand die Zügel des Streitrosses Babieça. Ruy Diaz küßte den Saum des golddurchwirkten schwarzen Sammtkleides der erhabenen Fürstin, schwang sich auf das Streitroß und stellte sich, mit dem väterlichen Ehrendegen nach allen Seiten grüßend, an die Spitze seiner Kriegsleute.

In diesem Augenblicke sprengte ein stattlicher Ritter auf einem schlanken arabischen Hengste heran, stieg, als er den König erblickte, vom Pferde, und übergab einem ihm entgegen tretenden Hofjunker ein versiegeltes Schreiben. Fernando ließ den Ritter zu sich berufen, und befragte ihn,

vor Eröffnung des Pergaments, als wessen Bote und in welcher Angelegenheit er hier erscheine.

Der Fremde erwiederte nach einer ehrfurchtsvollen Knieverbeugung:

„Don Martin Gonsalez bin ich. Mich sendet Don Ramiro, König von Arragonien, an den geliebten Bruder, Don Fernando, König von Kastilien und Leon, seinen Gruß entbietend Ihm, dem Gott Heil und Glück und langes Leben verleihen wolle. Stets geneigt, dem geehrten Bruder in Allem, was recht und billig, zu willfahren, könne und dürfe er jedoch dem Besitze der Stadt Calahorra, worüber zwischen Ihm und Euch ein Streit obwaltet, so vielen Schmerz es Ihm auch verursacht, nur nach vorhergehender Waffenentscheidung entsagen, wenn das Glück des Kampfes Euch gegen Ihn begünstige. Und wolle denn König Fernando es genehmigen, daß dieser Streit durch einen Zweikampf entschieden, und die schöne Stadt Calahorra dem Sieger als Eigenthum auf ewige Zeit anheimfalle.“ —

Der König erbrach nun das Siegel der Pergamentrolle, las das brüderliche Sendschreiben, und sprach, nach kurzem Besinnen, mit der in allen Fällen ihm eigenen schnellen Fassung:

„Zwar hege ich gerechten Anspruch auf den Besitz der schönen Stadt Calahorra, — doch will ich, um einen glänzenden Beweis von Bruderliebe und Mäßigung zu geben, den vorgeschlagenen Zweikampf genehmigen. Es möge demnach die Stadt Calahorra dem Sieger in diesem Kampfe auf ewige Zeiten zu Theile werden. Amen!“

Nach einer kleinen Pause fuhr Don Fernando mit Ruhe und Würde fort:

„Das Schreiben meines Bruders thut mir kund, daß Ihr in seinem Namen den Kampf bestehen sollet. Seid Ihr dazu bereit?"

Don Gonsalez. Ich bin es, jeden Augenblick. Es möge Euch, mein königlicher Herr, gefallen, mir einen tapfern Gegner, ebenbürtig und meiner würdig, zu bestimmen.

König. Groß ist der Ruhm Eurer Tapferkeit, Ritter Don Gonsalez, und einen tüchtigen Kämpfer muß ich Euch allerdings entgegen stellen; ich bin aber an Helden so reich, daß nur die Auswahl mir schwer fällt. Um denn keinen meiner ältern, vielbewährten Ritter auch nur durch den Schein eines willkürlichen Vorzugs zu kränken, so ernenne ich zu meinem Kämpfer den jüngsten von Allen; und so sei denn Euer Gegner Don Ruy Diaz, Graf von Bivar, und dieser Kampf des edlen Jünglings erste rühmliche Waffenthat in einer Staatsangelegenheit. Er, der für die beleidigte Ehre seines greisen Vaters focht, wird nicht minder rühmlich für Thron und Vaterland kämpfen." —

Kaum hatte Ruy Diaz diese Worte vernommen, als er vom Pferde sprang, zum Könige hinflog, sich ihm zu Füßen warf, und rief:

„O mein König! welches Füllhorn der Gnade strömt Ihr über mich aus! Ihr seid die Sonne, die mir die goldene Pforte des schönsten Tages öffnet, an dem ich die Bahn der Ehre und des Ruhmes betreten soll; so wenig aber die Erde mit ihren Millionen Thautropfen und Blumen der

Himmelskönigin den gebührenden Dank zu entrichten vermag, ebenso wenig können alle meine Worte und Thaten hinreichen, Euch das auszudrücken, was ich fühle, wie viel ich leisten möchte, und wie wenig ich bin. Das Nichts will Alles sein."

Er sprang schnell wieder vom Boden auf, umarmte den Ritter Don Gonsalez feurig, schüttelte ihm treuherzig die Hand, und sagte: „Mit Euch zu kämpfen, — ich mag siegen oder fallen, — gereicht zu hoher Ehre mir!" — Sich dann abwendend, blickte er zum Himmel und sprach leise: Ximena! „Glänzendes Gestirn der Liebe! Dein Strahl erleuchte mein Herz, wo nicht — mein Grab! Gott sei mit Dir! Du sei mit mir!"

Don Gonsalez, erstaunt über den schönen Ungestüm des Jünglings und erfreut über dessen Treuherzigkeit, umarmte ihn gleichfalls mit den Worten: „Feinde auf wenig Augenblicke, dann Freunde in Ewigkeit!"

König Fernando blickte mit innigem Wohlgefallen auf die sich umarmenden Edeln, doch trübte ein Wölkchen der Wehmuth den Strahl der Freude, als er bedachte, daß diese Arme, die sich jetzt so freudig umschlangen, bald das Schwert des Todes schwingen sollten. Er fragte daher den Ritter Don Gonsalez mit inniger Rührung, wann er den Kampf bestehen wolle. Dieser erwiederte rasch: „Je eher, je lieber!"

„So mag es denn, sagte der König, sogleich geschehen, wenn auch der Graf von Bivar es wünscht, dem

ich vor Kurzem die Erlaubniß ertheilte, gegen die Mauren zu ziehen." —

Ruy erklärte, er sei das Echo seines ruhmvollen Gegners. „Nun denn in Gottes Namen," sagte der König! „Das diesseitige Ufer des silberhellen Arlançon bestimme ich zum Kampfplatze. Ich selbst will des Kampfes Zeuge sein."

Fernando bestieg sein Pferd; auch alle Uebrigen saßen auf. Der Zug setzte sich in Bewegung. Dem Könige zur Rechten ritt Don Gonsalez, zur Linken Ruy Diaz. Vorausgesandte Ritter und Herolde bezeichneten den Kampfplatz. Als der Zug ankam, stellte sich der König auf eine Anhöhe; auf der, vor derselben liegenden Fläche nahmen, sich in angemessener Entfernung einander gegenüber stellend, die freudigen Kampfhelden, die ihnen angewiesenen Plätze ein.

Dreimaliger Trompetenschall gab das Zeichen; beim dritten flogen die Ritter einander, im Geraffel der Waffen und Rüstungen auf den schnaubenden Hengsten, mit eingelegten Speeren entgegen. Beim ersten und zweiten Anrennen zersplitterten die Speere der beiden Kämpfer, ohne daß Einer im Sattel wankte. Beim dritten Beginnen durchstieß Gonsalez den Schild des Ruy Diaz mit so ungeheurer Kraft, daß die Schutzwaffe in Trümmern zerfiel, und der Speer durch die Muskeln des unbeschützten Nackens fuhr. Blut entströmte der breiten, aber nicht tiefen Wunde. Gonsalez hielt inne. Ruy Diaz verlangte den Faustkampf, ohne die ihm angebotene Zwischenrast anzunehmen.

Beide zeigten sich nun etwas erbittert. Gonsalez wegen der verweigerten Rast, welche er dem Jünglinge so edelmüthig angeboten hatte, Ruy Diaz wegen der erlittenen Verwundung. Nun fielen sie sich heftig mit dem Schwerte an, Hieb auf Hieb.

Schon flogen Splitter von den Schilden und schimmernde Panzerschuppen umher. Nun schleuderten beide Kämpfer, mit jedem Augenblicke mehr entflammt, die Schilde als verschmähte Schutzwaffe von sich; Beide versetzten und erhielten mit jedem Schwertstreich eine neue Wunde. Das rothe Blut quoll wie eine glühende Lava über die Stahlrüstung des Einen und des Andern. Dem Grafen von Bivar entfiel nach zerhauenem Riemen der Helm. Eben führte Gonsalez einen gewaltigen Hieb nach dem unbedeckten Haupte des Gegners. Ruy Diaz bog seitwärts aus und rannte dem Gegner das Schwert zwischen den Rippen so heftig in den Leib, daß dieser mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte. Ruy Diaz zog das Schwert sogleich zurück, hielt dessen Spitze einen Augenblick auf die Brust des Gefallenen und sagte: „Ist Calahorra nun das Eigenthum meines Herrn und Königs Fernando des Großen?“ — Gonsalez erwiederte mit krampfhafter Stimme: „Calahorra sei rechtmäßiges Eigenthum des Königs von Kastilien, so wahr ich besiegt, und doch Euer Freund bin!“ —

Da erscholl allgemeiner Jubelruf zum Geschmetter der Trompeten; Ruy Diaz aber, Alles um sich her, selbst seiner eigenen Wunden, vergessend, zerriß seine Schärpe und drückte sie auf die Wunde des Besiegten, um den Blut-

verlust zu hemmen. Gonsalez wurde auf eine Tragbahre gelegt, in die Stadt getragen, und im Hause des alten Grafen von Bivar gastfreundlich beherbergt.

Fernando ging dem Ruy Diaz von seiner Anhöhe entgegen und umarmte den jungen Sieger in Gegenwart seiner Ritter und Edeln, mit den Worten: „Junger Held! Glorreich ist Eure erste Waffenthat. Kastiliens Thron erwartet von Euch eine Stütze, Hispania eine seiner schönsten Zierden. Nehmt meinen Dank und die Verkündung, daß man Euch bald den Stolz Eures Vaterlandes und den Schrecken der Mauren nennen wird. Hält Euer Edelmuth Eurer Tapferkeit stets das Gleichgewicht, dann wolle Gott Euch lohnen hier und dort." —

Ruy Diaz sah mit Ungeduld der Heilung seiner Wunden entgegen. Sie erfolgte nach zwanzig Tagen. Auch Gonsalez näherte sich der Herstellung, während Jener sich zu dem Feldzuge gegen die fünf Emirs der Mauren rüstete. Nur der Wunsch des Königs, und die dringenden Bitten des Ritters Gonsalez bewogen ihn, noch einige Tage in Burgos zu verweilen, indem Letzterer endlich vom Könige Ramiro die erbetene Erlaubniß erhielt, dem Feldzuge gegen die Mauren unter der Anführung des jungen Grafen von Bivar *) beizuwohnen, welcher sich geschmeichelt fühlte, einen

*) Ruy Diaz (Rodrigo, Sohn des Diego Lainez) erhielt von dem, zwei Stunden von Burgos entlegenen väterlichen Schlosse B i v a r den Namen.

der edelsten und tapfersten Ritter des Reiches Arragon unter seinen Fahnen kämpfen zu sehen.

Am dreißigsten Tage nach dem Kampfe um Calahorra zog Ruy Diaz mit seiner kleinen, aber von Kampflust glühenden Schaar durch die Thore von Burgos gegen die Feinde Hispaniens und des christlichen Glaubens.

Die dritte Woche nach dem Ausmarsche brachte dem Könige Fernando die erste Siegeskunde. Bald nachher ging's Schlag auf Schlag, und beinahe jedes Gefecht endigte zum Vortheile der Kastilier. Ruy Diaz, den kriegserfahrnen Ritter Gonsalez zur Seite, entflammte durch sein Beispiel auch den geringsten seiner Streitgenossen; die Mauren flohen oder bedeckten das Schlachtfeld mit ihren Leichen. Ruy Diaz verfolgte die Flüchtigen bis an die entferntesten Grenzen, nahm ihnen die geraubten Weiber, Kinder und Herden nebst aller übrigen Beute ab, machte die fünf Emirs zu Gefangenen, und führte sie im Triumphzuge durch die Straßen von Burgos bis zum königlichen Palaste.

Hier empfing Fernando den jungen Sieger im schimmernden Prunksaale, auf dem Throne sitzend, von seinem Hofstaat umgeben. Er trat dem Heldenjünglinge entgegen und umarmte ihn. Hierauf übergab Ruy Diaz dem Könige die fünf gefangenen Emirs, welche, mit Fesseln belegt, in den Saal geführt wurden, zähneknirschend und mit zornfunkelnden Augen in den dunkelbraunen, von schwarzen Bärten umnachteten Gesichtern.

Hoheit in jeder Miene, würdigte Fernando die Gefangenen kaum eines flüchtigen Blickes und sagte: „Nicht als Krieger, nein, als Räuber seid ihr eingefallen in mein Land, verheerend, plündernd, Wehrlose mordend. Ihr seid nicht würdig, als Krieger behandelt zu werden. Unverdiente Gnade wird euch schon dadurch zu Theil, wenn ich zu eurem Besieger spreche: „Sie seien Dein Eigenthum! Nimm sie hin und schalte mit ihnen, wie es Dir gefällt!“

Ruy Diaz aber trat zu den beschämten Mauren-Fürsten, und wendete alle Beredsamkeit an, um sie zu bewegen, dem Könige den Eid der Vasallen-Pflicht und der Entrichtung eines jährlichen Tributs gegen ihre Freilassung zu leisten. Als ihm dies gelungen war, führte er sie vor den Thron und sprach: „Mein königlicher Herr! Sie, die Deine Großmuth mir als Eigenthum gab, wolle Deine Huld als treue, tributpflichtige Vasallen aufnehmen!“

Fernando pries den edlen Jüngling und ließ die maurischen Fürsten in ihre Heimat ziehen. Ruy Diaz aber blieb von nun an der Liebling des Königs, dessen ganzes Vertrauen er genoß.

Zweite Abtheilung:

Rubin und Diamant.

An einem schönen Sommerabende lustwandelte König Fernando, begleitet von Ruy Diaz, in einem anmuthigen, von bebüschten und reichbeblümten Hügeln umgebenen Thale am Ufer des Arlançon. Das Abendroth überglühte den Silberspiegel des Flusses und der vielen Bäche, welche das Thal durchschlängelten. Spielende Lüftchen trugen Wohlgerüche umher, Balsam für die sie einathmende Brust, und das wirksamste Arzneimittel für Geistesheiterkeit. Diese zeigten sich auch jetzt in jeder Miene und in jedem Worte des Königs, dessen fröhliche Stimmung der Abglanz des rosigen Abendhimmels zu sein schien.

In einiger Entfernung von ihnen gingen zwei Höflinge, die einander verschiedene Bemerkungen wichtig und geheimnißvoll in die Ohren flüsterten.

„Ja, ja!" sagte der Eine, „es unterliegt keinem Zweifel; der junge Graf von Bivar ist nun des Fürsten erklärter Liebling, der erste und innigste Vertraute unsers hohen Herrn."

Zweiter Höfling. Sein Einzug mit den fünf Emirn der besiegten Mauren war ein förmlicher Triumphzug. Ein wahres Glückskind dieses Gräflein!

Erster. Ein Glückskind? Mag sein; doch gewiß nur insoferne, als es ein Glück ist, so viel herrliche Eigenschaften in sich zu vereinigen, wie unser Cid Ruy Diaz.

Zweiter. Warum kann denn ich nicht auch ein solches Glück haben?

Erster. Auf Sandboden pflegen keine Blumen zu gedeihen.

Zweiter. Sprecht nicht in Blumen! Das versteh' ich nicht; aber kurz und gut — ich will auch Glück haben. Wie fang' ich's an?

Erster. Erwerbt Euch Verdienste.

Zweiter. Verdienste sind aber kein Glück. Ich verlange große Ehren und hohe Würden.

Erster. Verrichtet große Thaten! Das ist der kürzeste Weg zu großen Ehren und hohen Würden.

Zweiter. Zuerst große Ehren und hohe Würden! Hat man die einmal, dann erscheint Alles, was man thut, als Verdienst, groß und herrlich. Seid mir, wenn's Euch beliebt, dazu behilflich, und zählt auf meine Dankbarkeit!

Erster. Helft Euch selbst, sonst hilft Euch nichts auf der Welt!

Zweiter. Das Gräflein von Vivar könnt' ich erwürgen.

Erster. Der Arme! Ihr habt nichts von ihm zu befürchten. Berg und Thal kommen nicht so leicht mit einander in Berührung.

Zweiter. Nichts von ihm zu befürchten? Glaubt mir, wenn der Herr Graf um meine hohen Pläne wüßte, er würde —

Erster. Gewiß darüber lachen. Ich rathe Euch, bleibt klein und zufrieden.

Zweiter. Nein, sag' ich, nein! Ich bin unzufrieden und will groß sein.

Erster. Ihr gleicht der Eisenstange an der Sonnenuhr. Ihr werft Euren Schatten auf die von der Sonne beleuchtete Stelle und zeigt eben durch diese Mißgunst die Glorie der Stunden.

Während die beiden Höflinge sich im Gebüsche verloren, sagte der König zu dem wackeren Ruy Diaz: „Der Name Cid *), den Euch die besiegten Emire gaben, bleibe Euch fortan als Ehrenname! O, könnte ich doch meinem Reiche den Segen eines Friedens sichern, gleich dem, der jetzt über uns am Abendhimmel und in diesem anmuthigen Thale waltet! Vermag ich es nicht, dieses so auszuführen, wie ich es wünsche, so wollen wir wenigstens unsere Kräfte in dem redlichen Bestreben für Kastiliens Wohl vereinigen, damit Ruhe und Sicherheit auch dem Geringsten meiner Unterthanen zu Theil werde.“ —

Während der König also sprach, waren sie zu einer Silberquelle gekommen, die aus einem Hügel zwischen Gesträuchen von rothen und weißen Rosen hervorsprang. Fernando ließ sich am Blumenrande der Quelle nieder, gestattete den Cid, sich ihm zur Seite zu setzen, nahm hierauf mit einem freundlichen Lächeln, hinter welchem ein reizendes Geheimniß zu liegen schien, das Wort, und sagte:

„Auch Euch, mein edler Streiter, wünsche ich den Ge-

---

*) „Cid“ bedeutete in der Sprache der Mauren vorzugsweise, und im edelsten Sinne: „Herr.“

muß jener Seelenruhe, ohne welche wir kein wahres, kein dauerhaftes Glück genießen können. Ich liebe Euch vom Grunde meines Herzens. Ihr seid tapfer, edel, bieder; aber — bei Euren vielen Feldzügen fehlt Euch noch die Menschenkenntniß und die Weltklugheit, diese schöne, aber spät reifende Frucht am Baume der Erfahrung: Hütet Euch vor jedem schönen Blendwerke, vor Euch selbst, und noch mehr vor den schönen Zauberinnen! Sie wollen den Mann zum Sklaven, nicht nur ihrer zärtlichen Neigung, sondern auch ihrer Herrschsucht und ihrer Laune machen. So manches Weib lenkte den Mann ihrer Liebe von der Bahn des Ruhmes ab, und der verweichlichte Held wurde das Spielzeug ihres Herzens. Er, von der Natur geschaffen, sein Haupt mit Lorbeern zu bekränzen, unter den Ersten seiner Zeit zu glänzen, und von Jahrhunderten im Tempel der Unsterblichkeit genannt zu werden, würde dann einem stattlichen Strome gleichen, der spurlos, unrühmlich im Sande versiegt, oder jenem griechischen Naturforscher Empedokles, der in den Feuerschlund des Aetna stürzte, indem er dem Krater zu nahe trat." —

Der König machte hier eine kleine Pause, während welcher ein kaum merkbares schalkhaftes Lächeln sein Gesicht überflog und schnell in Ernst überging, dann fuhr er fort:

„Die Macht der Frauen und ihr Einfluß auf Männerherzen ist wohl manchmal ein leuchtender und wärmender Sonnenstrahl, nicht selten aber auch ein zerstörender Blitz. Die Leidenschaft der Liebe wohnt in ihrer Brust, bald wie ein Edelstein im Gebirgsschachte, bald wie der Drache

in einer Felsenhöhle. Dabei kommt noch zu bedenken, daß der Vortheil stets auf der Seite der Frauen ist, indem sie spähend auf ihrem Platze stehen, und uns schon von ferne kommen sehen. Wir entwerfen zwar einen Angriffsplan; das Weib kann ihn aber nach Gefallen vereiteln, indem wir gar bald unsere eigenen Verräther werden. Und gleicht der Mann auch dem zielenden Jäger, — was frommt's? Die erkorene Beute, ein Wundervöglein, sieht ihn zielen, springt im Gefühle seiner Freiheit neckend von Zweig zu Zweig, und schaut, im Laube verborgen und geborgen, auf den Getäuschten hinab. Dabei darf er noch vom Glücke sagen, wenn er leer abzieht, ohne daß der entgegengesetzte Fall eintritt, und er selbst in das ihm heimlich gestellte Netz fällt. Wohl Jedem, der seine Selbstständigkeit bewahrt!" —

Als der König zu sprechen aufhörte, nahm der Eid mit ehrfurchtsvoller Bescheidenheit das Wort: „Nicht minder, als den erhabenen Willen meines Königs, ehre ich auch seine Weisheit. Allerdings mag sich die Sache, von Seite der Klugheit betrachtet, so verhalten, wie mein hoher Herr so eben sie darstellte. Wohl fühl' ich es auch, daß ich nicht reif genug denke, um die Stimme der Weisheit nach Gebühr zu würdigen; allein das Gesetz der Ehre zu verstehen, bin ich nicht zu jung. Als Sprößling eines edlen Geschlechtes, und gebildet nach dem Beispiele meines ruhmwürdigen Vaters, vernehme ich jenes Gesetz, welches mir gebietet, meinem Fürsten treu und eifrig zu dienen, und dem Vaterlande den letzten Tropfen meines Blutes zum Opfer zu bringen. Eben dieses Gesetz befiehlt aber auch, daß

ein edler Jüngling den von seinen Ahnen gepflanzten Baum in der Kraft und Fülle frischer Zweige erhalte, damit er Früchte, seiner Ahnen würdig, trage und Schatten gebe dem Staate und der Kirche. Hierin liegt die Pflicht zur Wahl einer gleich edlen Gattin. Ein Edler, der den edelsten Bund, den ehelichen, meidet, zeigt sich als ein Abtrünniger an seinen Ahnen, an Ehre und Sitte; er trennt sich von dem schönen Bande, welches ihn mit seinem Stammhause, mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinigt. Was nun die Herrschaft der Frauen betrifft, so denke ich, daß sie nur da herrschen, wo der Mann sich beherrschen läßt, oder sich selbst nicht beherrschen kann. Sie taugen wenig oder nichts, je nachdem die Männer wenig oder nichts taugen; denn des Weibes Untugend ist die Schuld des Mannes." —

Ruy Diaz schwieg einen Augenblick. Freundlich ruhten die Augen des Königs auf ihn; da trat der Jüngling einen Schritt vorwärts und sprach:

„Jetzt, o Herr, eine Bitte! Nicht verweigern wolle mir meines Königs Gnade die Vermählung mit Donna Ximena, daß ich der Versöhnten den Verlust ersetze, welchen sie durch mich erlitten hat." —

Der König erwiederte ruhig und heiter: „Eure Bitte befremdet mich nicht. Ich gebe eine Offenheit für die andere. Wisset denn, daß ich durch das, was ich zum Nachtheile der Frauen und gegen die Ehe gesprochen habe, keineswegs meine eigenen Ansichten entwickeln, sondern nur den Jüngling prüfen wollte. Nun erlaubt mir aber die

Frage: Wenn auch Euere Grundsätze des edelsten Mannes würdig sind, — hält sich denn der Besieger der Mauren auch im Reiche der Liebe seines Sieges so gewiß? Oder wie dann, wenn Ihr etwa zu rasch um den Rubin werbet, und es wäre Euch wohl gar ein Diamant beschieden? — Für heute genug!" —

Der König verließ Cid und den Garten. Der Jüngling dachte auf dem Heimweg über die letzten Worte des Königs nach; er war aber theils zu befangen, theils zu bescheiden, um den Sinn der mystischen Bilder zu entziffern. Nur so viel wurde ihm klar, daß unter dem Rubin Donna Ximena gemeint sei.

Indeß der Cid sich in einem Labyrinthe von Räthseln verlor, saß Donna Uraka, der angedeutete Diamant einsam in einem Zimmer des königlichen Palastes und stickte, die kunstreiche Nadel in der lilienweißen zarten Hand, in eine seidene Schärpe die Sinnbilder von Liebe und Treue, Ruhm und Ehre. Aus den schwarzen Augen fielen Strahlen und Thränen zugleich auf das farbenschimmernde Kunstwerk.

In einiger Entfernung stand die alte Duenna, ihre Augen mit theilnehmendem Kummer auf die Infantin geheftet, deren Gemüthsbewegungen in jeder Miene und in jedem schnellen Farbenwechsel des bald entglühten, bald erbleichenden Angesichtes deutlich zu lesen waren. Ein Seufzer der treuen Dienerin störte die Infantin in ihren Träumen.

Mit leidenschaftlicher Hast rief sie plötzlich: „Und was soll ich gesagt haben?" —

„Die an Euch nahe gestandenen Edelfräulein, sagte die Duenna, wollen beim Ritterschlage von Euren Lippen die schnell und leise gesprochenen Worte vernommen haben: Welch ein Mann! Nie sah ich einen schönern." —

Uraka. Die Thörinnen legten ihre eigenen Gedanken mir als Wort in den Mund, ihre eigenen Träumereien mir in die Seele. Und hätte ich jene Worte wirklich gesprochen, so sprach wohl jede der Umstehenden sie insgeheim mir nach, indeß ich, die Unbefangene, sie laut sprach, wie man ein schönes Gemälde unverholen lobt. —

Die Infantin sprach jetzt zweimal den Namen Cid Ruy Diaz, und sagte dann lächelnd, doch nicht, ohne dabei die Farbe zu verändern: „Hörst Du, wie unbefangen, wie gleichgültig ich den Namen ausspreche? Er ist ein schöner Mann, doch nicht vom königlichen Geblüte, für mich also in gewisser Beziehung ein Wesen ohne Dasein, ein hübsches Phantasie-Gebilde."

Die Duenna erwiederte: „Bis nun war ich die Glückliche, die Euer ganzes Vertrauen besaß." —

Uraka. Und um es nicht zu verlieren, empfehle ich Dir Schweigen und Bescheidenheit. Wo keine Wunde vorhanden ist, bedarf man auch keines Wundarztes.

Duenna. Tiefe Wunden bluten nicht sogleich; sie werden sogar manchmal im ersten Augenblicke nicht gefühlt.

Uraka. Verwegene! daß mein gereizter Zorn das Herz der unbesonnenen Schwätzerin nicht tief verwunde, so

entferne Dich sogleich! Weh Dir und jeder Andern, die es wagt, ein Märchen zum Stadtgespräche zu machen! —

Die Duenna verließ das Gemach mit einer scheinbar traurigen Miene. Nun erst machte die Infantin dem gepreßten Herzen Luft: „Ja! sagte sie mit einer Stimme, welche der ungeheure Schmerz zu ersticken drohte, ja! Ich liebe ihn grenzenlos, aber weder Er selbst, noch irgend ein sterbliches Wesen erfahre dies je! Nur Gott und mir sei meine Schwäche und mein Schmerz bekannt! Alle Welt erblicke in mir nur die stolze Männerhassende! O, wie glücklich zu preisen ist das schlichte Bürgermädchen, welches ohne Scheu die Augen auf seiner Gestalt ruhen lassen, und ohne einen Tadel zu befürchten, seine Herrlichkeit laut rühmen darf! Noch glücklicher, ja die Glücklichste ihres Geschlechtes preise ich sie, die er zur Gattin wählt; die Unglücklichste von Allen aber bin ich, die, von Liebe glühend, jeden Blick von ihm abwenden muß, ihn, den Geliebten, nicht rühmen darf und bestimmt ist, in Schmerz zu vergehen, wenn die Auserwählte das Uebermaß ihrer Liebeswonne kaum wird ertragen können!" —

„Frevler! Ich war für Dich geschaffen; mein Herz sagt es mir, und Dein erster Blick, der mein Auge traf, hätte es Dir verkünden sollen. Du aber, Du konntest lieblos an mir vorübergehen, Eis bleiben an der Sonnengluth. Der Himmel räche meine Schmach! Der Himmel strafe Dich! Strebst Du nach Liebe? Wer kann treuer, standhafter, glühender lieben, als ich? — Strebst Du nach Glanz? Wo könnte Dein Ruhm mehr Glanz gewinnen,

als in der Nähe eines Thrones, als an der Hand einer Königstochter?" —

„Ximena's Schönheit blendet Dich, ihre Schönheit fesselt Dich. Den Reichthum des Mammon suchest Du, nicht den Reichthum der Liebe. Die Wiese lockt den Hänfling, im niedern Gesträuche zu wohnen; nur der Adler schwingt sich zum sonnigen Felsenhorste empor." —

„Huldige denn ihr, die Dir näher steht! Ximena beglücke Dich Genügsamen! Ich aber entsage in diesem entscheidenden Augenblicke meines Lebens dir, o Liebe, und deinem Glück! Keinem Manne werde je meine Hand zu Theil, und einsam bleibe dieses Herz! Dieses schwöre ich Dir, mein Gott, und mir selbst. Treffe mich alles Unheil, wenn ich je diesen Schwur breche!" —

So sprach Donna Uraka. Bleich sank die Erschöpfte in den Armstuhl zurück.

Zahllose Sterne brannten am mitternächtlichen Himmel, wie im Gemüth des Liebenden die Flammen der Leidenschaft. Hoffnungslos und ruhelos wehklagte Donna Uraka auf ihrem mit Dornen bestreuten Purpurlager. Ruhelos, doch nicht ohne Hoffnung, trat Donna Ximena, wach in schlafloser Liebessehnsucht, mit ihrer Duenna auf den Balkon des Hauses, die Augen zum Himmel erhoben.

Ruhelos, doch voll kühner Hoffnung, näherte sich Ruy Diaz dem Hause, die Augen zu dem Balkon erhoben, auf

welchem er die Gestalt der Geliebten erblickte, die, vom Mondlichte zu einem überirdischen Wesen verklärt, ihre himmlische Wohnung zu suchen, oder wohl auch mit dem Geiste des ermordeten Vaters zu sprechen schien.

Ruy Diaz trat dicht an den Balkon, und sagte mit leiser, bittender Stimme: „Lass', o Himmlische! Deinen Geist vom Himmel zurückkehren zur Erde, wo Dir derjenige naht, der den Himmel bittet, daß Du ihn würdigen wollest eines Blickes, um die Nacht seines Lebens in einen Frühlingsmorgen zu verwandeln, und ihm zu öffnen den Sonnentempel seines Glückes! Höre ihn, welcher Dich des Theuersten auf Erden beraubte, und nun von Sehnsucht glüht, Alles, was ihm das Theuerste hienieden ist, sein Leben und sich selbst Dir zum Opfer zu bringen!

Ximena. Schön und feurig schimmern Deine Worte, wie die Sterne über uns; aber Du selbst, der sie ausspricht, bist die Nacht, auf deren dunklem Grunde sie schimmern; bist die Nacht, deren Farbe der Tod trägt, deren Finsterniß der Mord sucht. Unrecht ist's, daß ich Dir Gehör leihe; Verbrechen ist's, daß ich Deine Worte erwiedere.

Cid. Eben diese Sterne über uns rufe ich zu Zeugen meiner Reinheit an, denn schuldlos ist der Sohn, der dem Rufe der Pflicht gehorcht, die ihm gebietet, des Vaters Schmach zu rächen.

Ximena. Warum wähltest Du den Schooß der Nacht, wenn Du mir etwas sagen willst, was, wenn es recht wäre, das Tageslicht nicht scheuen dürfte?

Cid. Weil meine Liebe zu Dir rein ist, wie das Feuer

der himmlischen Sterne; weil die Nacht dem Geheimnisse der Liebe hold ist; weil die Nacht in ihrem Schleier es verbergen soll, wenn Du dem Liebenden die Gegenliebe weigerst; weil die Nacht jedes Eindringen der Welt in unsere Herzen zurückhalten, weil die Nacht es dem Tage und aller Welt verkünden soll, wenn Du mir Herz und Hand verheißen wirst. Darum nahe ich Dir in ehrerbietiger Ferne, in stiller Mitternacht, wo nicht nur die Liebe wacht und ihr Entzücken, sondern auch ihr Schmerz.

Ximena. Wohl hab' ich durch Dich den Schmerz in zweifacher Gestalt kennen gelernt, den Schmerz des Hasses und den Schmerz der Liebe. Liebst Du mich wirklich so, wie Dein Mund es mir betheuert, so wisse zu Deiner Qual, daß ich Dich eben so liebe als hasse, und Tag und Nacht meine Seele zugleich erfüllt.

Cid. So wolle denn Gott, Er, der den Tag erschuf und die Nacht, es auch so lenken, daß Haß und Liebe in Dir zu einer Dämmerung verschmelzen, aus welcher bald der schönste Morgen siegend hervorstrahle!

Ximena. Wem darf die vaterlose Waise nun vertrauen?

Cid. Ihm, der sie zur Gattin wünscht; auch dem großen König Kastiliens, der ihr Vater sein will.

Ximena. Vater? — den Du mir getödtet hast!

Cid. Nicht ich — die Ehre that es.

Ximena. Indem sie mir eine Wunde schlug, die —

Cid. Nur die Liebe heilen kann, sie, deren Macht stärker ist, als jede andere Macht auf Erden.

Ximena. Ich fühle es — und schaudere!

Cid. Was ich gethan, war Kindespflicht, Gebot der Ehre. Beiden folgte ich — und Don Gormaz fiel; Du aber, Geliebte, erschienest mir dann plötzlich hervor wie eine Blume, die aus einem Grabhügel aufblüht. Indem ich Dich erblickte, Deinen Wehruf über mich vernahm, ward mein Herz von glühender Liebe so ergriffen, daß ich in der Macht und Schönheit Deines Erscheinens eine höhere Fügung sah, und deutlich erkannte, es sei des Himmels Wille, daß ich, Dich als Gattin beglückend, den Geist des zürnenden Vaters versöhne. O, wie gierig hab' ich Kampf und Schlachten aufgesucht, um die Qualen des wunden Herzens im eigenen Blute zu löschen! Der Himmel wollte meinen Tod nicht. Soll ich denn leben, so kann, so darf es nur für Dich sein! Ruhm und Ehre hab' ich mir erkämpft, — die Ruhe nicht, sie wird mich fliehen, bis Du mir verzeihen, bis Du mir gestatten wirst, für Dein Glück zu leben und zu sterben.

Ximena. Willst Du mein Glück, — so meide mich auf ewig! Liebst Du mich wirklich, so schwöre mir, mich auf ewig zu meiden; und fliehe!

Cid. Dem Gebote der Ehre folgte ich, als ich Dir den Vater raubte. Erfüllt ist meine Pflicht, und als ihr Opfer will ich fallen. Der Ungeliebte hat die Rechnung mit dem Leben abgeschlossen. Von Dir gehaßt, bin ich mir selbst verhaßt. So fahre hin denn, Ruhm und Glück! Ximena ist die Rachegöttin. Von Dir getrennt, erreiche mich bald der willkommene Tod. Das Schlachtfeld sei mein Bett

der Ehre. Du willst es, und ich scheide. Und so schwöre ich denn, Geist meines Vaters — — .

Ximena. Schwöre nicht, Geliebter! Dein auf ewig!

Am nächsten Morgen stand der Cid mit Ximenen vor dem Könige Don Fernando, welcher von den Lippen des glücklichen Paares den Schwur ewiger Liebe und Treue nebst dem Entschluß der Vermälung beifällig aufnahm.

Die Hände der Liebenden in einander legend, sagte der König: „Euern Bund segne Gott, segne der verklärte Geist des Vaters, so wie ich ihn segne, indem ich an Euch, Donna Ximena, in diesem feierlichen Augenblicke zum letzten Male Vaterstelle vertrete, da ich Euch dem schützenden Arme des edelsten Gatten übergebe. Ihr, holde Ximena, seid an Tugenden so reich, als an irdischen Gütern. Ihr, wackerer Cid, prangt mit dem reichsten Kleinode hoher Verdienste, doch ohne der Gunst des Glückes verpflichtet zu sein. Damit aber unter Euch Gleichheit herrsche in jedem Sinne des Wortes, so gebe ich Euch, Don Rodrigo, Graf von Bivar, zum ewigen Eigenthume die Städte Valduerna, Saldanna, Belsorado und San Pedro de Cordanna. Nach drei Tagen werde das Fest Eurer Vermälung gefeiert! Der fromme Bischof Luyn Calvo, Euer guter Oheim, weihe und segne in der Domkirche den glücklichen Bund!" —

Als die Sonne des Hochzeittages heiter und fröhlich aufging, waren viele Hände beschäftigt, die reizende Ximena und den lebenskräftigen Cid festlich zu schmücken.

Schon standen Beide in Pracht und Herrlichkeit da, Donna Ximena, im Vollglanze ihres Schmuckes und ihrer Schönheit, war zu vergleichen der Morgenröthe zur Zeit, da die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihre Goldgluth mit Purpur verbrämen. An den edelschlanken Leib schmiegte sich ein Kleid von violettfärbigem Atlas, welches von den Schultern zu den Füßen hinabfließend, den schönen Wuchs wechselnd verbarg und hervorhob. Eine Fülle von Garnituren zog sich schwellend am Rande des Gewandes hin. Des Hauptes dunkle Locken umgab eine Flügelhaube vom feinsten Linnen; den reizenden Nacken umschlang ein Halsband mit acht Medaillen, von Gold und Edelsteinen schwer. Die neunte, ein Kleinod, das alle übrigen an Werth übertraf, worauf Goldstrahlen, mit Juwelen besetzt, das Bildniß des Erzengels Michael umgaben, nahm die Mitte dieses Halsbandes ein und hing über die Brust herab. Rosenfarbene Pantoffel zierten die zartesten Füße.

Das Geflüster leiser Bewunderung umschwebte die entzückende Gestalt, wie schmeichelnde Lüftchen die holde Blumenkönigin Rose umgaukeln.

Nicht minder herrlich stand der Cid in freudigem Friedenskleide da, wie von Liebe verklärt. Ein Netz von grüner Seide, mit goldenen Fäden durchwirkt, umgab des Hauptes dunkle Haarfülle. Ueber dem Netze saß ein stattlicher Hut von feinem Tuche, von welchem eine rothe Hah-

nenfeder aufstieg. Den Leib umschloß eine eng anliegende Weste und eine wohlgepuffte schwarze Atlasjacke mit weiten Aermeln und mit einem breiten Halskragen von ausgezackten Leder. Ein Mantel mit Hermelin ausgeplüscht, und mit goldenen Fransen an den Rändern besetzt, wallte um die Schultern. Die Hüften umkreiste ein mit Silber eingefaßter Gürtel, von welchem in Bändern von schwarzem Sammt das lange Schwert Tizonada, der Schrecken aller Mauren, hing, das ruhmstrahlende Schwert, welches Cid, der, wie die Zeitgenossen sagten, zur guten Stunde Geborene, zur guten Stunde umgürtete Ritter, dem Maurenfürsten Lucar abgenommen hatte. Walloner Pantalone und mit Scharlach zierlich gezackte Schuhe vollendeten die hochzeitliche Prachtkleidung.

Christ. Kuffner's

literarischer Nachlaß.

I. Fragmente.

I. Poetische.

Die Ruhe der Edlen.

Aus ist die Schlacht. Das gräßliche Gebrülle
Der tausend Feuerschlünde schweigt,
Und aus der blutgedüngten Erde steigt
Herauf die ernste Todesstille.
Hoch thürmet sich der Leichen Fülle,
Zu welchen sich der trübe Himmel neigt.
Und Segensstimmen hallen
Engelharfen gleich,
Die ihr groß gefallen —
Friede sei mit euch!

Eröffne dich, o Erde! zu empfangen
Der tapfern Krieger bleiche Schaar,
Die nur dem Tod allein besiegbar war.
Nach deinem Schooß trägt sie zum langen
Erholungsschlummer nun Verlangen,
Sei ihre Ruhe nun unwandelbar.

So schließe dich nun Erde,
Mit dem theuren Rest
Jeder Frühling werde
Auferstehungsfest.

Die Schlacht bei Breitenfeld.

(Im dreißigjährigen Kriege.)

Vorerinnerung.

Wem diese poetische Schilderung zu gräßlich scheint, der durchblättere Puffendorfs schwedisch = deutsche Kriegsgeschichte, Engelfuß Weimarsche Expedition, Walter Harthes Biographie des Gustav Adolf von Schweden, allenfalls noch Heinrichs deutsche Reichsgeschichte nebst Pelzels Geschichte der Böhmen — und er wird sich überzeugen, in dem gegenwärtigen Gemälde leider die reinste historische Wahrheit mit poetischen Farben, so düster als der Gegenstand es erheischte, dargestellt zu finden.

Schwer lag auf Deutschlands blutgedüngten Fluren
Die Todesnacht des Kriegs, dem dreißig Jahre
Zahlloser Menschenheere Opfer thürmten,
Dem dreißig Jahre blüh'nder Städte Pracht,
Der Erde gleich geebnet, in Asche legten.
Den frechen Horden folgte Sittenlosigkeit

In wildem Taumel nach, dem auf der weiten Erde
Nichts heilig ist, und gräßlich zähnefletschend
Ging ihr mit Wolfsgeheul der bleiche Hunger
Zur Seite, nicht der Gräber schonend,
Um lock'rer Erde anvertraute Leichen
Zu rauben und dem schamverhüllten Tag,
Von Wuth und Gierde lechzend, sie zu zeigen.
So lag ein weites Feld von rauchenden Ruinen,
Verlass'ner Trümmer meilenlange Wüste,
Der grauenvollen Leichenvögel Sitz,
Germanien, heut ein Raub von Schwert und Feuer,
Und morgen leer an Menschen und an Thieren.
Nun aber stürzt sich des Krieges blut'ger Strom,
Dem Zuge gleich von Aetna's Lavagluth,
Wildbrausend in der Sachsen edles Land,
Stillstehend schnell auf Breitenfelds
Unübersehlich weiter Eb'ne, wo
Die reiche Leipzig lieblich sich erhebt,
Geschmücket mit dem Horn des Ueberflusses,
Der köstliche und selt'ne Güter ihr
Vom fernen Süd und Norden bringt.
Auf jener segenvollen Fläche standen
Nun felsenfest zwei auserles'ne Heere
Sich gegenüber, gleich an Muth und Zahl;
An ihrer Spitze, ruhmbestrahlt
Und siegbekränzt, die Helden ihrer Zeit:
Des stets bedächt'gen Tilly graues Haupt,
Auf dem die Last von siebzig Wintern ruhte,

Mit Nestors Weisheit Hektors Muth verbindend,
Mit ihm der kühne Graf von Pappenheim,
Im Frieden mild wie Frühlings-Morgenroth,
Ein Wetterstrahl im Sturm der Schlacht,
So schön als schrecklich, und so kühn als edel.
Und diesen glänzenden Gestirnen folgte
Der Deutschen muthentflammtes Heer.
Doch ihnen gegenüber dehnte sich
Der Reihen Gustav Adolfs Waffenschimmer,
Er selbst, der allgeliebte König,
Des Heeres Seele, und ein Heer allein
An Heldengeist und Muth.

Nun die Nachtschilderung des Kriegsrathes; dann der Morgen, Schlacht, Niederlage.

Quellen.

Geist der Journale, 1. Heft. — Meißners „Apollo." Augustheft von 1794, Seite 298. — Schillers „dreißigjähriger Krieg."

Die Gründung Petersburgs.

Ein großes nördlich-romantisches dramatisches Gedicht.

Erster Gesang.

Keine Muse — Dich selbst — gewaltigster unter den Menschen,
Dich — denn nimmer wirst Du vergeh'n — Dich ruf' ich zur Weihe!
Sei dem Sänger sein Gott, wie Du warst der Gott Deines Reiches,
Millionen gabst Du Begeisterung, wecke sie jetzt noch,
Wenn Dein hohes Gebild dem Zauberrufe der Kunst folgt,
Heros und Mensch, wie Nachtgewölk Sternschimmer durchleuchtet!
Kühn des Vorurtheils Alcinen-Zauber besiegend,
Deiner Horden Gedräng zu gebildetem Volke umstaltend,
Muthentflammt nachstrebend dem Guten, dem Licht und der Wahrheit,
Hobst Du mit Riesenkraft zu Deiner Höhe Dein Reich auf,
Deine Schöpfung Du selbst und allen herrliches Vorbild!
Gleich der Biene jetzt Europa's Schätze aufsammelnd,
Jetzt ein Löwe dem Feind, und jetzt ein Koloß in Gefahren

Senktest zum Lehrling Du Dich, um der Meisterschaft würdig zu werden.
Aber wenn auch Schlacht und Kampf Dein Leben durchtoben
Und die nordische Macht schwerdrückend auflastet dem Thatraum,
Schlinget die Liebe sich doch, wie des Morgenroths glühende Rosen,
Freundlich und heiter hindurch, das Herz befreundend der Größe,
Zwietracht und Haß umzischen vergebens in Schlangengestalten
Dein verehrtes Haupt, vergebens drohen der Schlachten
Tode, vergebens des Meuchelmords Dolche dem edelsten Herzen. —
Lange, so wollte der Himmel es, solltest Du wirken auf Erden,
Mächtig und lang' und unsterblich dankbaren Jahrhunderten glänzen.
Hebe denn, Phantasie! empor den Schleier der Vorwelt,
Daß der Todten Reich sich nochmals zu Leben gestalte!

I.

Du Hellas Götterwelt, ihr Huldgestalten,
Ihr Wesen, aus entschwundnem Fabel-Land,
Nicht jene holden Zauber sollen walten,
Durch die einst Hellas hochbeglückt sich fand.
Ihr seid dahin, wie Duft der Morgenröthe,
Wie die verklung'nen Töne einer Flöte,

Und strahlt nur Schimmer einer fremden Welt,
Der, wie im Traume, ferne Bahn erhellt!

II.

Dich selbst, erhab'ner Zaar, ruf' ich zur Weihe,
Erhebe meinen Geist, wie einst Dein Reich!
Wie Phöbus den Hellenen, so verleihe
Du meinem Liede Kraft, daß es, Dir gleich,
Nicht untergehe in dem Strom der Zeiten,
Und meine Töne Deiner würdig gleiten;
Du, der in seinem Werke ewig lebt,
Ein Heros, von Unsterblichkeit umschwebt!

III.

Mit Schnellkraft, wie des Adlers kühner Flug,
Schlugst Du des Vorurtheils Alcinen-Trug,
Gabst Form und Sitte wilden Horden,
Und lehrtest Menschlichkeit sie beim Morden.
Aus düstern Nächten strebtest Du nach Klarheit
Und folgtest stets dem Ziel erkannter Wahrheit;
Dein eigner Schöpfer, schufst Du Deinen Staat,
Und wardst ihm Vorbild stets durch Geist und That.

ger Kumpan, kein eingebildeter Phantast, denn die Kopfhänger und die hochmüthigen Narren, welche die Nase so hoch tragen, daß die Wolken vor ihnen nicht sicher sind, kann ich nicht leiden. Jetzt weißt Du Alles; nun wähle frei.

Terzett mit Chor.

Mathilde.

Theure! Euren Willen
Eil' ich zu erfüllen,
Nur gewährt dafür
Eine Bitte mir!

Hugo und Gertrude.

Sprich frei, mein Kind! Dich zu beglücken
Gewährte uns ja stets Entzücken.

Mathilde.

Soll ich mich vermählen,
Muß ich würdig wählen;
Darum, eh' die Wahl
Treffe den Gemahl,
Gönnet, daß die Freier,
Da mein Glück Euch theuer,
Ich noch vor dem Bund
Prüf' im Herzensgrund!
Jeder unterziehe
Sich der kleinen Mühe,
Daß bestand'ne Probe
Seinen Werth uns lobe!

Hugo und Gertrude.

Sehr Billiges hast Du begehrt,
Drum sei die Bitte Dir gewährt.

Hugo.

Nun Leute, jubelt! nun gibt's Feste,
Laßt ein die Freier und die Gäste!

Chor.

Nun jubeln wir, nun gibt es Feste:
Herein, ihr Freier und ihr Gäste!
Der Würdigste im ganzen Land
Erhält Mathildens schöne Hand.

Ilmenhorst.

Und bin ich nicht der Würdigste von Allen,
Bin ich ihr doch vor Allen werth;
Und reich bin ich, von ihr geliebt, geehrt,
Drum soll kein Laut der Klage mir entfallen.

Mathilde.

Nur dem Erprobten geb' ich Herz und Hand,
Zu leicht zerreißt ein schlecht geknüpftes Band.

Hugo und Gertrude.

Nur dem Erprobten reiche Herz und Hand,
Zu leicht zerreißt ein schlecht geknüpftes Band.

Ilmenhorst. Der Chor.

Der Glücklichste im ganzen Land
Erhält Mathildens schöne Hand!

Mathilde.

Du Würdigster im ganzen Land!
Erhalte von mir Herz und Hand.

Mathilde.

So mögen denn die Freier ihren Einzug beginnen. Nur bitte ich Euch, theure Eltern meinen Entschluß geheim zu halten.

Hugo.

Ich gelobe Dir das tiefste Stillschweigen.

Gertrude.

Auch ich, liebes Kind.

Mathilde.

Auch wollet Ihr mir erlauben, daß ich diesen Tag und die folgende Nacht in der Burg nach Gutbefinden schalte und durch nichts gehindert werde.

Hugo.

Zugestanden! Hm! das Ding fängt an, interessant zu werden.

Gertrude.

Ich bin neugierig.

Hugo.

Ja, das kann wichtige Auftritte herbeiführen. Bravo, Töchterchen! Du gefällst mir und Dein Plan hat meinen ganzen Beifall schon vor der Ausführung. Und gibt's da-

bei auch noch einen Schwank, so spring' ich vor Freude. Aber höre, Alles muß gut enden.

Mathilde.

Verlaßt Euch darauf. Ihr sollt Euch weidlich ergetzen und die ganze Geschichte (mit einem heimlichen Seufzer), nicht wahr Ritter Ilmenhorst? — wir hoffen es — soll zu unserer allseitigen Zufriedenheit ausgehen.

Hugo.

Was Kukuk? ist der auch dabei? Etwa gar ein Eingeweihter?

Mathilde.

Ja, eine Hauptperson — wenn Ihr erlauben wollt.

Hugo.

Recht gerne. Macht nur Alles klug und fein.

Ilmenhorst.

Verlaßt Euch darauf! — Soll ich die Zugbrücke senken und das Thor öffnen lassen?

Hugo.

Ja, sogleich. (Ilmenhorst ab.)

Mathilde.

Doch müssen die Freier, sobald die Empfehlungs-Komplimente vorbei sind, sich augenblicklich in die für sie bestimmten Gemächer begeben, und dort bleiben, bis ich sie rufen lasse. Das muß ich mir ausbedingen.

Hugo.

Zugestanden!

Zweiter Auftritt.

Heinrich von Löwenthal. Richard von Hochschild und **Wilhelm von Eichhof** ziehen von **Ilmenhorst** geführt, mit ihrem dreifachen Gefolge über die herabgelassene Zugbrücke ein.

Chor.

Wohlan denn, ihr Freier, versucht euer Glück!
Dort lächelt das Bräutchen dem gierigen Blick!
Dem Einen gehört sie, doch Welchem? weiß Gott!
Den Uebrigen folget Gelächter und Spott;
Doch deßhalb sei der Mann kein Hase,
Er wage, was zu wagen ist,
Und wird er nicht als Gemahl begrüßt,
So zieh' er still ab mit langer Nase,
Es wachsen der Blumen ja mehr im Grase.

Heinrich, Richard und **Wilhelm.**

Die schönste Blume zu erstreben,
Erscheinen wir
Vor Hugo hier,
Anbietend unser Hab' und Leben,
Mathilde, Dir!
Alles beginnen und wagen,
Alles erdulden und tragen
Wir froh für Dich, des Hauses Zier.
Gebiete denn, Holde, Dir sind wir geweiht,
Für Dich zu leben und sterben bereit!

Hugo.

Ihr seid ja drei artige, feine Gesellen,
Zum Eidam möcht' ich wohl jeden erwählen.

Gertrude.

Doch das geht nun nicht an,
Erlaubt ist nur Ein Mann.

Hugo.

D'rum bleibe der Gemahl

Gertrude.

Der Tochter eig'ne Wahl.

Mathilde.

Des Weibes Schützer ist der Mann,
D'rum muß er kühn und tapfer sein:
Und eh' ich zärtlich lieben kann,
Will ich der Achtung mich erfreu'n;
Ist's Euch gefällig denn, Ihr Herren,
Mir eine Prüfung zu gewähren?

Heinrich, Richard und **Wilhelm.**

Wir scheuen weder Hölle noch Tod,
Strahlt uns der Liebe Morgenroth,
Laß den Befehl zur Prob' ergeh'n,
Wir werden muthig sie besteh'n,
Und dem der Himmel das Leben gewährt,
Der sei von Dir als Gatte gewählt.

Mathilde.

Wer den größten Muth bewährt,
Sei mir als Gatte vermählt.

Alle.

So eilet, daß die Probe
Den Muth des Glücklichen lobe.
Nun stille, bis Trompetenschall
Im Schloß verkündet den Gemahl.

(Alle ab).

Hidallan und Malvina.

Melodram.

Personen.

Starno, König von Ullin im südlichen Irland.
Malvina, seine Tochter.
Oskar, sein Sohn.
Hidallan, **Kathmor**, **Athos**, Irische Fürsten.
Swaran, Fürst von Ithona.
Fiona, seine Tochter.
Konal, Fürst der Insel Togorma, (Starno's bedrängter Freund).
Minona, seine Tochter, (Oskars Braut und ihm am Ende vermählt.)
Kairbar, König von Jüttland, (Konals Feind, und ihn bekriegend).
Karril, ein Barde Starno's.

Mehrere **irische Fürsten**, **Krieger**, **Barden**.

Hidallan und Malvina lieben sich leidenschaftlich. Ihr Vater Starno haßt ihn aber entsetzlich, weil er seinen Sohn, ihren Bruder einst zufällig auf der Jagd getödtet hatte. Indeß hört Starno, daß einer seiner Freunde schrecklich bedroht wird, und vom Feinde schon eingeschlossen ist. Er läßt alle seine Fürsten aufbiethen, und eilt mit ihnen zu seiner Befreiung. Allein die Fürsten werden beim Mahle der Muscheln alle von Malvinens Schönheit entflammt und kämpfen um sie, vorzüglich Kairbar. Allein Hidallan siegt. Sie ziehen nun alle ab. Als sie schon abgesegelt sind, kehrt Kairbar wieder zurück, raubt sie und entführt sie auf seinem Schiffe auf eine Insel, wo er eine Burg hat. Indeß hat ihr Vater die Entführung an diesen Ort erfahren, hält aber alles geheim, segelt nach der Insel, tödtet den Kairbar im Zweikampfe, läßt aber Malvina nebst Swarans Tochter hier unter der Aufsicht Oskars, seines zweiten Sohnes, der zwar den Hidallan liebt, aber seinen Vater noch mehr. Vergebens dringt Malvina, und selbst Fiona, in ihn, sie von der Insel wegzulassen oder einen Boten zu senden an ihren Hidallan. Die kindliche Liebe siegt, er wagt nicht seinen Vater zu hintergehen, der auf ihn das unbedingteste Zutrauen setzt. Sie entkommen endlich in Schiffertracht, oder als Jäger. Fiona hofft auch ihren Geliebten dort zu finden. Sie langen an, mischen sich in die Schlacht. Hidallan ist der Freund ihres Geliebten geworden. Vergebens sucht Hidallan den Tod. Malvina sieht ihn endlich im dichtesten Gedränge in Lebensgefahr, schützt ihn und empfängt für ihn, ohne daß er es erfährt, den Todes-

streich. Ihr Geist erscheint ihm; Fiona erzählt den ganzen Hergang, und er stirbt, theils an Wunden, theils aus Sehnsucht nach ihr. Sein Grab wird errichtet. Chor von Geistern.

I. Akt schließt mit der Ankunft der Kriegsnachricht und der versammelten Fürsten.

II. Akt mit dem Kampfe der Fürsten um Malvina.

III. Akt mit Kairbars gewaltsamer Entführung Malvinens.

IV. Akt mit ihrer Flucht von Kairbars Insel.

V. Akt mit ihrem und Hidallans Tod.

NB. Malvina erscheint ihm sterbend, als er gerade betrauert, daß er sterben müsse ohne von ihrem Schicksale etwas zu wissen, und sich deßwegen abhärmt, weil er sich vorstellt, wie viel sie leiden werde, bis sie sich endlich zu Tode grämt und ihm nachfolgen kann, wo er sich dann freut, sie wieder zu sehen in den Geisterhallen.

Data.

Fiona liebt gleichfalls lange schon den Hidallan, ward aber von ihm verschmäht, und Malvina, die Glückliche, war's, die ihr sein Herz, das schon etwas zu fühlen begann, beim ersten Blick entriß. Dies wußte sie und brannte, voll Schmerz und tiefgebeugt, dieses Mädchen, das ihr den Einzigen, den Geliebten ihrer Seele und des glücklichen Lebens raubte, zu sehen und zu kennen. Wie groß ist

jetzt ihr Erstaunen, als sie diese Entdeckung macht. Sie beredet daher vorsätzlich und selbst alles zu wagen entschlossen, das Letzte und Aeußerste, um Hidallan zu gewinnen, Malvinen zur Flucht, verschafft beiden Jünglingskleider und Rüstungen aus ihres Vaters Hallen, und beredet sie am Ende auch dazu, sich in die Schlacht zu mischen, (NB. doch so mit etwas Zagen, daß man eine nicht scheußliche Seele durchsieht, sondern die doch das Böse mit Abscheu thut und mit Furcht, blos von heftiger Leidenschaft bethört und verblendet.) Als die Schlacht beginnt, zieht sie, getrieben von Gewissensangst, da Malvina schon in's Gefecht gegangen ist, ober dem Schlachtfelde auf einem Felsen stehend, ihre männlichen Kleider aus. Dann stürzt sie, nachdem sie vorher in Ohnmacht lange gelegen, herab zu Malvinens Vaters Füßen, beweint, was sie that, und dieser tödtet sie, im Schmerz über seinen Sohn, in der ersten Wuth.

Die letzte Schlacht wird gefochten, während seitwärts auf einem Hügel die Barden stehen und singen, wobei sie im lyrischen Silbenmaß den Streitenden Muth zurufen und zugleich anrufen die Geister der Nacht, die Geister der Todten, der Helden, die über ihnen schweben.

Länder und Könige, auch Städte, Flüsse, Berge ꝛc.

Inisthona, ein eigenes Königreich in Skandinavien, aber von Lochlin oder Jütland abhängig.

Branno, ein Fürst am Lego.

Lano, ein sumpfiger See in Skandinavien, dessen Ausdünstung für tödtlich gehalten wurde.

Fingals Selma, war der Wohnsitz der Könige von Moro von Schottland.

Kona, ein Thal unweit Selma.

Armin, Beherrscher von Toyorma, einer der Hebriden.

Argyleshire, eine Landschaft in Schottland.

Karrikthura, der Wohnsitz der Könige von Inisthone.

Branno, Bergstrom in Schottland.

Sora, eine Landschaft in Dänemark.

Gormal, die Wohnung der Könige von Lochlin oder Jütland.

Lotha, großer Strom in Nord-Schottland.

Lora, Fluß bei Selma.

Kroma, ein eigenes, jedoch vom ersten Könige abhängiges Reich in Irland.

Artho, oberster König in Irland.

Kormo, sein Sohn, der ihm in der Regierung folgte.

Temora, der Wohnsitz der obersten Könige von Irland. Den südlichen Theil von Irland bewohnten die Firbolgen (daher er auch Bolga hieß; Firbolg bedeuten Köhlerleute), den nördlichen die Käls, aus deren Stamme

die obersten Könige der Insel waren; daher die häufigen Streitigkeiten zwischen den Fürsten des Südens und des Nordens entstanden.

Swaran, König von Jütland.

Connaught, das südliche Irland.

Torlath, ein Fürst im südlichen Irland.

Togorma, eine der Hebriden, welche Konal gehörte.

Usnoth, Fürst von Etha, eine Landschaft in Schottland.

Perrathon, skandinavische Insel.

Mora, ein Sitz in Irland.

Ithona, eine wüste hebridische Insel.

Fuerföd, skandinavische Insel.

Männer-Namen.

Salgar, Kronnon, Konal, Dargo, Kalmar, Nathos, Althos, Ardan, Usnoth, Stormal, ein Barde, Oskar, Ryno, ein Barde, Zamor, Hidallan.

Weibliche Namen.

Kolma, Minona, Vinvella, Komala, Alona, Dorthula, Malvina, Dersagrena, Melikoma.

Zu verwebende Facta und Gewohnheiten und Memorabilia.

Die Ehre des Speeres, eine Art von Ritterspiel oder Ehrengefecht, das die nordischen Völker einander gaben.

Die Barden wiederholten bei jährlichen, von den Fürsten veranstalteten Feierlichkeiten ihre Lieder. Welche nun werth gefunden wurden, auf die Nachwelt zu kommen, mußten den Kindern gelehrt werden.

Die Lieblingshunde wurden bei ihren Herren begraben.

Es herrschte der Glaube an ein bestimmtes Schicksal.

Wenn alte Krieger ihre Waffen nicht mehr führen konnten, hängten sie sie in der Halle auf.

Jungfrauen trauerten auf den Gräbern ihrer Freundinnen.

Man sandte Barden und Krieger, die Todten zu begraben, die die Namen der Helden verewigen mußten.

Den Druiden schrieb man den Umgang mit den Geistern und ein höheres Wissen zu.

Erster Act.

Platz vor Starno's Palast.

Malvina, Karril mit der Harfe. Beide auf dem Stamme einer gebogenen Eiche.

(Malvina verlangt von Karril die Erzählung vom Tode ihres Bruders durch Hidallans Schwert zu hören).

Malvina.

Kalt saust der Herbstwind durch der Eichen Häupter;
Und schaurig ist des Bergstroms fernes Brausen;
Und bang ist meine Seele, edler Sänger!
Laß traurig sanft zur Harfe den Gesang
Ertönen! Singe, wie mein Bruder durch
Hidallan fiel, den Jüngling meiner Liebe.

Karril.

Die Flamme eines Wetterstrahls
War Fillon in der Schlacht;
Ein Sturm, der Fels und Eichen stürzt,
Hidallans Arm im Kampf.

Mit Beiden focht auf Lochlin einst
Barrathrons düst'rer Fürst;
Mit jedem focht er einen Tag
Bis Nacht vom Himmel sank.

Doch keiner fiel und jedem wich
Barrathrons düst'rer Fürst,
Gab sich besiegt, um für den Sieg
Der Fürsten Tod zu schauen.

Die Seele voll von List und Trug,
Nahm er den eig'nen Schild,
Und stellte sanft sich zwischen Beide
Mit solchen Worten hin:

„Nur Einer hat im Kampfe mich
Besiegt; dies weiß mein Herr;
Dem Sieger sei mein Schild geweiht,
Er nehm' ihn muthig sich."

Da schlug in Fillons Seele auf
Des Stolzes wilde Glut,
Des Kampfes Ruhm und Preis, den Schild
Wollt' er für sich allein.

Entflammt trat jetzt Hidallan vor:
„Nicht weich' ich kühnem Trotz;
Mein war der Sieg, mein bleibt der Lohn;
Den Schild raubt mir der Tod!"

Mit arger Seele sagte nun
Barrathrons düst'rer Fürst:
„Kämpft mit dem Schwert, mit Worten nicht,
Wer siegt, dem sei der Schild!"

Sie kämpften, sonst sich hold und Freund,
Mit ach! zu rascher Wuth;
Wild flogen über Thal und Forst
Der Schwerter Blitze hin.

Sie kämpften bis Hidallans Schwert
In Fillons Busen drang;
Er sank — mit ihm Hidallans Wuth,
Und Schmerz erwachte bang.

Er ließ des Freundes Grab erhöh'n,
Und Bardensang erscholl.
Und in das düstre Haus versenkt
Er ihm zum Ruhm den Schild.

Die Ruhe fand des Jünglings Geist,
Denn ihm erscholl Gesang;
Doch nimmer fiel in Starno's Brust
Der Freude Sonnenstrahl.

Sein Haß ist eine düst're Nacht,
Entsetzlich aufgehellt
Vom Schmerze, wie von Todesglut,
Wenn Sturm aus Wolken heult.

Wer schmückt nicht gern das Mädchen seiner Liebe?
Der Jüngling will durch sie sich selbst belohnen;
Er sie, wie der Frühling das Gefilde,
Und alles Schöne weiht er ihrer Schönheit.

III. Prosaische.

Der zwölf Bilder-Roman.

Vorspiel.

Jetzt traten wir, sehr heiter gestimmt, in das letzte Zimmer der fürstlichen Bilder-Gallerie. Zwölf Gemälde schimmerten uns in der vortheilhaftesten Beleuchtung entgegen: Eine Landschaft, ein Nachtstück, ein Gesellschaftsstück, ein Seestück, ein Karrikaturen-Bild, ein Frucht- und Blumenstück, ein Jagdstück, ein Schlachtgemälde, ein historisches Gemälde, ein Porträt in Lebensgröße, ein Thierstück und ein perspektivisches Architektur-Gemälde.

Minchen blieb am Eingange in freundlicher Verwunderung stehen, ach, welche reiche Mannigfaltigkeit! sagte sie endlich; wohin soll ich mich zuerst wenden? Ich habe heute schon zu viel gesehen und gerathe nun wirklich in Verwirrung. — Ei nun, sagte die Mutter zu mir, bringen Sie uns doch alle die Verschiedenheiten unter einen Gesichtspunkt, damit wir sie besser übersehen. Kann das nicht sein?

Die Frage setzte mich für den ersten Augenblick in Verlegenheit. Ich schwieg nachdenklich, indeß Mutter und Tochter mich lächelnd ansahen. Meine Augen flogen über alle Bilder hin, um dasjenige aufzufinden, mit dem ich meine Erklärung so anfangen wollte, daß das letzte einen

schicklichen Schluß zu allen zwölf Stücken gäbe. Da geschah es plötzlich, was in einem glücklichen Augenblicke manchmal auch im Leben selbst zu geschehen pflegt: Ich fand mehr als ich suchte! Ja, sagte ich mit freudigem Stolze, sie sollen den einen Gesichtspunkt finden, denn ich will sogleich alle zwölf Gemälde verbinden — durch eine zusammenhängende Erzählung! Die von den Damen mir entgegengestellte Ungläubigkeit an mein Talent entflammte meine Phantasie mit den Bildern in die Wette, und ich begann, mit der Versicherung, daß in einer halben Stunde aus den Gemälden eine ganz sentimentale, humoristisch-tragikomische u. s. w. Geschichte entwickelt sein solle.

Den Zeigefinger emporhaltend trat ich ganz vor das

Landschaftsgemälde.

Noten.

1. Landschaftsgemälde (Hirtenstück). 2. Nachtstück (Mondscheingemälde). 3. Gesellschaftsstück (Marktstück). 4. Seestück. 5. Karrikatur. 6. Frucht- und Blumenstück. 7. Jagdstück. 8. Schlachtstück. 9. Historisches Gemälde. 10. Porträts. 11. Thierstück. 12. Architektur und Perspektiv-Malerei. (Die Zukunft der Liebenden.)

I. Wasser; See, ausgetretenes Wasser, Wasserfall, Bach, Brücke, Steg, Fluß, Blumen rc.

II. Erde; Wege, Hohlwege, Grenzsteine, Gartenmauer, Fels, Hügel, Gehölz, Berge, Aussicht, Thäler.

III. Luft; Luftfarbe, Abendwolken, Abendsonne, Grün, verschiedenes.

IV. Staffirung der Landschaft; Heerden, andere Thiere. Wild. Wohnungen der Menschen Kloster-Kapelle, Dorf, Hütte auf und am Felsen. Figuren. Wandelnde und ruhende Schäfer. Zwei Liebende. Frühlingsabend. Charakter der ganzen Landschaft. See, ausgetretenes Frühlingswasser. Wasserfall, herabstürzend in Strudel und Wellen, fortfließend, in Schaum aufgelöst, Iris vom darauffallenden Licht. Beschatteter Bach zwischen hellbeleuchteten Sträuchen. Brücke oder Steg. Zurückkehrender Fluß, als ob er etwas vergessen hätte. Sich verlierende und hervorbrechende Wege. Hohlweg. Mit Kräutern bedeckter Grenzstein oder Denkmal. Klosterkapelle. Gartenmauer, deren herabhängendes Laub sich im vorbeifließenden Bach spiegelt. Alte Burgruinen. Hütte, an den Felsen gelehnt und eine oben auf einem Felsen Hinten ein Dorf vorguckend. Bedecktes Dorf, das nur hie und da hervorguckt. Wild, das aus dem Walde hervortritt, in verlängertem Schatten. Heerden. Ein Schäfer auf dem Felsen sitzend. Ferne Stadt mit Thürmen (hervorragend) hinterm See im Duft. Abwechselnde Thäler und Hügel und Gehölz mit sanftwallenden Wipfeln und schlanken Zweigen. Felsen mit Moos bekleidet und hängendem Epheu. Bejahrte Eichen, Felsenrisse, Schlucht mit Durchsicht in eine freie Landschaft. Geröthete Berge vom Abendschein. Gebrochene Aussicht an den Seiten der Landschaft, um der Zerstreuung des Auges vorzubeugen. Freie Öffnung des Horizontes. Die Luft gibt die mehr

Gesellschaftsstück, Bril, Conninxloo, Duc, Jannek, Lunghi, Gonzales, Laanen, Zil Valentin, Metzu, Neer, Eylon, Platzer, Tol, Terburg.

Architektur-Malerei. Ghisolfi, Panini.

Halbe Farben. Siehe Hagedorns Index.

Marktstücke. Heilenbreker.

Liebesaufkündigung durch Interpunction.

Erzählung.

Luisens Herz war schon so oft besiegt worden, daß sie bereits dem Alter nahte, wo sie selbst kein männliches Herz mehr besiegen konnte. Bisher mußten immer wenigstens vier Sklaven ihren Triumphwagen ziehen. Jetzt wurde sie (eine Eigenheit so vieler einst mächtig herrschenden, endlich entthronten Weiber!) nach Siegen gieriger, je seltner diese wurden. Nach dem gänzlichen Verlust ihrer Siegesmacht übernahm sie die Rolle des Schiffbrüchigen, der, wenn das gescheiterte ganze Schiff zu Grunde geht, ein Brett genügsam ergreift und dieses um so fester umklammert.

Den jungen reichen Adelston hatte sie zu diesem Brette erkoren. Er schien auch dazu geeignet, denn er war so unerfahren im Reiche der Liebe, daß er jedes Dorf darin für eine Hauptstadt hielt.

Lais-Luise verstand die Kunst, das Wenige geltend zu machen und den Gefangenen durch Zurückhaltung und allmäliges Anhalten wie durch Zauber immer zu gewinnen

und an sich zu ziehen, in so hohem Grade, daß sie der sehnsuchtsvollen Wonnetrunkenheit des in ihr Netz verstrickten Jünglings als die Residenz selbst im Reiche der Liebe erschien.

Rinaldo-Adelston dachte auch gar nicht mehr an's Entkommen und Zerreißen des Garnes, bis der Veteran Robert ihm den Spiegel der häßlichen Wahrheit und der noch häßlichern Zukunft vor das umnebelte Seelenauge hielt. Auf einen schweren Schlaf folgt gewöhnlich ein desto plötzlicheres und heftigeres Auffahren des Erwachenden. Des Entzauberten erster Gang war zu Louisen. Wenn auch kein ganzer, doch wenigstens ein halber Natursohn, sprach er zu ihr rücksichtslos, malte die Schändlichkeit des buhlerischen Spinngewebes mit den grellsten Farben und schied für immer. Ehe er ging, sank Louise in eine Ohnmacht, während welcher sie jedoch keines seiner Worte verlor. Das bestürzte ihn jedoch nicht, da Robert ihm diese Sonnenfinsterniß vorhergesagt hatte, und er also darauf gefaßt war.

Louise erhob sich, als Adelston kaum die Thüre geschlossen hatte, vom Sopha und schloß so:

„Je unglücklicher das Weib, desto interessanter, je sanfter, desto mächtiger. Man hat Beispiele, daß Selbstentsagung Reue, Rückkehr bewirkten.“

Sie ergriff die Feder und schrieb an Adelston; denn sie vermuthete nicht, daß er von ihr wisse, was sie selbst von sich wußte. So lautete der rhapsodische Brief:

„Erster, einziger und letzter Besitzer meines Herzens! Weh mir! Getäuscht bin ich, betrogen, verrathen! Nimmer, nimmer kehrt er wieder?“ so ruf' ich unaufhörlich —

Unerfahrenheit, grenzenlose Hingebung führte mich in Deine Arme! Nein! Du weißt es nicht, was ich für Dich empfand! Nur meine Schmerzen können Dir den Reichthum meiner Liebe schildern.

So sei denn frei! ich bin es auch, und entsage Dir und dem Glücke, Dich zu besitzen. Aber kehrst Du einst reuig zurück — weh mir! — ich wäre schwach genug, mich nochmal von Dir täuschen zu lassen. So groß ist meine Gluth. Nicht glaube mich frei! Leb' wohl! Wir sehen uns hier oder dort. Mir sagt's mein Herz, denn nicht glücklich kann es sein, ohne Dich. Ewig — Dein, Du nicht mein."

Diesen lügenhaften Brief zu erwiedern, hielt Adelston unter seiner Würde. Statt aller Antwort schickte er der Buhlerin den nämlichen Brief zurück, aber die veränderten Interpunctionen sagten alles, was darauf zu sagen war, mit voller Deutlichkeit.

So lautete jetzt der Brief, welcher nun ein ganz anderes Aussehen hatte, und durch wenige Striche aus jugendlich schönem Anblick in Häßlichkeit verwandelt war:

„Erster? einziger? und letzter? Besitzer meines Herzens? Weh mir!!! getäuscht bin ich? betrogen? verrathen? Nimmer! — Nimmer kehrt er wieder! Unerfahrenheit, grenzenlose Liebe und Hingebung führten mich in Deine Arme! Nein! Du weißt es nicht, was ich für Dich empfand. Nur meine Schmerzen sollen Dir den Reichthum meiner Liebe schildern.

So sei denn frei! ich bin es auch und entsage Dir und

dem Glücke? Dich zu besitzen!!! — Aber kehrst Du einst reuig zurück — weh mir!!! — Ich wäre schwach genug, mich nochmal von Dir täuschen zu lassen? So groß ist meine Gluth — nicht! Glaube mich frei! Leb' wohl! wir sehen uns hier oder dort? mir sagt's mein Herz — nicht! Denn glücklich kann es sein ohne Dich — ewig!! Dein? Du nicht mein!!!"

Sollte einem künftigen Adelston diese Veränderung der Interpunctionen nicht genügen, so könnte er ja auch Ausstreichen und Numerirung einzelner Worte allenfalls noch zu Hülfe nehmen.

Monolog eines Tabakfreundes.

Weit entfernt von Parteilichkeit und beschränkter Ansicht, muß der wahre Verehrer der edlen Tabakpflanze bereit sein, dieselbe in jeder Gestalt, mit Mund und Nase, zu genießen. Dankbar für die schönen Augenblicke und Stunden, die ich ihr verdanke, will ich nun, die Pfeife im Munde, die Dose vor mir auf dem Tische, in Wechselgenüssen schwelgend, das Lob des Tabaks mir denken, vielleicht einmal zu Papier bringen.

Es gibt gewisse Augenblicke der Verstimmung, der üblen Laune und der Unzufriedenheit mit der Welt und mit uns selbst, auch Augenblicke des Versinkens in einen stillen, reflektirenden Zustand ohne übermäßige Geistesanstrengung, in welchen alle Freuden der Welt nicht im Stande wären,

uns jenes wohlbehagliche Vergnügen zu ersetzen, welches ein Pfeifchen mit Rauchtabak uns gewährt. Der Tabakraucher ist zugleich ein Mann der Geselligkeit und der Einsamkeit. Ein fröhlicher Kreis dampfender Freunde ist ihm eine Götter-Versammlung. Wenn er in tiefer Einsamkeit wandelt und sein Pfeifchen bei sich hat, so kann er mit Cicero sagen: „**se nunquam minus solum esse, quam cum solus sit.**“ Eine Schnupftabaksdose ist die Hypokrene guter Gedanken für den Einsamen, für den Geselligen aber ein Magnet der Gesprächigkeit.

Ringe-Geschichten.

Der Ehering (nach meinem Drama).

Ring. (Nach **Rogers Italy**).

Ring des Gyges; (englisches Gedicht, und mein kleiner Aufsatz).

Die Ewigkeit — Schlangenring.

Ballade vom Ring aus dem **Tales of Wonder.**

Der bezaubernde Ring oder des Ringes Zauber. (Komische Erzählung nach **Southey's** Romanze **Charlemain**).

Die drei Ringe; (nach **Colburns New Monthly Magazin.** Dezember **1837**, Seite **509**).

d'Israely — **Lambs Eliah.**

Indexe: Stollberg. Artemidors Traumbuch. Montaigne. **Essayists.** Dio Cassius. Acerra. Adam. —

Der goldene Ring.

Eine italienische Sage.

Die kleine Begebenheit, die ich hier erzähle, soll sich ungefähr in der nämlichen Zeit ereignet haben, welche dem Shakespeare den Stoff zu seinem „Kaufmann von Venedig" lieferte. Findet der Leser in den beiden kleinen Geschichten einigen Anklang, so wird die jetzt mitgetheilte ihm dadurch vermuthlich noch interessanter erscheinen. —

An der Straße, die nach der nahe gelegenen Stadt Bologna führte, stand ein kleines Gasthaus, unweit davon eine kleine Kapelle. Das Gasthaus war niedlich, die Wirthin freundlich und ehrlich, ihre Tochter das Ebenbild der schönen Mutter, nur mit dem Unterschiede, daß man bei dieser an die Vergangenheit denken mußte, bei dem Mädchen aber beinahe die Gegenwart vergaß, wenn sie sprach oder lächelte.

An einem schönen Sommerabende kamen drei Wanderer. Sie setzten sich unter schattige Laubgewölbe des Rebengeländers und verlangten eine Flasche Wein. Der älteste der drei Kumpane schien, nach der Aussprache und dem kleinen Spitzbarte zu schließen, ein Venetianer zu sein. Er bemühte sich sehr artig zu thun, aber seine Gesichtszüge flößten wenig Zutrauen ein. Er lächelte unaufhörlich, aber nur mit dem Munde, nicht mit den Augen, die von demjenigen, mit dem er sprach, immer abgewendet waren. Seine beiden Gefährten benahmen sich barsch und ließen manchen

derben Soldatenfluch erschallen. Von der Hitze gequält, legten sie die Mäntel ab, steckten die Handschuhe in den Gürtel, und fingen ein ernsthaftes Gespräch an.

Endlich standen sie auf, und der Venetianer sagte zur Wirthin: „Schöne Frau! Wir möchten Euch gerne diesen großen goldenen Ring für ein paar Tage in Verwahrung geben.“

Wirthin. Vergeßt nicht, liebe Herren, daß wir in unserm Häuschen, so wie im ganzen Dorfe weder Schloß noch Riegel an den Thüren haben. Und wenn auch dies wäre, wo fändet ihr Sicherheit wegen der richtigen Zurückstellung.

Venetianer. In Eurem Ehrenworte, schöne Frau!

Wirthin. Wenn ich aber noch in dieser Nacht stürbe, was wär's dann mit der Sicherheit?

Venetianer. Ihr könntet uns ja eine schriftliche Empfangsbestätigung geben.

Wirthin. O ja, — wenn Ihr sie schreiben wollt.

Die Schrift wurde sogleich aufgesetzt, und die Wirthin unterfertigte sie in Gegenwart des Dorf-Wundarztes Signor Bartolo, welcher sich so eben eingefunden hatte, um in der Schenke etwas von den Tagsneuigkeiten zu erfahren. Die Urkunde lautete dahin, daß die Empfängerin den Ring auf Verlangen wieder auszuliefern habe, aber nicht an E i n e n, auch nicht an Z w e i, sondern an die D r e i, von welchen sie denselben erhielt.

Die drei Herren gingen fort. Nach kurzer Zeit aber

kam der Venetianer zurück und bat die Wirthin ihm das Ringfutteral zu geben, damit er eben so, wie die beiden andern es gethan hatten, demselben sein Siegel aufdrückte. Die Wirthin brachte das Futteral. In dem Augenblicke, da sie dasselbe auf den Tisch legte, wurde sie zu einem ankommenden Gaste abgerufen, der so eben vom Pferde stieg. Sie kam sogleich wieder zurück, aber Mann und Ring waren verschwunden.

Die Wirthin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und schrie der herbeieilenden Tochter entgegen: „Weh uns! weh mir und dir! Unglückskind! O daß du lieber nicht geboren wärst! O daß ich tief im Grabe läge! Wir sind verloren! Unser Unglück ist grenzenlos!“ —

Sie weinte und wehklagte ohne Aufhören. Am nächsten Tage erschienen die beiden Andern und verlangten den Ring, den sie ihnen nicht geben, ja nicht einmal zeigen konnte. Das ihr anvertraute Gut war verschwunden wie der Dieb selbst. Die Eigenthümer eilten nach Bologna, um die Sache vor Gericht anhängig zu machen. Was konnte sie der Forderungsklage entgegen setzen? Sie hatte ja den Ring — aus Dummheit oder Nachlässigkeit, dem E i n e n gegeben und hätte ihn doch nur an alle D r e i ausliefern sollen. Ihr Verderben war unvermeidlich.

Als die Verzweiflung der Mutter den höchsten Grad erreicht, und die Tochter Gianetta mit ihr gewetteifert hatte, welche von beiden mehr Thränen vergießen könnte, that das Mädchen plötzlich einen Freudensprung und sagte: „Aber wozu nützt alles Verzweifeln und Weinen? Ich weiß noch

Einen, der uns vielleicht helfen kann. Und dieser Eine ist kein anderer als mein lieber treuer Lorenzo Martelli, der dir, Mütterchen, nicht recht zu Gesichte steht. Und doch ist er der Einzige, der uns helfen kann; ja, ich bin überzeugt, daß er das Unmögliche möglich machen wird, weil der Liebe, was eine weltbekannte Sache, nichts unmöglich ist." —

Gianetta sprach mit solcher Zuversicht, mit solcher Beredsamkeit, daß die Mutter ihr endlich nach Bologna zu gehen erlaubte, wo Lorenzo sich aufhielt; er hatte dort unter dem berühmten Rechtsgelehrten Giovanni Andrea und seiner Tochter Novella studirt, welche, wenn der Vater verhindert war, den Zuhörern Vorlesungen hielt, jedoch mit Anwendung des Vorsichtsmittels, daß die eben so gelehrte als reizende Stellvertreterin hinter einem sie verbergenden Vorhange saß, um durch ihre Schönheit nicht die Gedanken der Schüler von dem Hauptgegenstande abzuziehen und der Themis eine Novella unterzuschieben.

Schon umarmten sich die Liebenden in Bologna, und nachdem der erste Sturm des Entzückens beschwichtigt war, meldete ihm Gianetta die Ursache ihres Kommens. Hatte sie in den ersten Augenblicken ihr Elend und ihren Schmerz und ihre Mutter vergessen, so ergoßen sich nun ihre Klagen um so rührender. Lorenzo erblaßte und sagte mit gepreßter Stimme: „Ich — ich soll euere Vertheidigung vor Gericht führen? weißt du, daß ich noch keinen Rechtshandel geführt habe, daß ich noch ganz ungeübt bin? Dieser Fall erfordert aber einen sehr erfahrenen, sehr bewanderten Anwalt, sonst seid ihr verloren!"

Gianetta behauptete dagegen abermals: Der Liebe sei nichts unmöglich, und sie wußte diese sehr gewagte Behauptung mit solchen Gründen — nämlich mit Thränen, Lächeln und Küssen — zu unterstützen, daß Lorenzo endlich ausrief: „Ich thue, was du verlangst, und möge der Retter der Hilflosen mir Muth und Kraft verleihen! Auf jeden Fall aber sollst du und deine Mutter, so lange mir noch ein Bissen Brot bleibt, keinen Mangel leiden; eh' will ich mich für euch durch die Welt betteln!" —

Der entscheidende Tag erscheint; die Richter versammeln sich, die Kläger treten vor und bringen ihre Klage an. Der Anwalt der Beklagten wird gerufen; niemand meldet sich; kein Laut regt sich zur Vertheidigung. Die Richter besprechen sich, und gebiethen Stillschweigen, um das Urtheil bekannt zu machen. In diesem Augenblicke erhebt sich Lorenzo, an die Schranken vorschreitend, und spricht:

„Ehrwürdige Richter! Darf ein Jüngling es wagen, vor euch das Wort zu nehmen? — Erlaubet mir, ich bitte, für eine Unglückliche zu sprechen, die keinen andern Beistand zu erwarten hat, die ohne mich verlassen wäre von aller Welt! Kurz sei meine Rede! — Viel Wahres und Gewichtiges hat der Anwalt der Kläger über die Pflicht der Zurückstellung eines anvertrauten Gutes gesagt. Die Beklagte muß ihre Pflicht auf das Pünktlichste erfüllen; dies zu thun ist ihr innigster Wunsch, ihr fester Wille. Es frägt sich aber vor Allem: „Wem soll sie den goldenen Ring ausliefern? Was sagt die Schrift? Nicht Einem — nicht Zweien — sondern den Dreien!" Die Dreie sollen

denn erscheinen und — den Ring in Empfang nehmen!"

Wer kann an dem Ausgange des Rechtshandels zweifeln? Der Dieb des Ringes hatte für gut befunden, sich unsichtbar zu machen, und die zwei Kläger, die denselben schon früher in Gemeinschaft entwendet hatten, durften denselben nicht zurückfordern. Die Wirthin konnte also nicht verhalten werden, den Ring, den sie ohnehin nicht hatte, auszuliefern.

Lorenzo, der nun als Anwalt von Vielen gesucht wurde, erwarb sich in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen und dazu — Gianetta's Hand.

Zur Geschichte der Poesie.

In den patriarchalischen Zeiten der Erde waren die Fürsten immer die ersten Priester der Gottheit. Daher strömten David und Salomon ihre poetischen Seelen in glühenden Hymnen aus.

Dann kam ein langer Zeitraum unter allen Nationen, wo die Dichtkunst im Schoße ländlicher Natur lebend, kein fürstliches Haupt begünstigte.

Erst später in dem schon von allen Leidenschaften glühenden Jünglingsalter der Menschen zeigte sie sich wieder neben und auf dem Throne.

Ueberhaupt erscheint sie in jener Zeit, welchen Liebling sie sich auch erwählen mochte, immer mit einer gewissen anmassenden Heftigkeit und einem Streben nach ausschließendem Besitz, dergleichen sie in den spätern Zei-

ten des gebildeten Europa nicht kannte, sondern immer mehr voll sanfter Humanität erschien, vorzüglich in den Zeiten der Troubadours und Minnesänger, da Kaiser, Könige und Fürsten ihre erklärten Lieblinge waren und des Thrones vergaßen, indeß die liebliche Poesie zugleich mit der Liebe den Thron bestieg.

Nirgends äußerte sie sich aber mit mehr Leidenschaftlichkeit, als in dem ältern Dionys von Syrakus. Er war von der Vortrefflichkeit seines Genies im höchsten Grade eingenommen. Was also die Eitelkeit an und für sich schon vollkommen bewirkt hätte, dem setzte die Schmeichelei noch das Sternen-Diadem auf. Dionys hielt sich eine eigene Menagerie von Poeten, ließ Versifexe aus Osten und Westen herbeikommen, welche denn auch eine so unermeßliche Quantität von Weihrauch mit sich brachten, daß er sich nun vollends apotheosirte und seinen Platz auf dem Parnaß gleich neben Apollo einnahm. Unter der ganzen Schaar zeichnete sich nur ein einziges Wesen durch sein wirkliches poetisches Talent eben so vortheilhaft aus, als nachtheilig durch seine Unklugheit. Ein vernünftiger Mensch lobt, wo ihn seine Ueberzeugung — oder die Umstände zum Lobe zwingen; denn unbeugsamer Starrsinn hat gewiß noch wenig gefruchtet.

Dionys las dem Philoxenus (so hieß der felsenfeste Poet) einige Gedichte vor und erbat sich sein Urtheil darüber, welches der Unbesonnene denn auch mit so thörichter Freimüthigkeit that, daß er zur Sklavenarbeit in den Steinbruch spazieren mußte. Allein Dionys versöhnte sich

und zog den versteinerten Dichter sogar wieder an seine Tafel und ermangelte nicht, nebst den köstlichsten Speisen und Weinen, den Gästen auch seine minder köstlichen Verse zum Besten zu geben. Als er nun die Gedichte abgesungen hatte, wendete er sich sogleich wieder an Philoxenus und erbat sich abermal sein Urtheil, zu dessen Berichtigung er das Seinige gethan zu haben glaubte. Allein dieser, statt dem Fragenden zu antworten, kehrte sich gelassen zur rückwärts stehenden Wache mit den Worten: Führt mich nur wieder in die Steingrube!" — Aber die witzige und bescheidene Wendung machte, daß ihm Dionys diesmal verzieh.

Dionys hielt sich nun für den größten Dichter seiner Zeit, und schickte seinen Bruder nach Olympia, daselbst für ihn um den Preis in der Dichtkunst zu streiten. Die Gedichte wurden den Leuten mit der wohlklingendsten Stimme vorgesungen und daher von den Zuhörern anfangs gut aufgenommen. Als die Versammlung aber die Gedichte etwas näher untersuchte, brach sie in lautes Gelächter aus und zischte die Sänger von der Bühne herab. Dionys gab jedoch deßhalb nicht muthlos die Palme auf, sondern sandte seine Gedichte zum zweitenmal nach Olympia, wo sie aber ihr erstes Schicksal zum zweitenmal erfuhren.

Er gerieth darüber in düstere Schwermuth und sagte: er sähe nun, daß er von Allen beneidet würde. Der versagte Lorbeer war fruchtbar an Todesstrafen und Verweisungen. Da Olympia so hartnäckig war, versuchte Dionys sein Glück zu Athen, wo er bei einem Wettstreite der tragischen Dichter ein Trauerspiel aufführen ließ und zum Sie-

ger ausgerufen wurde. Dieser Sieg scheint für ihn um so rühmlicher, weil die Athenienser ihm, da er stets ihren Feinden, den Lacedämoniern, beigestanden war, gar nicht günstig waren, und also gewiß kein parteiisches Urtheil für ihn werden gefällt haben. Sein Entzücken darüber war aber auch so groß, daß er den Ueberbringer der Nachricht reichlich belohnte, den Göttern Opfer brachte, und durch viele Tage nach einander Gastmahle, glänzende Feste und Lustbarkeiten anstellte. —

Viel bescheidener dachte August von seinem poetischen Talente. Er hatte ein größeres Gedicht in Hexametern geschrieben, welches Sicilien zu seinem Stoffe hatte. Daß er die Poesie humaner betrieb, zeigt sich schon dadurch, daß er eine Sammlung von Sinngedichten herausgab, die er größtentheils im Bade geschrieben hatte. Er war jedoch ohne alle Vorliebe für seine Arbeiten und verurtheilte, wie ein zweiter Brutus, seine (poetischen) Kinder selbst zum Tode. Er hatte ein Trauerspiel Ajax *) verfertigt, welches ihm nachher so mißfiel, daß er es ganz vertilgte und seinen Freunden, die sich nach dem Befinden seines Ajax erkundigten, zur Antwort gab: „er wäre in die Schwemme ge-

*) Wahrscheinlich eine Nachahmung der Sophokleischen Tragödie, wo Ajax nach dem Wettstreit, der dem Ulyß zugesprochenen Waffen Achills, in Wahnsinn geräth, mit einer Herde von Schweinen kämpft, die er für Griechen hält, und als er wieder zu sich kam, aus Scham in sein eigenes Schwert fiel.

fallen," wie man von einem Selbstmörder sagt: er sei in sein Schwert gefallen. Augustus dachte von seinen Arbeiten eben so bescheiden, als er alle auf ihn geschriebene Lobreden und Lobgedichte haßte, wenn sie nicht von einer Meisterhand kamen, weßwegen er auch den Prätoren auftrug, darauf zu sehen, daß sein Name in den Wettstreiten der Dichter und der Redner auf den Theatern und bei den öffentlichen Spielen nicht durch Sudelei entehret werde. —

Noch viel liebenswürdiger zeigt sich die Poesie stets in einer weiblichen Seele, als in dem männlichen Geiste. Das weibliche Herz scheint der wahre hesperische Boden für diese zarte Blume, weibliches Zartgefühl ihr wahrer Himmelsthau zu sein.

Der bekannte naive Dichter Clement Marot, — er lebte unter der Regierung König Franz I. und starb im Jahre 1544 — war, wie es den Künstlern manchmal zu gehen pflegt, etwas verschuldet. Die schöne Königin schrieb und sandte ihm hierüber folgendes liebliches Dixain:

— Si ceux à qui devez, comme vous dites,
Vous connoissoient comme je vous connois,
Quitte seriez de dettes que vous fites,
Au tems passé, tant grandes que petites,
En leur payant un Dixain, toute fois
Tel que le votre: il vaut mieux mille fois,
Que l'argent dû par vous en conscience:
Car estimer on peut l'argent au poids;
Mais on ne peut, et j'en donne ma voix,
Assez priser votre belle science.

Marot schrieb der liebenswürdigen Königin folgendes Dixain zurück:

Mes créanciers qui de Dixains n'ont cure,
Ont vu le votre; et sur ce leur ai dit:
Sire Michel, Sire Bonaventure,
La Soeur du Roi pour moi fait ce dit;
Lors eux croyans que fusse en grand crédit,
M'ont appelé Monsieur, à cri et — cor;
Et m'a valu votre écrit, autant qu'or:
Car promis ont non-seulement d'attendre,
Mais d'en prêter, foi de marchands, encor;
Et j'ai promis, foi de Clement, d'en prendre.

In ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zeigte sich die Poesie aber in der schönen Margaretha von Oesterreich, Statthalterin der Niederlande, die mit dem poetischen Sinn echte Lebensweisheit verband. Unter ihren vielen prosaischen und poetischen Werken zeichnet sich besonders die Geschichte ihrer Unglücksfälle aus. Sie wurde in kurzer Zeit an zwei große Fürsten verlobt, ohne jedoch Einem davon vermählt zu werden. Als sie sich während eines heftigen Sturmes auf dem Meere befand, und man jeden Augenblick den Untergang des Schiffes befürchtete, blieb sie in Mitte der empörten Natur vollkommen ruhig und schrieb unter dem Angstgeschrei des Schiffsvolkes und allen Schrecken des Todes sich selbst die launige Grabschrift:

Cy gist margot, la gente Demoiselle,
Qu'a deux maris, et encore est pucelle.

Bei den Griechen.

Die Poesie war bei ihnen immer die Vorgängerin der Gesetzgebung, und mußte dieser den Weg bahnen und die Menschen zu ihrer Aufnahme bereit machen. Die größten Gesetzgeber bedienten sich ihrer zu diesem erhabenen Zwecke. Lykurg bediente sich hierzu des weisen Thales, welchen er eigens von Kreta kommen ließ, damit er die Gemüther durch seine Gedichte für die nachfolgende Gesetzgebung empfänglich machte und vorbereitete. Siehe Milford 1. Bd. S. 301.

Solon hatte sich anfangs nur durch seine Liebe zu den Wissenschaften und durch sein Genie zur Poesie ausgezeichnet. (Siehe Milford 1. Bd. S. 419), und bewegte die Athenienser durch ein Gedicht zur Eroberung von Salamis (Siehe ebendaselbst). Auch Tyrtäus bewirkte Wunder. Homer wurde den Spartanern durch den Lykurg bekannt gemacht, den Atheniensern durch Pisistrat und Perikles, und von beiden weise zu ihren Zwecken genützt.

Quellen und Noten.

Meinungen der griechischen Philosophen über die Poesie Plato's.

Gedanken darüber in der Republik und im Jon.

Xenophons Gedanken.

Cicero's Gedanken.

Gedanken der Neuern über sie.

Montaigne.

Warbuton's Geschichte der englischen, Velasquez Geschichte der spanischen Poesie.

Geschichten der römischen, griechischen, deutschen ꝛc. Poesie in den Sulzerischen Nachträgen.

Ueber die poetischen Talente der Regenten.

David, Salomo.

1. Augusts Ajax. 2. Dionys der Aeltere. 3. Ossian. 4. Friedrich von Preußen. 5. Heinrich und Richard, Coeur de lion. 6. Könige zur Zeit der Troubadours und Minnesänger. 7. Anna von England: My Damon is gentle, engaging his air etc. (Siehe Montaigne, Guthry und Gray). 8. Margaretha von Navarra. Siehe die bibliotheque poétique française, 1. Band S. 63. in der Introduction ihr Epitaph, welches sie während eines Seesturmes ganz ruhig auf sich machte, wie auch ihr Gedicht an Marot (Seite 7).

In diese Geschichte der Poesie werden auch die Biographien der vorzüglichsten Dichter aller Nationen eingewebt, aber nur sehr kurz und treffend.

Zur Geschichte der Poesie.

Dionys.

Dionys der Tirann, gefürchtet von Allen und Alle fürchtend, in deren Mitte er lebte, hatte nun im acht und dreißigsten Jahre Sicilien beherrscht, aber sein Menschenhaß stieg mit jedem Tage, mit jenem sein Hang zur Abgeschiedenheit. Er ließ einen Theil der Stadt von den übrigen Theilen durch eine hohe Mauer von massiven Quadersteinen trennen und daselbst eine stark befestigte Burg zu seiner Sicherheit bauen. Aber selbst diese schien ihm noch nicht sicher genug; er ließ in der festen Burg noch einen festen Thurm bauen, von dessen Spitze er zu dem Volke sprach. Sein Schlafgemach umgab ein tiefer, breiter Graben mit einer Zugbrücke, welche der Allen Mißtrauende, wenn er Ruhe genießen wollte, hinter sich aufzog, um von aller Welt getrennt zu sein. Wer immer in dieser freiwilligen Einkerkerung mit ihm sprechen wollte, selbst Gattin, Kinder oder Blutsverwandte wurden genau untersucht, ob sie keine Mordwaffe bei sich trügen.

An einer Fensteröffnung des Thurmes stand die düstere Gestalt des Tiranns. Die Strahlen der Abendsonne flimmerten am Diadem so feurig, daß Blitze daraus aufflamten. Seine wildrollenden Augen überschauten die zu seinen Füßen liegende Stadt und ihr rastloses Menschengetümmel. Nach langem Schweigen, während dessen nur das heftige Spiel der Gesichtsmuskeln die Aufregung seines Innern ver-

kündete, brach er endlich in die mit dumpfer Stimme gesprochenen Worte aus:

„Wie das Gewürm wimmelt, eilt, sich drängt sein elendes schreiendes Bedürfniß zu stillen, dem Eigennutze, der Habsucht oder Lust zu fröhnen, betrogene Betrüger! Ihr heißt Menschen. Die Gestalt sehe ich; wo wäre der Geist? Nicht aufrecht gehen sollt ihr, kriechen! Und schafft es Ruhm, euch zu beherrschen? Und dennoch war ich Thor genug, das erbärmliche Handwerk zu treiben, den Sklavenmeister zu spielen! Und was ist mein Lohn am Ziel? Daß ich hassend gehaßt werde. — Herauf schielen sie, wären glücklich, wenn ihre Blicke mich durchbohren, den Thurm stürzen könnten. Elende! fest wie sein Thurm, steht Dionys; gehorchen müßt ihr mir, so lang ein Hauch mir zu Gebote steht, euch zu befehlen! Aus Nichts geworden euer Herr, seid ihr nun mir ein Nichts, müßt willenlos nun meinem Willen dienen."

Dionys wollte auch in der Dichtkunst als Erster und vornehmster glänzen; seine Schmeichler *) erhoben seine Werke über alle andern. (Scene mit dem Philoxenus.)

Er war auf seine Arbeiten so stolz, daß er sogar auf den olympischen Spielen den Sieg damit zu erlangen hoffte. Zu diesem Ende schickte er unter der Anführung seines Bru-

*) Er pflegte Gelehrte und Dichter zur Tafel zu laden. Die Meisten lobten das Vorgelesene, ihrem Gaumen zu liebe und fanden Alles groß, schön, göttlich; — Philoxen ausgenommen.

ders Thearides eine feierliche Gesandtschaft nach Olympia, welche dem Jupiter eine Menge Opfergaben mitbrachte. Auf dem Felde wurden prächtige Gezelte aufgeschlagen und eine große Anzahl der besten Deklamatoren sollten seine Gedichte vorlesen. Anfangs erregte wirklich ihre Geschicklichkeit und die Schönheit ihrer Stimme die Aufmerksamkeit der Zuhörer, welche ohnedies schon durch die prächtigen Zurüstungen eingenommen worden waren; allein bald wurden sie durch den geistlosen Inhalt der Gedichte ermüdet. Nun ließen sie die Ausfälle des bittersten Witzes laut werden.

Philoxen, selbst ein großer Dichter, wagte allein aufrichtig zu sein. Dionys hatte ihm ein Stück zum Ausbessern gegeben. Philoxen strich es vom Anfang bis zum Ende durch. Der Erbitterte ließ den Verwegenen, der seinem Genie nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollte, in das gemeine Gefängniß, die Steingrube, abführen. Am folgenden Tage wurde er wieder in Freiheit gesetzt und in Gnaden aufgenommen. Dionys gab ein prächtiges Gastmahl und ließ ihn dazu laden. Jetzt hoffte er den Beifall des Dichters zu erhalten und las Verse vor, bei deren Verfertigung er sich außerordentliche Mühe gegeben hatte, und die er selbst für Meisterstücke hielt. Allein Philoxenus konnte sich nun einmal nicht verstellen. Statt aller Antwort auf die Bitte, sein wahres Urtheil mit Hintansetzung alles Neides zu sagen, wandte er sich an die im Zimmer befindliche Wache und sagte mit ernstem, doch heiterm Gesicht: „Bringt mich nach der Steingrube zurück."

Bald darauf fing Dionys einen neuen Krieg an, um

den Mißmuth über das schlechte Glück seiner Verse zu zerstreuen. Er wollte die Karthager aus ganz Sicilien vertreiben. (Nun kommt die Geschichte mit den Pythagoräern, die er als Stoff eines Trauerspiels bearbeitet, welches er nach Athen sendet, um am Bacchusfest damit um den Preis zu streiten, den es auch wirklich erhielt. Die Nachricht von diesem Siege erfüllte ihn mit der ausgelassensten Freude. Der Ueberbringer der erfreulichen Botschaft wurde auf's Reichlichste beschenkt; den Göttern brachte er prächtige Opfer dar und ganz Syrakus bewirthete er mit glänzenden Festen und Gastmahlen. Dabei überlud er sich mit Speise und Trank, ward krank, und auf Anstiften seines Sohnes gaben ihm die Aerzte einen Schlaftrunk, wovon er nicht wieder erwachte.)

Noten.

Der jüngere Dionys. Plato; Guthry, S. 254—263. Scene mit Diogenes, mit König Philipp von Macedonien, mit seinen Lehrknaben, gemeinen Weibspersonen &c. Tod. Guthry S. 287. — Siehe Funke's Lexikon 2. Bd. Seite 175, 176. — Plutarch im Timoleon. Aelian.

Der ältere Dionys. Guthry, Dichtkunst: Philoxen Seite 239, 241—247, 249, 253.

An ein Fräulein bei ihrer Vermählung.

Mein Fräulein!

Die zudringlichen Geschäfte des Besuche-Gebens und Nehmens zum Feste Ihrer Vermählung sind vorbei, und Sie treten in eine neue Bahn des Lebens, wo Sie guten Rath sehr nöthig haben werden, um sich von der Menge von Verirrungen, Lächerlichkeiten und Thorheiten zu schützen, welchen Ihr Geschlecht ausgesetzt ist. Ich war Ihren Eltern immer mit wahrer Freundschaft ergeben, und ich schätze den Mann, welchen sie Ihnen zum Gatten erwählt haben, schon mehrere Jahre sehr hoch. Lange war diese Vereinigung auch mein Wunsch, denn ich hoffte, daß Sie sich durch die Güte Ihrer Seele und durch Anwendung des guten Rathes verständiger Freunde, endlich seiner in vollem Maße würdig machen würden. Ihre Eltern thaten vollkommen recht, daß sie Sie nicht in die Welt einführten, denn Sie vermieden dadurch manchen Fehltritt, welchen andere nicht ausweichen konnten, und Sie haben dadurch weniger böse Eindrücke auszurotten; doch begingen sie dabei einen Fehler, welcher sehr oft einzutreten pflegt, sie vernachlässigten die Bildung Ihres Geistes, ohne welche es unmöglich ist die Freundschaft oder Achtung eines gebildeten Mannes sich zu erwerben oder zu erhalten; denn er wird es bald müde den Liebhaber zu spielen, und seine Gattin als eine Geliebte zu behandeln; er verlangt dann eine edle Gefährtin und echte Freundin, welche ihn durch jeden Pfad seines Lebens

begleite. Es muß daher Ihre größte Sorge sein, sich zu diesen Eigenschaften zu bilden; ich selbst will hierin so lange Ihr Wegweiser sein, als Sie mir es zu verdienen scheinen werden; ich will Ihnen sagen, was Sie thun und was Sie meiden sollen.

Der Himmel bewahre Sie vor Verachtung oder Vernachlässigung meiner Lehren, denn es wird davon nicht nur abhängen, ob Sie Ihre Rolle in der Welt mit Anstand spielen sollen, sondern auch Ihre eigene Glückseligkeit und die jenes Wesens, welches Ihnen das theuerste sein muß, wird die Folge davon sein.

Ich muß Sie daher zuerst inständigst ersuchen, so langsam als möglich das bescheidene Betragen eines Mädchens abzulegen. Junge Weiber pflegen gewöhnlich, wenn sie nur kaum einige wenige Wochen verheirathet sind, freiere und heftigere Blicke und eine zwanglosere Art des Gespräches anzunehmen, als wollten sie dadurch Jedermann zu verstehen geben, daß sie nun nicht mehr Mädchen sind, und folglich zugleich, daß ihr ganzes Betragen, bevor sie einen Mann bekommen, nur Geberden-Firlefanz und unnatürlicher Zwang war. Wollte man die Stimmen gebildeter Menschen hierüber sammeln, so würde die Mehrheit derselben gewiß zu Gunsten jener Mädchen ausfallen, welche, nachdem sie in den Ehestand getreten sind, den Antheil des scheuen und bescheidenen mädchenhaften Wesens vielmehr verdoppeln.

Eben so warne ich Sie auch, nicht das Geringste von kindischem Verliebtsein in Ihren Gemahl vor irgend einem Drit-

ten, es sei selbst ein Verwandter, oder selbst ein Kammermädchen, merken zu lassen. Diese Art ist allen Menschen von guter Erziehung und Bildung so verhaßt und so ekelhaft, daß sie zwei sehr unangenehme Ursachen zum Grunde davon angeben; die erste, die grobe Heuchelei, und die andere hat einen so verächtlichen Namen, daß ich sie nicht zu nennen wage. Müssen Sie den Personen in einer Gesellschaft mit Verschiedenheit begegnen, so sei zu Hause oder anderswo Ihr Gemahl unter allen Gegenwärtigen immer derjenige, welchen Sie am wenigsten zu bemerken scheinen, und jeder der Anwesenden hat größern Anspruch auf Ihre Höflichkeit und Unterscheidung. Verbergen Sie Ihre Achtung und Liebe zu ihm in Ihren Busen und sparen Sie die liebevollen Blicke und die zärtlichen Worte für geheime Stunden, deren unter vier und zwanzig gewiß so viele sind, daß sie Ihnen Zeit genug geben, Ihre Leidenschaft, sie mag so glühend sein, als sie je in einem französischen Romane geschildert worden ist, zu ergießen.

Gleichfalls will ich Ihnen auch rathen, es nie wie manche Frauen zu machen, die sich in Abwesenheit ihres Gemahls von entsetzlicher Unruhe und übler Laune befallen lassen; sie fahren empor, so oft jemand an der Thüre pocht, und klingeln jeden Augenblick den Bedienten, ihren Herrn hereinzulassen; sie nehmen Mittags und Abends, so lange der Gemahl außer dem Hause ist, keinen Bissen zu sich. Kehrt er zurück, dann empfangen sie ihn mit dem seltensten Gemisch von Schelten und Liebkosen, und katechesiren ihn so genau, wo er gewesen sei, daß die schimpfwort-

reichste Widerbellerin von Billingsgate als eine angenehmere und liebenswürdigere Gefährtin vorzuziehen sein würde.

Nach dem nämlichen Model sind jene Frauen, welche, wenn ihr Gatte sich auf die Reise begeben hat, . . .

(Zur Egeria).

Ein männliches und ein weibliches Triumvirat.

Ein historisches Gemälde.

Marc Antonius, Octavian und Lepidus.

Fulvia, Julia und Kleopatra.

Historische Einleitung.

Es gibt kein Schicksal. Die Worte Schicksal und Herz sind dunkle, mißbrauchte und mißdeutete Worte, in denen der Mensch Alles zu finden glaubt, was er in ihnen finden will, und die er mit Allem ausstaffirt, was er nicht versteht, oder was er eben so wenig kennt, als sich selbst.

Dasjenige, was der Mensch gewöhnlich sein Schicksal zu nennen pflegt, ist beim Lichte besehen, nichts anderes als die entfernte, aber nothwendige und unausbleibliche Folge seines Thun und Lassens, deren Ursachen er aber nicht begreift, weil er entweder nicht denken kann oder nicht denken will.

Die mächtigsten Dämonen der Leidenschaft, das wirksamste Triebwerk unserer Handlungen und die aufregendsten Springfedern der Lebenskraft sind aber Haß und Liebe. Sie erscheinen dem Menschen in den mannigfaltigsten, blendendsten, täuschendsten Gestalten und gründen dann, wenn er sich ihnen hingibt, unmittelbar das Glück oder Unglück des Lebens, nämlich dasjenige, was er für unvermeidliches Schicksal hält. Leider aber trifft das böse Schicksal dann nicht nur den Einen, der es herbeirief, sondern es werden, wenn dieser Eine ein Gewaltiger durch äußere oder innere Mittel ist, Tausende in sein Schicksal hineingerissen, wie der austretende Strom Bäume, Felsen und Gebäude mit sich fortreißt.

Die Liebe erscheint oft als Lichtgestalt, deren Schwingen in ein Paradies tragen, nicht selten auch als Nachtgestalt, die zur Raserei stachelt, endlich sich mit ihrem Schlachtopfer in den Abgrund der Verzweiflung stürzt.

In sehr verschiedenartigen Gestalten zeigte sich die Liebe einst in den drei Frauenbildern Fulvia, Octavia und Kleopatra, welche das Schicksal des römischen Triumvirs Marcus Antonius bestimmten, während er das Schicksal der Welt lenken wollte, er, der Tausende seiner Leidenschaft opferte, bis er endlich selbst ihr Opfer ward.

Marcus Antonius verdankte der Natur eine imponirende Körpergestalt voll Kraft und Hoheit, eine edle Bildung voll Würde. Der schön gewachsene Bart, die breite Stirne und die Krümmung der Nase gaben seinem Gesichte jenen männlichen Ausdruck, welchen seine Zeitgenossen an

den Gemälden und Bildnissen des Herkules bewunderten. Diesem glänzenden Aeußern entsprachen aber die Gemüthseigenschaften des Jünglings nur wenig. Prahlsucht, Verschwendung, Hang zu Zechgelagen und nächtlichen Schwelgereien, Umgang mit Possenreißern und Trunkenbolden, waren Giftbeulen seiner Seele. Erst späterhin, als der Heldensinn in dem Verhaßten erwachte, gewann er einen edleren Aufschwung und die Liebe der Römer, aber beides ging am Rande seines Lebens-Horizontes in ihm wieder trüb unter, wie die Sonne am Gewitterhimmel.

Es ist nothwendig, daß der Leser, den Mann, der in dieser historischen Erzählung als Held einer tragischen Liebe auftreten soll, in den bedeutendsten Scenen seines frühern Lebens schwelgen und leiden sehe, daß man seine Thatkraft bewundere, ehe man seinem Versinken in Weichlichkeit zürnt, daß man sich des Edlen freue, ehe die Liebe ihn entadelt, und daß man die Fiebergluth seiner Leidenschaft mitfühle, um von seinem Ende, daß nicht ohne Größe war, gerührt zu werden.

Zwei Wesen, die, wie Antonius und Kleopatra, mitten im Sturme einer wildbewegten Zeit ein Kränzchen der unnachahmlich Liebenden errichten konnten, an dessen Stelle endlich das Kränzchen der Zusammensterbenden trat, sind, ungeachtet ihrer Fehler, durch Jahrhunderte eine merkwürdige Erscheinung geblieben, ein Doppelgestirn der Liebe über einer Welt voll Haß.

Einen Namen erwarb sich Antonius zuerst im Feldzuge in Syrien gegen Aristobolus, den König der Juden, wel-

chen er schlug, besiegte und als Gefangenen nach Rom führte. Thaten voll Muth und Kühnheit, vereint mit ungemeiner Freigebigkeit gegen Soldaten und Freunde steigerten sein Ansehen; eigentliche Wichtigkeit gewann Antonius aber, als Pompejus und Julius Cäsar den Bürgerkrieg entzündeten und Rom sich in zwei Parteien trennte, die Patricier für Pompejus, die Plebejer für Julius Cäsar.

Antonius trat auf Cäsars Seite, dem er als Held und als sehr brauchbares Werkzeug der kühnen Entwürfe seines Ehrgeizes höchst willkommen war. Als Pompejus auf den pharsalischen Feldern, wo Antonius sich auszeichnete, die entscheidende Schlacht und in Aegypten das Leben verloren hatte, gab Cäsar, als Dictator Roms Herrscher, dem Antonius die zweite Stelle nach sich, und machte ihn in seinem fünften Consulat zum Mitconsul.

So hoch gestellt, fing Antonius nun wieder an, sich seinem Hange zu Tollheiten und Ausschweifungen zu überlassen, denen er durch Phantasie und Aufwand mitunter den Schein idealischer Großartigkeit zu geben wußte. So durchzog er manche Gegenden Italiens, auf einem mit Löwen oder Tigern bespannten Triumphwagen fahrend, und umgeben von Schaaren, welche goldene Gefäße mit duftendem Rauchwerk trugen. In Hainen und am Ufer beschatteter Flüsse angelangt, hielt der Zug. Zelte wurden aufgeschlagen und schwelgerische Gastmahle gehalten.

Cäsar belächelte die Tollheiten des Ausschweifenden; sie lieferten ja eben den Beweis, daß er ihn nicht zu fürchten habe. Ließ er sie nicht ganz ungerügt hingehen, so kam es

nur deßhalb, weil er den Antonius mit allen seinen Fehlern noch zu seinen Zwecken benützen zu können hoffte. Desto mehr Einfluß übte aber auf ihn eine Frau, die Witwe Fulvia, mit welcher er sich vermählte. Ihr stolzer, hochstrebender Geist verschmähte die enge Grenze des stillen häuslichen Kreises und einer genügsamen alltäglichen Liebe. Ihr Trachten ging dahin, des Gatten Ehrgeiz zu entflammen und zum Großen aufzuregen, dann aber sich auf eine Höhe zu stellen, mit dem Großen die Größe zu theilen, einen Herrscher zu beherrschen, einen Feldherrn zu befehligen. Antonius änderte nun für einige Zeit wirklich seine Lebensweise, so viel die Klugheit es gebot und sein Temperament es gestattete. Er nahm etwas vom Ernste seiner Gattin an, suchte aber dagegen ihr etwas von seinem Frohsinn anzueignen. Einen Beweis, daß die Herrschsüchtige ihn dennoch wirklich liebte, mag folgende Scene geben. Während seiner Abwesenheit von Rom, verbreitete sich ein falsches Gerücht von Cäsars Tode. Antonius eilte, als Sklave verkleidet, nach Rom, kam zur Nachtzeit in sein Haus, ließ der Domina melden, er habe ihr einen Brief zu überbringen und wurde in seiner Verkleidung zu ihr geführt. Fulvia's erster Gedanke beim Anblicke des Briefboten war, er bringe die Nachricht vom Tode des Antonius. Sie fragte daher, ehe sie eine Zeile las, ob ihr Gemahl lebe. Er reichte ihr die Brieftafel; sie hatte aber kaum angefangen zu lesen, als der Entzückte sich nicht länger zu verstellen vermochte, sie umarmte und mit Küssen bedeckte.

Indeß hatte Cäsar zum fünften Male das Consulat

erlangt und den Antonius zum Mitconsul erwählt. Bald nachher fiel Cäsar, weil sein unverkennbares Streben nach Alleinherrschaft ihn einer republikanisch gesinnten Partei verhaßt machte, durch die Dolche der Verschwornen. Sein Ehrgeiz schien nun in den Antonius überzugehen, und er Gedanke, Alleinherrscher zu werden, bemächtigte sich seiner mit Allgewalt. Er ließ den Leichnam des Gemordeten mit allen seinen Wunden und in dem blutigen, von Dolchen durchstochenen Gewande auf dem Forum öffentlich zur Schau stellen, sprach eine Trauerrede voll Lobpreisungen seiner großen und schönen Eigenschaften, und wußte das horchende Volk so zu entflammen, daß es Tische und Bänke zu einem Scheiterhaufen zusammentrug und mit den herausgerissenen Bränden nach den Häusern der Mörder lief, um sie zu stürmen und anzuzünden.

Während der allgemeinen Betäubung des ersten Schreckens machten nun Cäsars Freunde und Anhänger mit Antonius gemeinschaftliche Sache; die Mörder entflohen aus Rom und rüsteten sich zu einem neuen Bürgerkriege. So konnte Antonius jetzt nach Belieben schalten; er vertheilte Staatsämter, befreite Mehrere aus den Gefängnissen und rief Viele aus der Verbannung zurück. Er wußte sich auch Cäsars Schriften zu verschaffen, worin dieser viele Entwürfe, Plane und Entschlüsse zur Staats-Reform aufgezeichnet hatte. Diese Schriften benützte er durch beliebige Aenderungen und Zusätze zu seinem Zwecke.

In dem Augenblicke, wo Niemand dem Gewaltigen widerstand, erschien der junge Cajus Octavius, der

Sohn einer Nichte Cäsars, um durch die Verwendung des Machthabers, theils das ihm zufallende Erbtheil, theils auch Staatsämter zu erlangen. Antonius empfing den Jüngling zuerst als ein unbedeutendes, an Geist und an Jahren unmündiges Wesen; als aber der Ankömmling mehr Muth und Festigkeit zeigte, als man von ihm erwartete, wies ihn Antonius nachdrücklich zurück. Octavius wendete sich nun an die, dem Antonius feindlich gesinnte Partei. Cicero, an ihrer Spitze stehend, gewann ihm Volk und Senat Antonius durchzog Italien, um Truppen gegen den hochstrebenden Nebenbuhler zu werben; dasselbe that Octavius. Beide rüsteten sich zu einem Kampfe auf Sieg oder Vernichtung. Octavius stieg in der allgemeinen Gunst immer höher. Antonius immer tiefer sinkend von der schwindelnden Höhe seiner Macht und Herrlichkeit, ward als Feind des Vaterlandes erklärt und in einem Treffen bei Mutina, einer Stadt im cisalpinischen Gallien (dem heutigen Modena) geschlagen. Nur die Flucht über die rauhen Alpen konnte ihn selbst und den Rest seines Heeres retten. Glück und Natur schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Der üppige Schwelger mußte mit Hunger und Durst kämpfen. Faules Pfützenwasser, Baumrinde, Wurzeln, wilde Früchte, und sonst nie als Nahrung genossene Thiere vertraten die Stelle ehemaliger Zechgelage; aber, weit entfernt, der Last des Unglücks zu erliegen, schwang er sich zur Höhe, Kraft und Standhaftigkeit empor, welche die wenigen ihm treugebliebenen Krieger in Erstaunen setzte. So stürzt Manchen das Glück, den das Unglück erhebt, und ein neues Schicksal bildet einen

neuen Menschen; das Nachtstück seines Lebens mit seinen alten Gewohnheiten, Schwächen, Gebrechen und Thorheiten fällt ab, und ein frischer Trieb von unbekannten jungen Kräften keimt und sproßt mit Frühlingstrieb empor.

In dieser schrecklichen Lage war Antonius auf mühseligen Pfaden endlich jenseits der Alpen gekommen. Hier stand Lepidus, einst ein Freund des Flüchtlings, mit seiner Legion, durch deren Hilfe er sich zum Beherrscher Roms aufzuwerfen wünschte und hoffte. So hatte also nun unter den Dreimännern Octavianus, Antonius und Lepidus die lebens- und staatsgefährliche Schach-Partie um das größte Reich der Erde begonnen!

Der Anblick jener Legion entzückte den Antonius; er dachte jedoch im ersten Sturme der Freude nur daran, daß er seinem alten Freunde entgegen eile, nicht aber, ob der alte Freund auch noch die alten Gesinnungen für ihn hege. Er sollte sich von dem Irrthum bald überzeugen; denn als er in einem Trauerkleide, mit langem Barte und verwilderten Haupthaare dem Lagerwalle des Lepidus sich näherte und zu den ihm geneigten Soldaten sprechen wollte, ließ Lepidus von allen Seiten die Tuba ertönen, damit Niemand die Worte des Sprechenden vernehme. Die Soldaten von dieser Härte noch mehr zum Mitleid gegen den Flüchtling gestimmt, ließen ihn auffordern, in das Lager zu kommen, ja, sie erklärten sich sogar bereit, den Lepidus zu ermorden. Antonius verwarf — aus Großmuth oder aus Klugheit — den frevelhaften Antrag. Ein Fluß trennte sein Lager von jenem des Lepidus. Mit Tagesanbruch setzte er mit den Sei-

nigen hinüber. Die Soldaten des Lepidus rißen die Wälle ihres eigenen Lagers nieder und eilten ihm bewillkommend entgegen. Er tritt ein; Alle drängen sich um ihn; Lepidus steht allein. Antonius ehrt den Verlassenen, er umarmt und begrüßt ihn als Imperator, und vereinigt sich mit ihm. So blitzschnell waltet ein Glückswechsel! Wer darf verzweifeln, wo ein Augenblick die schlimmste Sache neu gestalten kann? Benütze die Gelegenheit! Aber je mehr das Glück sich Dir günstig zeigt, um so mehr suche durch Edelmuth es zu verdienen! Wendet es Dir nochmal den Rücken so findest Du für das verlorene Glück die Achtung und Liebe der Menschen.

Antonius und Lepidus ließen nun einen Theil des Heeres in Gallien zurück, mit dem größern zogen sie nach Italien, um sich mit dem Octavius zu vereinigen und die große Weltfrage zu entscheiden. Einigkeit und Zwietracht verschmolzen in diesen drei Männern und ihren Angelegenheiten auf die seltsamste Weise, indem sie ihre Kräfte vereinigten, um ein gemeinschaftliches Ziel zu erreichen, welches dann doch Jeder von ihnen den beiden Andern entreißen und sich allein zueignen wollte.

Jeder suchte den Andern zu überlisten, Jeder mißtraute dem Andern, Jeder verrechnete sich in dem Andern. Groß war ihre Macht, groß ihr Haß, noch größer ihre Verstellung.

Diese drei Männer kamen jetzt auf einer kleinen Insel,

welche der bei Bononia (dem heutigen Bologna) in den Po fließende Reno bildet, zusammen, um das römische Reich wie eine Erbschaft unter sich zu theilen, oder vielmehr einen Handelsvertrag um Länder und Menschenleben zu schließen. Von Haß und Zwietracht beseelt, vereinigten sie sich zu einem Bunde blutiger Eintracht.

In einiger Entfernung vom Flusse standen die drei Legionen. Die drei Häuptlinge betraten die Insel, jedem derselben folgte eine gleiche Anzahl Soldaten. Diese zogen sich zurück; die drei Bundesgenossen untersuchten zuerst einer des andern Toga, um sich zu überzeugen, daß Keiner einen Dolch verborgen habe. Hier blieben sie nun drei verhängnißvolle Tage, um alle Mittel zu berathen, welche ergriffen werden mußten zur Erreichung ihres großen Zieles: Alleinherrschaft in Dreien und Rache an ihren Feinden.

Ueber die Theilung des Reiches wurden sie bald einig. Dem Octavius fiel Afrika, Sardinien und Sicilien zu, dem Lepidus Spanien und das narbonische Gallien, dem Antonius das übrige Gallien diesseits und jenseits der Alpen. Italien und die östlichen Provinzen, in deren Besitz Brutus und Cassius waren, sollten vor der Hand gemeinschaftlich bleiben. Es wurde aber beschlossen, daß Lepidus Rom und Italien in Ruhe zu erhalten suchen, Octavius und Antonius gegen Brutus und Cassius zu Felde ziehen sollten.

Als dieser Punkt in Ordnung gebracht war, wurden die Soldaten herbeigerufen, um ihnen dasjenige mitzutheilen, was man ihnen mittheilen wollte. Diese aber ließen

nun, von Antonius angeregt, den Wunsch laut werden, daß Octavius den eben geschlossenen Freundschaftsbund durch eine Vermählung mit Clodia, einer Tochter Fulvia's, der Gemahlin des Antonius befestigen möge. Octavius willigte ein und trennte sich sogar von seiner Verlobten.

Nun ging's an den Bluthandel, wobei sich viele Schwierigkeiten fanden, ehe man einig wurde, welche Opfer fallen sollten. Leben um Leben wird verkauft, Mord um Mord vertauscht. Dreihundert Senatoren und zweitausend Ritter wurden zum Tode bestimmt.

Nach dieser eidlich bestärkten Verbündung eilten die Dreimänner nach Rom.

Noten.

Scene, da sie einander bei der ersten Zusammenkunft in Rom ihre günstigen Vorzeichen erzählen, die auf ihr Streben nach Alleinherrschaft deuten, wobei die Eitelkeit eines Jeden durchscheint, die er doch wieder gern verbergen möchte. (Dio, S. 143—144.)

Nun beginnen die Ermordungen, Gräuelscenen. (Dio, S. 345—363, 365—367.)

Antonius Uebermuth. (Conz, S. 78, 79.)

Octavius und Antonius theilen die Truppen und ziehen nach Macedonien gegen Brutus und Cassius. Lepidus herrscht in Rom. (Conz, S. 79.)

Schlacht bei Philippi. (Conz, S. 79.)

Tod des Brutus und Cassius. (Conz, S. 80.)

Octavius geht krank nach Rom zurück. (Plut. 140—149, 425—451. Dio, l. 47. c. 20—49.

Antonius geht nach Griechenland. (Conz, S. 80.)

Antonius und Octavius machen eine Separat-Länder-vertheilung und schließen den phlegmatischen, furchtsamen schläfrigen, schwachen Lepidus aus. (Dio, S. 415—416.)

Fulvia tritt vor als Staatsmännin und Heldin. (Dio, S. 418—424, 428, 430—432, 445. Plut. 156. Siehe **Lady Morgan: Woman and his Master.**)

Antonius geht nach Asien, wo er die Kleopatra kennen lernt und von Liebe entbrennt. (Conz, S. 80—86. Plut. 143—150, 152—196. Dio, S. 448. Stollb. 4. Bd. S. 356—359, 367, 372, 379, 380—392.)

Fulvia's Tod. (Dio, S. 453—456. Plut. S. 157. Stollb. 4. Bd. S. 372, 379 ꝛc.)

Antonius und Octavius neue Versöhnung und Ländervertheilung. (Dio, S. 456. Plut. 157—159.)

Heirath mit Octavia. (Dio, S. 460.)

Pompejus Edelsinn. (Plut. S. 160. Dio, l. 48. c. 36—38, 45.)

Idee.

Kleopatra, historische Erzählung in 2. Abtheilungen: 1. Das Kränzchen der unnachahmlich Liebenden. 2. Das Kränzchen der unnachahmlich Sterbenden.

(Sie selbst erzählt in einer schwermüthigen Stunde, vielleicht kurz vor ihrem Selbstmorde, das unglückliche Schicksal, welches auf ihrer Namensträgerin ruhte.)

(Des Antonius drei Frauen: Fulvia — Octavia — Kleopatra.) Siehe Guthry und Gray; Dio Cassius 42. bis 51. Buch; Plutarch im Antonius; Gibbon; Funke; Stollberg, die Artikel: Kleopatra und Antonius; Shakespeare.)

Das Herz und die Herzenskrankheiten.

Fragment aus dem Entwurfe: „Der Arzt und der Anatom." Eine Gesundheits- und Krankheits-Zeitung.

Von unzähligen holden Lippen fließt das Zauberwort „Herz;" in zahllosen Liebesbriefen und Romanen lesen wir geschrieben und gedruckt, das Zauberwort „Herz"; und wo immer wir dieses einsylbige Wörtlein sehen oder nennen hören, trifft und wirkt es wie ein elektrischer Funke, ist gar selten von Erz, dient aber desto öfter zum Scherz.

Und was ist es denn eigentlich dieses vielbewegte, vielbesprochene, oft mißverstandene und oft mißhandelte Herz? — Es spielt als Muskel und Organ die wichtigste Rolle im menschlichen Leibe, eine noch wichtigere aber im menschlichen Leben als allegorisches Wesen, als ein Wesen, welches alle Aerzte und Nicht-Aerzte zum Besten hat. Sehr viele Ausdrücke, die man in letzterer Bedeutung von dem Herzen noch jetzt gebraucht, kommen aus einer Zeit her, wo man gar nicht wußte, was das Herz ist,

und es auch nicht wissen konnte, weil damals der Kreislauf des Blutes noch nicht entdeckt war.

Das Herz ist eigentlich ein Doppelgänger, der überall sich selbst erblickt, und es existirt gewissermassen auch in jedem Menschen nur ein halbes Herz, daher der Mann seine zweite Herzenshälfte in der weiblichen, das Weib ihre zweite Hälfte in der männlichen Brust sucht.

Soll das Herz uns aber recht interessant erscheinen, so müssen wir es als dasjenige betrachten, was es nicht ist, oder vielmehr als Etwas, welches an und für sich gar nichts ist, nämlich als ein bloßes Symbol einer Naturkraft, die unsere Brust als ein halb guter, halb böser Dämon bewohnt, welcher daselbst wechselweise bald Liebe und Haß, Wonne und Schmerz entzündet, bald wilde Verwünschungen, bald entzückende Himmelsharmonien erschallen läßt.

Das Herz als Muskel und Hauptwerkzeug vom Kreislaufe des Blutes, zeigt sich als eine spröde Schöne und spielt gern Blindekuh, sowohl mit dem Hauseigenthümer als mit den Gästen, indem es sich in dem sogenannten Herzbeutel wie in einem Flor einhüllt, sich entsetzlich empfindlich stellt, uud dennoch tausend Wunden von Amors Pfeilen verschmerzen kann. Der Beutel, in welchem das Herz ruht, hat die Bestimmung, dasselbe in seiner natürlichen Lage zu erhalten. O hätte doch der Mensch auch einen moralischen Herzbeutel, um auch das Gemüth in seiner natürlichen Lage zu erhalten, wenn die Leidenschaften in demselben aus- und einströmen,

wie das Blut im Herzen! Solche moralische Herzbeutel sind aber, leider noch seltener als die Haarbeutel.

Das Herz hat eine kegelförmige Gestalt; vielleicht deßhalb, weil es im Leben so oft ein Spielzeug der Leidenschaften und des Schicksals ist; das leibliche Herz ist in zwei Kammern getheilt, das moralische aber in unzählige.

Manche Herzen haben Herzbeutel von gar sonderbarem Stoff. So z. B. sind einige mit den Goldplatten des Eigennutzes, andere mit den Schlangenhäuten der Falschheit, mit dem Dachsenfett des Egoismus, dem Krötengift der Bosheit, dem Chamäleonsfelle der Veränderlichkeit überzogen, und mancher zu zarte Herzbeutel schmilzt vor jedem Strahl eines heißen Blickes, wie die Butter an der Sonne.

Ich hörte einst zwei Fräulein heftig miteinander disputiren. Eines derselben behauptete, man verliebe sich mit dem Herzen, das andere aber: mit dem Kopfe. Vermuthlich war bei dem ersten Fräulein das Herz der vorherrschende Theil, bei dem letzteren der Kopf. Ich kannte ein Stubenmädchen, das in jeder freien Minute, gehend oder stehend, die linke Hand auf das Herz hielt, wie die Magnetnadel ewig nach Norden zeigt.

Das Herz besitzt, um den Kreislauf des Blutes zu fördern, die Kraft, sich zusammenzuziehen und auszudehnen; diese entgegengesetzte doppelte Kraft benöthigt auch der Mensch, wenn er sein Leben vorwärts bringen will; er muß sich, je nachdem die Umstände und Verhältnisse es

erfordern, zur rechten Zeit mit vieler Klugheit bald zusammenzuziehen, bald auszudehnen, bald klein, bald groß zu machen wissen.

Das Herz ist bald ein Barbar, der Blut trinkt, bald ein Mörder, der Blut vergießt. Es ist das perpetuum mobile im Menschen, dessen Leben erst mit dem letzten Schlage des Herzens aufhört; bis dahin steht es keinen Augenblick stille; es ist unermüdlich und ruht weder im Schlafe, noch während der Ohnmacht; es ist ein Todfeind der Ruhe; es treibt wie ein Mühlenrad den Blutstrom, es ist der Feuerherd, von dem das Blut seine Wärme erhält. Es ist das feinste, stärkste Gewebe über einander gewundener Fasern, daher es uns auch im Leben so viele Falten und Windungen, so viele Stärke und Schwäche zeigt. Und doch kann man dem armen Herzen nicht Besseres wünschen, als eine ruhige Beschaffenheit. Ein zu reizbares Herz hat unvermeidlich eine zu schnelle Aufreibung der innersten Lebenskraft zur Folge, mithin ein kurzes Lebensziel. Je reizbarer das Herz ist, desto mehr Schläge thut es in einer Minute; es steigt von sechzig Schlägen bis zu hundert, und jeder Schlag zu viel, schlägt der Lebensdauer eine kleine Wunde; ein gut organisirtes Herz ist aber die Grundlage eines langen Lebens.

Die Herzen leiden [illegible] nschen, zweierlei Hauptgattungen von Kr[illegible] iche und eingebildete. Die me[illegible] rganischen Fehler des Herzens habe[illegible] schen desselben fast durchgehends d[illegible] hkeit. Weib-

liche Herzen befinden sich selten in einem vollkommen gesunden Zustande; leider haben nicht blos die einfachen Naturmenschen, sondern sehr oft die Rohen und Wilden die gesündesten Herzen; je feiner die Bildung, desto krankhafter gewöhnlich das Herz. Ich will nur einige dieser Herzenskrankheiten berühren: Mißbildung des Herzens.

. . . .

. . . .

erfordern, zur rechten Zeit mit vieler Klugheit bald zusammenzuziehen, bald auszudehnen, bald klein, bald groß zu machen wissen.

Das Herz ist bald ein Barbar, der Blut trinkt, bald ein Mörder, der Blut vergießt. Es ist das perpetuum mobile im Menschen, dessen Leben erst mit dem letzten Schlage des Herzens aufhört; bis dahin steht es keinen Augenblick stille; es ist unermüdlich und ruht weder im Schlafe, noch während der Ohnmacht; es ist ein Todfeind der Ruhe; es treibt wie ein Mühlenrad den Blutstrom, es ist der Feuerherd, von dem das Blut seine Wärme erhält. Es ist das feinste, stärkste Gewebe über einander gewundener Fasern, daher es uns auch im Leben so viele Falten und Windungen, so viele Stärke und Schwäche zeigt. Und doch kann man dem armen Herzen nicht Besseres wünschen, als eine ruhige Beschaffenheit. Ein zu reizbares Herz hat unvermeidlich eine zu schnelle Aufreibung der innersten Lebenskraft zur Folge, mithin ein kurzes Lebensziel. Je reizbarer das Herz ist, desto mehr Schläge thut es in einer Minute; es steigt von sechzig Schlägen bis zu hundert, und jeder Schlag zu viel, schlägt der Lebensdauer eine kleine Wunde; ein gut organisirtes Herz ist aber die Grundlage eines langen Lebens.

Die Herzen leiden, wie die Menschen, zweierlei Hauptgattungen von Krankheiten: wirkliche und eingebildete. Die mechanischen und organischen Fehler des Herzens haben mit den moralischen desselben fast durchgehends die auffallendste Aehnlichkeit. Weib-

liche Herzen befinden sich selten in einem vollkommen gesunden Zustande; leider haben nicht blos die einfachen Naturmenschen, sondern sehr oft die Rohen und Wilden die gesündesten Herzen; je feiner die Bildung, desto krankhafter gewöhnlich das Herz. Ich will nur einige dieser Herzenskrankheiten berühren: Mißbildung des Herzens.

. . . .

. . . .

erfordern, zur rechten Zeit mit vieler Klugheit bald zusammenzuziehen, bald auszudehnen, bald klein, bald groß zu machen wissen.

Das Herz ist bald ein Barbar, der Blut trinkt, bald ein Mörder, der Blut vergießt. Es ist das perpetuum mobile im Menschen, dessen Leben erst mit dem letzten Schlage des Herzens aufhört; bis dahin steht es keinen Augenblick stille; es ist unermüdlich und ruht weder im Schlafe, noch während der Ohnmacht; es ist ein Todfeind der Ruhe; es treibt wie ein Mühlenrad den Blutstrom, es ist der Feuerherd, von dem das Blut seine Wärme erhält. Es ist das feinste, stärkste Gewebe über einander gewundener Fasern, daher es uns auch im Leben so viele Falten und Windungen, so viele Stärke und Schwäche zeigt. Und doch kann man dem armen Herzen nicht Besseres wünschen, als eine ruhige Beschaffenheit. Ein zu reizbares Herz hat unvermeidlich eine zu schnelle Aufreibung der innersten Lebenskraft zur Folge, mithin ein kurzes Lebensziel. Je reizbarer das Herz ist, desto mehr Schläge thut es in einer Minute; es steigt von sechzig Schlägen bis zu hundert, und jeder Schlag zu viel, schlägt der Lebensdauer eine kleine Wunde; ein gut organisirtes Herz ist aber die Grundlage eines langen Lebens.

Die Herzen leiden, wie die Menschen, zweierlei Hauptgattungen von Krankheiten: wirkliche und eingebildete. Die mechanischen und organischen Fehler des Herzens haben mit den moralischen desselben fast durchgehends die auffallendste Aehnlichkeit. Weib-

liche Herzen befinden sich selten in einem vollkommen gesunden Zustande; leider haben nicht blos die einfachen Naturmenschen, sondern sehr oft die Rohen und Wilden die gesündesten Herzen; je feiner die Bildung, desto krankhafter gewöhnlich das Herz. Ich will nur einige dieser Herzenskrankheiten berühren: Mißbildung des Herzens.

. . . .

. . . .

II. Entwürfe, Ideen;

(mit Nachweisungen der Quellen, Hilfsbücher ꝛc.)

Zwei Märchen.

a) Das Märchen vom Abend.

b) Der Genius der Nacht.

In freien Stanzen, wie Scotts Rokeby. — Der Abend als in Liebe und Sehnsucht vergehender Jüngling und auch als sterbender Tag, der sich im Feuermeer der untergehenden Sonne und des Abendrothes verbrennt, ein Phönix. Alles trauert um ihn. Die Liebe klagt, die Wehmuth, ꝛc. die Blumen, die Wellen, die Weste, die Sterne ꝛc. singen ihn mitfühlend an. Die ganze Natur trauert, fühlt und schwärmt mit ihm. Er, das stille graue Geisterwesen, sinkt in die Nacht des schönsten Schlummertodes, erwacht und stirbt vor Entzücken über den Anblick der über ihn erwachenden Glorie des Abendrothes.

When stealing down the steep mountain, wrapt in a thower of spangling dew, evening eame creping to the plain, closing the flowers of the day, shaking her pearly showers upon the rustling trees; then was his voice heard in the grove, as the voice

of the nightingole upon the hawthorn sprag; he suny the works of the Lord the hollow roiks joined in his devotions; the stars danied to his song.

Die Helden Jerusalems.

Ein dramatisches Gedicht.

(Ein großes dramatisch-romantisches Gedicht, mit vielen Dichtungen, von Heinrich Dandolo an, bis Balduin. Ebenso südlicher, als die Gründung Petersburgs nördlicher Natur.)

Quellen.

(Hakers Gemälde der Kreuzzüge; siehe die Quellen zum Heinrich Dandolo. (In Comformation of the Plan of Tassos conquered Jerusalem.)

Tod Gustavs III., König von Schweden.

Trauerspiel.

(Scene wo der König am Fenster liegt im Lustschloß. Die Verschwornen wollen ihn ermorden; aber er kömmt ihnen plötzlich so bleich vor, daß sie glauben er sei todt, vom Schlage gerührt, so daß sie Entsetzen faßt, sie ihn nicht zu morden getrauen und entfliehen.)

Siehe Posselts Biographie von ihm.

Müllers historische Merkwürdigkeiten.

Otto der Dritte.

Trauerspiel.

Keine Begebenheit enthält mehr tragische Anlage, als die Rache der Witwe des Crescentius. Otto III. hatte ihren Mann, einen Rebellen, am Leben gestraft; sie verbarg ihren tödtlichen Unwillen unter der Larve der Liebe, gewann durch ihre Schönheit des Kaisers Herz, und — vergiftete ihn. Der Regent in die Witwe eines Rebellen verliebt, sie eine Mörderin ihres Fürsten, ihres Liebhabers; zu dieser That durch eine rechtmäßige Zärtlichkeit, durch einen unüberwindlichen Schmerz bewogen. — — Welche Situationen!!!

Der Kluge und der Klügling.

Lustspiel in 1 Act.

Ein Mensch, der sich kluge Maximen angeeignet hat, um nur ungehindert und ruhig durch die Welt zu gehen, hält sich an diese genau; z. B. sagt er, weil er eigentlich auf die Menschen nichts hält, und keinem traut: „Scheint ein recht guter Mensch zu sein, der und der — — aber ich traue ihm doch nicht!" — „Wenn mir Einer einen guten Rath gibt, so sage ich allezeit, ich danke Ihnen, Sie haben recht, ich werde das gewiß thun ꝛc. — und dann thue ich doch nur, was ich will; jener aber ist gewonnen und sagt, ich sei ein guter und gescheidter

Mensch!" — Ferner: „Menschen, deren Falschheit und Schlechtigkeit ich einmal erprobt habe, gelten mir nur noch als Studium der Menschenkenntniß, wie Modelle dem Maler und Bildhauer, oder wie Werke, die man lesen muß, um von gewissen Fehlern sich hüten zu lernen," oder „Weiche Jedem aus, der dich aufhetzt, denn er macht dich unzufrieden, entweder mit Dir selbst oder mit andern, die dir nahe sind." Ferner: „Wenn du über einen Andern urtheilst, so versetze dich zuerst in seine Lage! Willst du über die Thorheiten eines Reichen urtheilen, so halte dich für reich, und dann ꝛc. Willst du über das Vergehen eines Armen urtheilen ꝛc. Immer: ehe du verurtheilst, urtheile!"

Ihm entgegen steht der Klügling oder Gernklug, der stets als klüger erscheinen will und sich darum Alle zu Feinden macht, wie jener zu Freunden.

Die ewige Jugend.

Romantisches Schauspiel.

(Ganz Dichtung oder auch zum Theil.)

(Cardaenus und Cornelia Agrippa damit verbunden.)

Quellen.

Gottschalks Ritterburgen. Historisches Bilderbuch für die Jugend, enthaltend Vaterlandsgeschichte.

Plan.

(Spielt in Portugall oder Spanien.)

Der junge, feurige, ja zu feurige Cardenio, dessen Muth und Lebenskraft bis zur Verwegenheit geht, liebt Olympia, ein Fräulein aus einem sehr edlen Geschlechte. Der Vater will sie ihm aber eben deßhalb nicht geben, weil sie bei dieser Weise und Naturell, kaum seine Gemahlin geworden, bald seine Witwe werden würde. Und wird er, der sich in so viele Kämpfe stets einläßt und verwickelt, nicht selbst ermordet, so wird er andere dabei tödten, muß flüchten, fern von seinem Vaterlande, und Olympien bliebe dann nichts übrig, als entweder zurück zu bleiben im väterlichen Hause, und zu schmachten und zu trauern, oder mit ihm selbst ein flüchtig unstätes Leben zu führen.

Vergebens fleht Olympia, der Vater bleibt bei seinem Entschluß. Sie und Cardenio schwören sich auf's Neue ewige Treue. Er geht Nachts vor ihre Fenster, wo sie auf den Balkon kommen soll. Da erspäht und erkennt ihn ihr Bruder, Cardenio verwundet ihn, er wird blutend hineingetragen, ändert aber seine Gesinnung und wird Cardenio's Freund, so, daß er seiner Liebe nun sogar helfen will. Indeß hat Lysander, Olympia's Kammerfrau bestechend, Mittel gefunden in ihr Schlafgemach zu kommen. Olympia, ihn gewahrend, schreit laut, er entläuft und wird von der Kammerfrau heimlich fortgelassen. Viren, Olympia's Bruder, geht indessen wie gewöhnlich vor dem Hause auf und ab. Viren eilt auf jenen Lärm herbei, findet ihn und glaubt, er sei der so eben Entflohene, der in's Schlafgemach seiner Schwester sich wagte. Vergebens betheuert Cardenio seine Unschuld. Viren erklärt ihm nun

ewige Feindschaft und Haß. Nun entbrennt auch Cardenio, da er Olympia treulos und ihrer Ehre beraubt sieht, indem sie einen andern begünstigt und in ihr Schlafgemach einläßt. Indeß beschließt der Familienrath, da Alle wirklich glauben, ja Olympia selbst, daß Cardenio der Entflohene sei, sie ihm zur Frau zu geben, als das einzige Mittel, die Ehre der Entehrten wieder herzustellen. Allein nun will er nicht die Entehrte und stellt zugleich Zeugen auf, daß er schuldlos und nicht der aus ihrem Schlafgemache Entflohene sei. Bestürzung der Familie. — Da tritt Lysander ein, und gibt sich an, daß er bei ihr war und entfloh, und bittet nach entdeckter Schuld um ihre Hand. Ihr Vater sagt sie ihm zu, und sie selbst, aus Rache gegen Cardenio, der ihre Hand ausschlug, willigt ein. Indeß, da Cardenio Lysanders Betrug erfährt, glüht er von Neuem in hellen Liebesflammen für Olympia auf, wird von bittrer Reue und Schmerz über sein Verfahren und Weigern ergriffen eilt zu ihr und bittet sie um Verzeihung; beide erweichen sich, fühlen miteinander Mitleid und auch in Olympien erwacht die alte Liebe wieder in ihrer ganzen Stärke. Lysander entdeckt es, läßt den Cardenio ergreifen und festhalten, bis die Hochzeit vorbei. Verlobungstag. Maskenball. Cardenio hat sich los gemacht und tritt nun mit einem Leichenzug und Personen in tiefster Trauer unter die tanzenden Masken in den Saal. Erstaunen und allgemeine Verstummung, als man die Todtenmusik hört.

. . . .

(Die ewige Jugend.)

Ein Arzt, der das Geheimniß besitzt, Menschen wieder jung zu machen und auch mehrere wirklich jung macht, die dann ihr Leben mit den vorigen oder mit neuen Thorheiten — doch pfiffiger, aber noch schlechter, als zum erstenmal — anfangen zu leben. So z. B. macht er eine alte Geliebte jung. Der eine Arzt kann jung, der andere einmal lebendig machen. Einer ist Maure, der andere Grieche.

Der Sohn als Vater.

Kleines Lustspiel.

Der 43jährige Vater, ein sehr guter Mensch, geräth durch Leichtsinn in Schulden und andere Verlegenheiten. Sein abwesender 20jähriger Sohn ist eben so solid als der Vater leichtsinnig. Er kommt zurück, da der Vater eben in der größten Verlegenheit ist, heirathen will und eine Brautschau hält. Um ihn zart zu schonen und ihm eben so durch ein solches Mittel zu helfen, kommt er als 77jähriger Mann costümirt, trägt ihm seinen Beistand an und schlägt ihm vor, er wolle sich, um wirksamer aufzutreten, als aus türkischer Kriegsgefangenschaft zurückkommenden reichen 77jährigen Vater ausgeben; reich geworden nämlich, da er als Sklave eines Bassa's im Garten arbeitend, Kräuterkunde lernte, mit Gesundheitstränken

Wunderkuren verrichtete und große Geschenke erhielt. Das wird angenommen, ausgeführt und dem Alten geholfen. Am Schlusse, als Alles glücklich vor sich gegangen ist, legt der Sohn die Maske ab. Der Vater erfreut und zugleich beschämt, ist gebessert für immer durch dieses Heilmittel.

N. B. Dieses Stück könnte allenfalls mit: „Der Kluge und der Klügling," und mit: „der Brautschau" verschmolzen werden. Der leichtsinnige Vater wäre der Klügling, sein älterer reicher Freund, (der mit dem Sohn in guter Absicht die Maske verabredet und ihm eine seiner zwei Töchter oder die Mündel zur Frau gibt), der Kluge, der vorher vergebens versucht hatte, den leichtsinnigen Klügling zu bessern, und Warnung und Hilfe fruchtlos sah. Auch die zwei andern Töchter heirathen; — dem gescheidt gewordenen, gebesserten Vater — Klügling — vergeht alle Heirathslust, und er überläßt seine präsumtive Braut am Schlusse seinem Sohne.

Kluge und Klüglinge kommen doppelt vor, nämlich Alt und Jung. Klüglinge. Der leichtsinnige Vater und der Sohn seines klugen Freundes. Kluge. Der Freund des leichtsinnigen Vaters und auch sein eigener Sohn.

Der kluge Freund gibt dem braven Sohne, einem aus Petersburg sehr wohlhabend zurückkehrenden Porträtmaler, auch noch Geld, um den leichtsinnigen Vater zu rangiren und zu bekehren.

Anfang. (Nach Köhler's Erzählung: „Die drei

Schwestern.") Der kluge Freund des alten Klüglings erwartet den brieflich angekündigten Sohn eines Kaufmanns aus Elsaß, als Bräutigam. Der junge Herr ist auch ein Klügling. Komische Brautschau. Aufmarschiren und Defiliren der drei Mädchen. Bald darauf kommt auch der kluge Sohn des leichtsinnigen Klüglings an, der mit der einen Tochter schon die Reise-Scene im Kaufladen hatte. Die Mündel hat schon einen heimlichen Geliebten, den sie dann heirathen darf, nachdem der alte Klügling freiwillig zurücktritt.

Ein deutscher Bedienter, der den französischen anstaunt und vergöttert.

Am Schlusse. Vater und Sohn vor einander knieend. Der Sohn kniet zuerst wieder, da er den Vater um Verzeihung bitten will, wegen des edlen Betruges. Der Vater glaubt in dem maskirten Sohne noch immer seinen eigenen Vater zu sehen, kann's nicht zugeben, daß dieser vor ihm knien will, und fällt selbst auf die Knie.

Die vier Witwer,
oder:
Die menschlichen Vorsätze.

I und II verschwört das Wiederheirathen, I, weil er eine so vortreffliche Gattin hatte, daß er keine solche mehr

bekäme und jede zweite zu sehr verlöre; II, weil er eine zu unglückliche Ehe hatte und sich vor einer zweiten scheut.

III und IV wollen aber wieder heirathen, III, eben weil er eine treffliche Gattin hatte und daher eine gute Ehe für den glücklichsten Zustand hält, IV, weil er in der ersten Ehe unglücklich war und nun glücklich zu werden hofft.

Alle vier thun aber endlich gerade das Gegentheil. III und IV heirathen nicht mehr, I und II heirathen in kurzer Zeit wieder. (Kann als Brief eingekleidet werden, welchen ein zweifelsüchtiger Witwer schreibt, der immer schwankt, ob er wieder heirathen soll oder nicht).

Die Kurzsichtigen.

Herr von Spitz Herr von Schelm Herr von Zeisig Herr von Potztausend	alle kurzsichtig.

1. Einem wird in der ersten Scene von einem guten Freunde gesagt, daß ein Fräulein heute auf die Promenade kommen würde, um ihm Gelegenheit zu geben, sie zu sprechen. Er sieht sie, hält sie für eine alte Frau und geht nicht zu ihr. Sie ist darüber aufgebracht und es kömmt fast zum Bruche.

2. Zwei Kurzsichtige, wovon jeder schlechter als der andere zu sehen ambitionirt, kommen deßhalb übereinander und werden Feinde, sagen sich schreckliche Injurien und fordern sich zum Duell. Zwei andere Kurzsichtige fordern sich wegen einer andern Ursache ebenfalls heraus und zwar auf dem nämlichen Platze. Alle vier kommen, verkennen sich und jeder erwischt einen unrechten; sie fechten, erkennen sich endlich, lachen und werden wieder Freunde.

Heinrich Dandolo.

Dramatisches Gedicht.

(Alle drei Theile dieses Stückes in ein zusammenhängendes großes romantisches nicht aufführbares Drama verbunden.)

Vorspiel.

Das Kreuzheer in Venedig.

1. Theil.

Isaak Angelus, Kaiser von Konstantinopel.

Historisches Schauspiel.

2. Theil.

Alexis der V.

3. Theil.

Balduin, Graf von Flandern.

Personen:

Isaak Angelus, Kaiser von Konstantinopel, (geblendet).
Margaretha, seine Gemahlin.
Alexis, sein Sohn.
Alexius Angelus, Isaaks Bruder, Usurpator.
Euphrosine, seine Gemahlin.
Irene, seine Tochter.
Nikolaus Rossi, ein vornehmer Lombarde, des Usurpators Gesandter.
Ville-Hardouin, in Isaaks Diensten.
Heinrich Dandolo, Doge von Venedig, (geblendet.)

Balduin, Graf von Flandern,	Ritter und Anführer im Kreuzheere.
Heinrich, sein Bruder,	
Hugo, Graf von St. Paul,	
Ludwig, Graf von Blois,	
Matthäus von Montmorency,	
Markgraf Bonifacius,	

Kardinal von Capua, päpstl. Legat.
Griechen, Venetianer und **Truppen** des vereinigten Kreuzheeres. Volk in Konstantinopel.

Der 1. Act spielt auf **Dandolo's** Schiff, wo er den jungen **Alexis**, der zu ihm kam, den **Kreuzfahrern** vorstellt;
der 2. Act in Konstantinopel, und
der 3. Act am Meeresufer und in der Gegend von Konstantinopel.

Charakteristik der Personen.

Isaak Angelus.

Da er zu Cypsela Halt machte und auf Verstärkung wartete, bestach sein Bruder Alexius einige der obersten Feldherren bei der Armee, und wurde von ihnen, da sich eines Tages Isaak mit der Jagd belustigte, zum Kaiser ausgerufen. Da die Armee dem Aufruhre beitrat, flüchtete Isaak nach Macra, ward aber hier von denen eingeholt, die ihm sein Bruder nachgeschickt hatte, seines Gesichtes beraubt, und im 10. Jahre seiner Regierung in das Gefängniß gelegt.

Isaak ließ stark werben gegen die Scythen (Siehe Guthry S. 403, die Anmerkung y) und Bela in Ungarn, sein Schwiegervater, versprach ihm etc. etc. Siehe Guthry S. 405, Anmerkung z.)

Isaaks Tochter Irene war an den deutschen Kaiser Philipp verheirathet. (Siehe Guthry S. 411.)

Alexius Angelus.

Siehe Guthry S. 404, 405 und Anmerkung y, dann 406 und Anmerkung a und b, S. 408. Nicetas Choniates in Alex. Comn. l. 2. n. 2.

Der junge Alexis.

Guthry S. 413, 414, 415 und Anmerkung d. S. 413.

Euphrosine.

Guthry S. 407, 406 die Anmerkung a.

Haupt-Quellen zum Dandolo.

Guthry und Gray.

Koch histor. Gemälde der Revolutionen; 3 Bde.

Müllers histor. Denkwürdigkeiten, 1. Bd.

Kosegartens Geschichte des griechischen Kaiserthums, als Fortsetzung von Goldsmiths griechischer Geschichte.

Gibbons Verfall des römischen Reiches.

Laugiers venetianische Geschichte.

Bembos venetianische Geschichte.

Curtis venetianische Geschichte.

Nicetae Choniatae Constantinopolitanus Status.

Geoffroy de Villardouin de la conquete de Constantinople.

Nicephorus Gregorus historia Byzantina.

Gregorii Acropolitae historia Byzantina.

Du Cange histoire de Constantinople sous les empereurs français.

Haiton histoire orientale.

Hellers Geschichte der Kreuzzüge; 3 Bände.

Mayers Beschreibung von Venedig.
Hakens Geschichte der Kreuzzüge.

Fernere Quellen.

Schillers historische Memoirs.
Rahmdor, 4 Bde.
Müllers Merkur.
Carlo Marini Istoria del Commerzio di Venezia.
Hübners Lexicon.
Alexander history of Woman.
Tableaux et Contes du 12 et 13ieme siècle, par le Grand.
St. Foix Essais historiques sur Paris.
Rolland Prerogatives de Dames chez les Gaulois.
Maliet histoire de Danemarc.
Eichhorns allg. Geschichte der Kultur und Literatur.
Histoire literaire des Troubadours par l'Abbé Millot.
Corps d'extraits des Romans de Chevalerie, par le Comte de Tressan. Paris 1782.
Thomas Essay sur les femmes.
Denina Revolutionen in Italien.
Muratori de rebus italicis (im 12. Buch S. 223 kommt ein Andreas Dandolo vor, der eine Chronik schrieb, die Muratori herausgab).
Laurentius de Monacis Chronik.
Pierre Bergerons voyage en Asie.
Nicetas Choniates Geschichte der griechischen Kaiser.
Marinus Sanutus, Secreta fidelium crucis.

Murhards Beschreibung des türkischen Reiches.

Aufsätze in den Hartlebischen Journalen und im Archiv von Hormayer.

Miscellen für Zeitungsleser.

2. Heft. Konstantin der Große, S. 65.

6 Heft. Vom Nationalstolz, Seite 3—10. Ueber Volksmeinung, S. 63.

Neueste Ansichten der Geschichte ꝛc.

1. Heft. Frankreich unter Ludwig XIV., S. 74.

Parallele über die heutige und ehemalige Diplomatik, S. 87.

2. Heft. Völkerwanderungen und Kreuzzüge, Seite 119.

Scherz und Ernst.

3. Heft. Hof- und Frauenleben in Frankreich, Seite 59.

Neueste Ansichten der Geschichte ꝛc.

3. Heft. Vier wichtige Revolutionen der Menschheit, S. 237.

4. Heft. Alexander und Cäsar, S. 54.

5. Heft. Ueber Erhaltung der Staatsverfassung, Seite 219.

6. Heft. Italien und Griechenland, S. 732.

Mythologische Briefe.

Historischer Bildersaal.

2. Heft. Verschwörung der Pazzi, S. 243.

3. Heft. Fleury, S. 67.

4. Heft. Fleury, S. 145.

Das Reich der Ungeborenen.

Eine Erzählung.

Zwei kinderlose Eltern trösten sich damit, daß sie sich Geschichten ihrer gewünschten Kinder, als wären diese wirklich, — erzählen.

Die guten Freunde.

Erzählung.

Eine Kompagnie von sogenannten guten Freunden, die sich belügen und betrügen und sich doch rühmen von einander gute Freunde zu sein. Nachdem sie sich genug belogen und betrogen haben, kommt die ganze Kompagnie zusammen und umarmt sich voll Entzücken als gute Freunde. Der einzige Dichter, die Hauptfigur des Stückes, ist der Redliche und von Allen Belogene und Betrogene.

Die Söhne des Todes.

Novelle.

(Gegenstück zur Novelle: „Der Freudenbote.")

Drei Unglückliche werden Todtengräber und entleiben sich endlich in einer Mondnacht auf dem Kirchhof selbst, wo sie in die schon für sich selbst gemachten Gräber zurückfallen.

Das verhüllte Gericht,
oder:
Das heimliche Gericht des Seifensieders.

Neue schauerliche Bearbeitung dieser Erzählung in Kotzebue's neuen kleinen Schriften. 2 Bdchn. S. 70. (N. B. Der Seifensieder muß so lang als möglich unbekannt und verhüllt und nur in seiner richtenden That als geheimnißvolles Wesen erscheinen.)

Milesische Märchen,
d. i. mythologische Erzählungen.

Von weniger bekannten Mythen, die zwei junge Priester oder Mädchen im Venustempel sich erzählen.— Nordische Sagen auf dieselbe Weise. —Historische Novellen der Vorwelt (nach Funke).

Die Stillen im Lande. (Die Weiber)

Humoristischer Roman. (N. B. Sie erscheinen hier auf fein komische Weise, als Gegentheil des Titels. Es könnten etwa lauter historische Frauenpersonen, vielleicht nomine mutato auftreten.

Der Schild des Herkules.

Zwölf Partien aus meinem Leben.

(Roman.)

Ein Liebhaber von mythologischen Gegenständen läßt sich die 12 Arbeiten des Herkules auf einen Schild malen. Ein Freund von ihm sieht es, findet in diesen 12 Arbeiten viele Aehnlichkeit mit den menschlichen Schicksals-Arbeiten und schreibt darnach eine Geschichte, seine und seines Freundes Biographie. (Siehe in Funke's Lexikon **Herculis scutum.**)

Der Schild des Herkules oder: Die 12 Arbeiten des Herkules. Erzählung, worin diese 12 Arbeiten allegorisch als Sinnbilder von den 12 Arbeiten in der modernen Welt dargestellt werden. Derjenige, den sie betreffen, erzählt sie selbst als sein Lebensschild.

(**Scutum Herculis** mit seinen 12 Arbeiten dekorirt — allegorisch. — Ritterschilde mit Sinnbildern allegorisch auf deutsche Redlichkeit und andere deutsche Tugenden.)

Der Märchenfeind.

Ein Märchen.

Ein reicher Orientale haßt alle Märchen und ärgert sich, daß seine Gattin daran glaubt und sie ihm stets als wahr erzählt. Dabei begegnet ihm selbst, wenn er eine

Märchen-Erscheinung läugnet, in dem Augenblick selbst immer etwas Wunderbares, Unerklärliches, Märchenhaftes, was — durch Andere bewirkt — erst am Schlusse des Ganzen aufgeklärt wird.

Blumenspiele, oder: **Die zwölf Himmelszeichen.**

Maskirte Zeitschrift in 12 Monatheften. Jedes Monatheft führt den Titel von den in demselben wachsenden Blumen, oder regierenden Himmelszeichen, z. B. einmal Tulpe, Rose und Lilie, Veilchen, Astern oder Zeitlose 2c. Löwe, Skorpion 2c. Jedes Heft enthält dann — dem äußern und innern Charakter der Blumen entsprechende Aufsätze. Blumen können auch selbst unter einander, oder mit andern Gegenständen und mit Menschen beider Geschlechter, aller Alter, Stände 2c. korrespondiren.

Selbstbiographie des Todes.

Der Tod als Biograph (der Menschen).

Selbstbiographie eines Wahnsinnigen.

Der Todtentanz.

Erzählungen.

Selbstbiographie des Todes. (Allegorisch.)

Der Tod als Biograph, und zwar eines guten und eines bösen Menschen.

Selbstbiographie eines Wahnsinnigen, der sich für schon gestorben hält und als Todter sein Leben erzählt. — Fängt an: — Ich bin todt, also frei und kann thun, was ich will. Ich bin unbefangen im Urtheil, kann also mein eigener Biograph werden und will es auch. Ich setze mich an den Schreibtisch, ergreife die Feder mit starrer eiskalter Hand — — 2c.

Der Todtentanz. (Nachtstück.) Alle Todten erwachen um Mitternacht und erzählen sich, was sie in ihrem Leben Gutes oder Böses thaten.

Der schwarze Pudel.

Erzählung.

Der Pudel ist groß, schwarz, zottig, knurrend, böse. Alles scheut ihn und läßt ihn ungestört thun, was er will, jeder hält ihn, ohne es gerade bestimmt zu glauben, für ein unheimliches Ungethüm.

(Siehe Walter Scotts Gesang des letzten Minstrels. S. 230, wo die Anmerkungen auch andere Stoffe liefern.)

Der böse Freund und der gute Feind.

Erzählung.

Der böse Freund (zwar wohlmeinend, aber leichtsinnig, thöricht, leidenschaftlich 2c.) verführt seinen Freund, den

Helden der Erzählung, zu vielen bösen oder ihm und Andern schädlichen Handlungen, wogegen der gute (gerechte, edle) Feind ihn zu seinem und zu Anderer Besten führt.

Salvator Rosa.

Roman oder historische Novelle.

Anfang. Rosa kommt, auf seinen Kunstwanderungen sich verirrend, unter die Banditen, wird gezwungen zu bleiben, theils weil sie glauben, er sei gesendet, die Gegend ihres Aufenthaltes aufzunehmen, theils weil ihr Anführer ein Liebhaber von Gemälden und Zeichnungen ist, und ihn benützen will. Aus Dankbarkeit wird er endlich entlassen. Ihnen erzählt er die frühere Geschichte seiner Kindheit und Jugend. Rückkehr zu seiner Familie.

Spiel und Nachspiel.

Erzählung.

Zuerst die Scenen der spielenden Damen und Herren beim Whistspiel. Großer Geldverlust. — Dann kommt erst das Nachspiel. Die Scenen der Damen, (die viel verloren haben) die theils desperat, theils Furien sind und Zank haben oder Vorwürfe machen und erhalten, mit andern Frauen und Herren, ihren Männern, Liebhabern &c.

Der Kampf mit dem Todten.

Eine nordische Erzählung.

Ein nordischer Held erlegt seinen Nebenbuhler und Feind im Kampfe und beredet dann dessen Braut, seine Gattin zu werden. In der Nacht vor dem Vermählungstage erscheint der Getödtete dem Mädchen, und sie, schon geneigt zur Hochzeit, ist nun aufgeschreckt und entsetzt, und verweigert sich standhaft. Da ergrimmt der Held, geht zu des Todten Grabhügel, mißhandelt die Leiche, überhäuft den Schatten des Verstorbenen mit Schmähungen und endet seinen Hohn damit, daß er — wenn er es wage, die Braut ihm zu wehren — um sie streitet; er fordert ihn schauerlich um Mitternacht bei Fackelschein zum Zweikampf auf die nächste Nacht. — Und in der nächsten Nacht unter Sturmgeheul, Empörung der Natur und Aufruhr aller Elemente kommt der Todte in furchtbarer Rüstung mit grauenhaftem Gerassel, und der Held muß — so sehr er nun auch schaudert — den Kampf annehmen, und wird gräßlich getödtet vom Geist.

Die Liebeswerbung per procura.

Kleine Erzählung.

Einer soll für seinen Freund um die Hand eines sehr schönen Mädchens werben. Er erfüllt sein übernommenes

Amt gewissenhaft, doch ohne Erfolg. Sie will von Jenem nichts wissen. Endlich macht er den letzten Versuch. Dabei steht sein Freund im Nebenzimmer und soll im entscheidenden Augenblick mit einem Fußfalle selbst erscheinen. Sie aber sagt dem Fürsprecher, er soll sich weiter keine vergebliche Mühe geben; wolle er aber als Freiwerber erscheinen, so solle er's lieber im eigenen Namen und für sich selbst thun, wo er vielleicht besser reussiren werde. (Sie liebt ihn lange schon heimlich und kleidet ihre gegenwärtige Aeußerung z. B. so ein: Da er schon für einen Andern so gut und feurig spreche, möchte sie ihn doch einmal für ihn selbst sprechen hören.) Er versteht den Wink, schlägt sogleich los, feurig — witzig — und sie gibt ihm Herz und Hand. Der Andere stürzt nun voll Eifersucht und Wuth herein, wird zuerst bespöttelt, dann belehrt und besänftigt, und sie heirathet den Fürsprecher.

N. B. Die Erzählung beginnt damit, daß der verzagte Blöde dem Freunde sein Liebesleid eröffnet, und um seine Fürsprache bittet, die dieser auch zusagt und Wort hält.

Alte Liebschaften.

Ein universal-historisches Märchen.

Ich will die Liebe in allen ihren Gestalten kennen lernen, um sie darnach auch zu schildern und ein großer Dichter zu werden. Indem ich klagend mich nach der Erfüllung dieses Wunsches sehne, erbarmt eine Fee sich meiner und

durch ihre Hilfe komme ich plötzlich in die ganze Reihe von Liebschaften hinein, die ich nun humoristisch beschreibe. Jede hört bald wieder auf, indem die Schöne entweder mir nicht genügt und den Korb gibt, oder vice versa.

Über kleine Fehler und harte Worte.

Kleiner Aufsatz.

Gerade die kleinen Schwächen und Launen sind es, die immerdar die Bündnisse trennen. Man lebt oft sehr zufrieden zusammen mit großen Lastern, aber man verzeiht sich nicht die Löcher im Strumpfe.

Der Mensch als viertes Reich der Natur.

(Als selbstständig, alle drei in sich vereinend und doch auch zu jedem einzelnen dieser drei gehörig; was er von jedem derselben hat. Und so ist denn der Eine mehr Pflanze, der Andere mehr Stein, der Dritte mehr Thier, jeder aber hat von jedem etwas, wird Mensch durch die Vereinigung von allen Dreien.)

Verschiedenheit der Gesichtspunkte und Lebensansichten.

(Sympathie und Antipathie.)

Historische Erzählung, d. i. mit universal-historischen Personen aller Zeiten und Völker.

Schauplatz. Im Vordergrunde ein Grab, jenseits desselben eine unermeßliche Ebene.

Welche wechselseitige Täuschungen dabei obwalten. Wie die, die zuerst vom Glück der Sympathie schwärmten, in denen, zu welchen sie sich sympathetisch hingezogen fühlten, endlich bitter getäuscht wurden. Wie wenig Sympathien sich echt und erprobt zeigen. Eben so mit der Antipathie.

Sympathie und Antipathie mit der Natur, mit Thieren und leblosen Wesen. Einer erklärt einem Landmädchen, was die Sympathie ist, und was die Antipathie.

Wein und Wasser.

Zwei Hauptwässer als beste Mittel der hydropatischen Heilart: das Hippokrene-Wasser, dessen begeisternde Kraft uns über die kleinliche Wichtigkeit und Erbärmlichkeit dieses Lebens emporhebt. In diesem Sinne mag Pindar's: „Wasser ist das Beste!“ gelten; dann das Lethe-Wasser, welches uns so viel Trauriges und Schmerzliches vergessen macht.

Anfang. Allen Respekt vor dem Wein; das Wasser bleibt aber dennoch das Beste, wie schon Pindar sagte, welchen also die Hydropathen für ihren Schutz-Patron und Stifter ihres Systems nehmen dürfen. Der Wein ist allerdings das begeisternde Element vieler Künstler, ein eigentliches Element ist er aber doch nicht, und es wird ihm auch gewiß nicht die Ehre wiederfahren, von den Naturforschern als fünftes, zu den bestehenden vier Elementen, aufgenommen zu werden, weil er selbst aus dem Wasser sich bildet, welches die Traubenbeeren in sich einsaugen und das Feuer der Sonne ihn reift.

Das Wasser reißt Häuser zu Boden, der Wein Menschen; ich weiß nicht, welches von Beiden schlimmer ist.

(Zum: „Wasser und Wein.)

Meer, Seesturm und Schiffbruch.

Die Gescheiterten, an's Ufer geworfen, kommen in ein schönes stilles Thal, wo an einer lieblichen reinen Quelle ein Dichter dichtet, in Phantasien versunken, voll Gemüthsruhe und Genügsamkeit. Die Geliebte tritt aus der nahen Hütte und horcht ihm, umarmt ihn endlich, ihres Entzückens nicht länger mächtig. Die ungenügsamen Schiffbrüchigen horchen und sehen dieser schönen Scene des glücklichsten Still-Lebens zu. — Kontrast. — Sie werden frugal bewirthet in der Hütte — mit Früchten und Wasser.

Das Leben ein Spiel und das Spiel ein Leben.

Humoristischer Roman in Verbindung mit der „Ironie des Schicksals“ (Erzählungen); dem Klugen und Klügling; Sküs, Mond und Pagat; dem Maskenspiel des Lebens; der Fliege ꝛc.

(Kleinere Erzählungen und Aufsätze werden eingewebt).

Ironie des Schicksals.

Einer, nämlich der Pagat, ist unter den günstigsten Verhältnissen geboren, reich ꝛc. und Alles geht ihm schief.

Ein anderer, der Sküs, unter den ungünstigsten, arm, verlassen von Allen ꝛc. und Alles geht ihm gut und gelingt. Der Eine behält selbst das nicht, was er hat, der Andere bekommt mehr, als er braucht. Das Schicksal ironisirt die Klügelei des Einen und die Furcht des Andern, und thut das Gegentheil von dem, was jeder von Beiden will.

Damit verbundene Erzählungen:

Der neue Ritter d'Eon.
Die unruhige Familie.
Der Archimim.
Milton.

Die Reise des letzten Menschen und die Elementargeister.

Erzählungen aus der Traumwelt.

(Meine Zusammenkunft mit den Elementargeistern.)

Die Gnomen und Kobolde erzählen mir die Geschichte häuslicher Einrichtungsstücke z. B. eines Spiegels, Tisches ꝛc. eines Grabmahls ꝛc. einer Fliege ꝛc.

Andere, wie z. B. der Sylphe erzählt mir (so wie ich nun überhaupt endlich mit den Elementargeistern in's Gespräch gerathe) beim Anblick eines Gartens die Geschichte eines Baumes und anderer Gegenstände; dies und jenes.

Die Geister führen mich in verschiedene Länder herum. — Schöne geographische Beschreibungen und Völker-Charakteristiken. — (Siehe Lange's Naturwunder ꝛc.)

(Ohne Titel.)

Ein Adler trägt mich auf die unendlichen Schneegipfel und Schneefelder des großen Bernhardsberges. —

Beinhaus mit unversehrten Leichen — (Conv. Lex. und Miniatur-Gemälde).

Große zottige Hunde, die noch immer ihre gewohnten Arbeiten fortsetzen, waten im Schnee herum, wittern, spüren und suchen.

Ich erzähle bei dieser Gelegenheit die Geschichte vom Hund des Hospitiums, von der im Schnee erfrornen Braut

(Siehe Ricords of Women) und auch die, welche W. Scott in der Ballade „Helvellyn" erzählt.

Kleinigkeiten.

Der magerste Dichter.

Der griechische Elegien-Dichter Philetas soll so mager gewesen sein, daß die geringste Kleinigkeit ihn umzuwerfen vermochte. Er mußte sogar bleierne Sohlen an den Schuhen tragen, um nicht vom Winde umgeblasen zu werden.

Ekelhafte Schmeichelei.

Der griechische Maler Galaton, stellte den Homer in einem Gemälde vomitirend dar, und umgeben von Dichtern, welche das auffingen, was Homer von sich gab.

Aerztliche Todesstrafe.

Zaleukus, der Gesetzgeber der Lokrier, trieb seine Sorgfalt für die Aufrechthaltung der ärztlichen Vorschriften so weit, daß er eine Verordnung gab, zufolge welcher jeder Kranke, welcher gegen den Willen des Arztes Wein trank, selbst dann wenn er genas, mit dem Tode bestraft wurde.

Sympathie.

Man hat bemerkt, daß zwischen gewissen Blumen und Vögeln, besonders Zugvögeln eine gewisse Sympathie bestehen soll; z. B. daß die Wald-Anemone (Klapperrose) in Schweden bei der Ankunft der Schwalben blüht, und die Sumpfringelblume, wenn der Kukuk singt, (das Wort Kukuk bedeutet im Griechischen zugleich eine junge Feige und einen Kukuk), vermuthlich wegen des gleichzeitigen Erscheinens Beider. Dieselbe Ursache veranlaßte vielleicht im Orient die Dichtung von der Liebe der Rose und der Nachtigall.

Pegasus.

Bellerophon erhielt das Flügelroß Pegasus, um die Chimära, ein flammenspeiendes Ungeheuer mit einem Löwen-, einem Ziegen- und einem Drachenkopfe, zu bekämpfen. Sollte etwa Bellerophon ein Dichter, und Chimära ein Recensent gewesen sein?

Hesiodus erzählt in seiner Theorie, Pegasus sei kaum geboren, himmelan in die Wohnung der Götter geflogen, vermuthlich um vor Dichterlingen gesichert zu sein. Jupiter nahm ihn in seinen Palast auf und verwendete ihn, seine Blitze und Donnerkeile zu tragen, die aber jetzt nicht

von ihm getragen, sondern auf ihn geschleudert werden.

Freret, ein französischer Gelehrter im 17. Jahrhundert, behauptet, jener Pegasus sei kein Musenpferd, sondern ein Schiff gewesen, auf dem Bellerophon die Seeräuber bekämpfte, welche die lycischen Küsten beunruhigten. Auf solche Weise ließe sich erklären, wie so mancher poetische Korsar mit dem Wasser zu schaffen habe.

Belladonna.

Ein Beweis, wie wenig die natürlichsten so wie die unnatürlichsten Frauen sich um die Naturgeschichte überhaupt, und wie noch weniger sie sich um das Pflanzenreich insbesondere bekümmern, liegt darin, daß das schöne Geschlecht noch nie in corpore dagegen protestirt hat, daß man der Wolfskirsche, einer der stärksten Giftpflanzen, den Namen Belladonna, schöne Frau, gab.

Der beste Koch.

Ada, Königin von Karien, hatte sich's in den Kopf gesetzt, Alexander der Große müsse ein Feinschmecker sein. Hierauf bauend beschickte sie den Helden, um seine Huld zu gewinnen mit den köstlichsten Speisen. Alexander sandte

ihr die Leckerbissen zurück mit den Worten: „Er habe weit bessere Köche als sie: für das Mittagsmahl den nächtlichen Marsch, für das Abendessen das dürftige Mittagsmahl."

Groß und Klein.

Adlerfedern, sagt man, haben die Wirkung, daß die Federn anderer Vögel, die mit jenen vermischt werden, zusammenschrumpfen und in Staub zerfallen. Ebenso werden kleine Menschen durch die Nähe eines Großen vernichtet. Höhe und Tiefe vertragen sich nicht.

Unmögliches.

Sollte ein geistreicher Mensch sich mit einem dummen in einen Kampf einlassen wollen, so wäre das eben so unsinnig, als ob ein schnelles arabisches Pferd eine Schildkröte verfolgen wollte.

Höllen-Justiz.

Dem Plato zufolge (im Gespräche Gorgias) war Aeakus in der Unterwelt Richter über die in's Todtenreich kommenden Europäer, Rhadamantus über die Asiaten, und wußte Einer von beiden sich nicht zu helfen, so entschied

Minos. Sehr vorsichtig, und eine gute Einrichtung im Senate und Referate! Aber — die armen Seelen der Afrikaner blieben ohne Justiz und ohne richterliches Urtheil.

Aphorismen.

Der aufbrausende Jähzornige zieht sich sehr oft wegen einer Kleinigkeit Haß und Feindschaft zu, wogegen derjenige, der die Gabe der Erkältung besitzt, häufig den drohendsten Stürmen entgeht.

* * *

Das Glück verfährt mit den Menschen ebenso, wie die Menschen mit dem Glücke verfahren, das heißt, es mißhandelt sie, weil es von ihnen mißhandelt wird, und ist treulos gegen Undankbare.

Klugheits-Maximen.

Das Unerklärbare muß man lieber unerklärt lassen, als sich mit unbefriedigenden Erklärungen abquälen.

* * *

*

Trachte so viel möglich das Böse der Menschen zu vergessen und ihr Gutes in der Erinnerung immer dir aufzufrischen; denn die wenigsten Menschen sind ganz böse, sondern haben nur einzelne böse Eigenschaften, oder sind nur in einzelnen Momenten böse, größtentheils gar nur schwach, oder im Irrthume befangen.

Wiege und Sarg

sind die zwei denkwürdigsten Betten, das eine warm, das andere kalt. Das Eine steht am Ein-, das andere am Ausgange des Lebens. Thränen der Freude begrüßen jenes — dieses Thränen der Wehmuth.

Dem Herrn Amtsrathe Büttner

zugeeignet.

Wäre ich ein Genius und es stände in meinen Kräften, so würde ich das Füllhorn der schönsten Lebensblumen über Sie ausgießen und sorgfältig wachen, daß nicht Ein trüber Augenblick Ihnen nahen könnte. Da ich aber dies nicht

kann, so bitte ich Sie, diese Weihe anzunehmen und — sollte der Tod, welcher die Menschen wie ein Gärtner die Blumen auf gedeihlichen Boden übersetzt, mich früher als Sie in eine bessere Welt verpflanzen — eine Blume des freundschaftlichen Andenkens auf mein Grab zu streuen.

Weiters fand sich ein, mehrere hundert einzelne Blätter enthaltendes Packet vor. Diese Blätter trugen Titeln zu Märchen, Novellen, zu komischen, romantischen und historischen Erzählungen (darunter sehr viele aus der römischen und griechischen Geschichte), zu Phantasie- und Charakter-Gemälden, zu Trauer- Schau- und Lustspielen, größtentheils mit Angabe der Quellen, nach welcher selbe zu bearbeiten wären.

Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit dieser Daten ist so groß, daß die Ausarbeitung derselben selbst für einen so fleißigen und gewandten Schriftsteller wie Kuffner, in der gewöhnlichen Dauer eines Menschenlebens absolut unmöglich gewesen wäre, und die Anführung obenerwähnter Titel und Quellen den Umfang dieses Bandes gewiß auf das Doppelte gesteigert hätte.

Ein Werk, von welchem Kuffner stets mit besonderer Vorliebe sprach, zu welchem er die umfassendsten Studien gemacht hatte, und welches er zu einer der bedeutendsten seiner Arbeiten zu gestalten hoffte, waren: „Die Eroberer," eine Art von Weltgeschichte in dem Wirken der vorzüglichsten Eroberer. Diese Idee ist allerdings sehr glücklich, der Stoff in hohem Grade anziehend; es haben sich indessen keinerlei Ausarbeitungen in Beziehung auf die diesfälligen Entwürfe und Studien Kuffners gefunden.

Dasselbe ist der Fall mit zwei andern Arbeiten, dem Märchen: „Die drei gläsernen Spinnrocken" und mit dem Phantasiestück: „Das Reich der Nacht," welche beide, seinen eigenen Mittheilungen zu Folge, bereits von ihm vollendet und für den vorliegenden Band bestimmt waren. In seinem Nachlasse ward aber von diesen beiden Piecen durchaus nichts aufgefunden.

Christoph Kuffner's
Leben und literarisches Wirken.

Christoph Kuffner war der Sohn des k. k. Hof-Parteien-Vertreters und Curators der milden Stiftungen Johann Christoph Kuffner, eines Biedermannes, welcher die allgemeinste Achtung genoß, und sich stets der Gnade der Monarchen, in deren Regierungs-Periode seine Thätigkeit im Dienste sich entwickelte, zu erfreuen hatte.

Am 28. Juni 1777 ward dem wackern Kuffner sein Sohn Christoph geboren. Wie aus der ämtlichen Stellung seines Vaters hervorgeht, war derselbe ein Mann von wissenschaftlicher und gelehrter Bildung. Auch war er den, das Leben verschönernden, Künsten vielfach befreundet, und es versammelten sich in seinem Hause viele der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten jener Zeit, einen eben so unterrichtenden, als erheiternden Kreis der Geselligkeit bildend. In diesem Geiste ward denn auch die Erziehung des Knaben geleitet, dem der Vater mit der innigsten Liebe zugethan war, und der schon im zartesten Alter einen lebhaften, regen, empfänglichen Geist für Kunst und Wissenschaft zeigte. So machte der junge Kuffner sowohl in dem Elementar-Unterrichte, als in den Studien die erfreulichsten Fortschritte, und legte so auf tüchtige Weise den Grund zu jener vielseitigen wissenschaftlichen und gelehrten Ausbildung, durch welche er seiner spätern Stellung unter den vaterländischen Literatoren eine so rühmliche Auszeichnung zu erstreben wußte.

Besondere Vorliebe zeigte der junge Kuffner schon

im Knabenalter für die Poesie Bei dem Fleiß und Eifer, den er im Lernen an den Tag legte, und bei den guten natürlichen Anlagen, welche ihn auszeichneten, war er sehr bald befähigt, die Dichter des Alterthums in den Ursprachen zu lesen. Sein Oheim, der gelehrte Propst Hofstätter, welcher die Fortschritte des begabten Knaben mit wahrhaft väterlichem Antheile beobachtete, las mit ihm die Klassiker, und unter dem Beistande eines so gründlichen Gelehrten, gelangte er bald zu dem vollen Verständnisse derselben, nicht bloß nach dem Worte, sondern auch nach dem Geiste. Virgil und Horaz waren es besonders, welche ihn anzogen, und die Verehrung gegen den großen Sänger von Andes hat ihn selbst in seinem Alter noch auf das Innigste belebt. Ovid war ebenfalls einer seiner Lieblinge. Ueber den Heroen des Alterthums aber, versäumte er damals auch nicht sich in dem Dichtergarten der Gegenwart und des deutschen Landes mit Lust zu ergehen. Es war wohl in der Weichheit seines Gemüthes bedingt, daß unter den deutschen Dichtern jener Zeit der idyllische Geßner und der sanfte Schwärmer Hölty, den tiefsten Eindruck auf ihn machten. Er lebte in diesen heitern Jugendtagen alljährlich einige Zeit in ländlicher Abgeschiedenheit im Markte Berchtoldsdorf, und erzählte oftmals mit der ihm eigenen Gemüthlichkeit, wie er, umherstreifend in der schönen Umgebung jenes Ortes, in den romantischen Hallen der herrlichen alten Kirche, und in den malerischen Trümmern der Herzogsburg, welche man damals noch allgemein als die Ruine eines Templer-Schlosses bezeichnete, sich

von diesen Gedichten begeistert fühlte. Es konnte nicht fehlen, daß in so erregter Stimmung, und mit der Begabung im Innern, er es bald selbst versuchte, seine Empfindung als Dichter auszusprechen, und so entstanden schon im Jahre 1793 seine ersten Gedichte. Er zählte damals kaum sechszehn Jahre, und wie unbedeutend und mangelhaft diese poetischen Erstlingsversuche auch gewesen sein mögen, so ist doch zu bedauern, daß er dieselben nicht aufbewahrte. Sie dürften als Belege seiner Frühreife in dieser Beziehung, nicht ohne Interesse sein. Die gelehrten Freunde seines Hauses, welchen diese Erstlinge mitgetheilt wurden, glaubten schon damals ein Talent darinnen zu erblicken, welches der Cultur und Ermunterung nicht unwürdig sei. Auch für den Reiz der himmlischen Tonkunst zeigte der Jüngling Neigung und Befähigung, und wurde frühzeitig in ihre Mysterien eingeweiht, da auch sein Vater ein Freund der Musik war, und dieselbe in den geselligen Unterhaltungen im Kuffner'schen Hause eine wichtige Stelle einnahm. Der wackere, bei den Kunstfreunden in ehrenvoller Erinnerung gebliebene Meister Paul Wranitzky, ertheilte dem jungen Kuffner den ersten Unterricht im Gesang und im Violinspielen, und fand an ihm einen gelehrigen Schüler. In dieser Uebung der schönen Künste versäumte der Jüngling indessen in keiner Weise die ernstern Studien, sondern lag denselben mit dem rühmlichsten Fleiße und dem besten Erfolge ob. So bereitete er sich auf die genügendste Weise für seinen künftigen Beruf vor, und es war die Absicht seines Vaters, daß er sich dem juridisch-

politischen Fache widmen solle. In den Stunden, welche er bei diesen Berufs-Studien erübrigen konnte, blieb Musik und Poesie seine Lieblingsbeschäftigung, seine liebste Erheiterung. Selbst in jenen Jahren der fröhlich aufbrausenden Jugendlust und Jugendkraft, war er kein Freund lärmender Ergetzlichkeiten; er zog das Verweilen in den freundlichen geselligen Kreisen seines elterlichen Hauses, gerne allen andern Freuden vor, und fand in dem lehrreichen, liebevollen Umgange jener ausgezeichneten Männer und an seinem Schreibtisch und Notenpult, die befriedigendste Unterhaltung. Jedermann liebte auch den gesitteten, wißbegierigen, fleißigen, talentvollen Jüngling. Mozart und Haydn, dem Kuffner'schen Hause eng befreundet und oftmalige Gäste desselben, hatten ihn besonders lieb gewonnen, und der fromme biedere Meister Haydn, der diese Neigung für ihn bis an seinen Tod bewährte, äußerte sich oftmals, er würde den jungen Kuffner mit Freuden als seinen eigenen Sohn adoptiren. In den späteren Jahren, trat indessen die Ausübung der Musik bei Kuffner mehr und mehr in den Hintergrund, (obschon er für den Zauber der Tonkunst sein ganzes Leben hindurch sehr empfänglich blieb, und ihr stets seine Neigung bewahrte) und es trat dagegen der Hang zur Poesie und zum Schriftstellerthum immer entschiedener vor.

Im Jahre 1801, im 24. Jahre seines Lebens, trat Kuffner zuerst öffentlich als Literat auf. Seine Erstlingswerke waren zwei Romane: Der Geliebte im Sarge, oder: die Stimme aus dem Grabe, und: Der

Bund der Fetten und der Magern. Beide trugen das Gepräge ihres Ursprunges in der damaligen Richtung des Geschmackes. Sie wurden von der Lesewelt mit entschiedenem Beifalle aufgenommen und waren schnell vergriffen. Dieser Erfolg war für seine ganze Zukunft entscheidend. Am 31. October 1803 trat Kuffner als Hofkriegsraths-Concepts-Praktikant in Staatsdienste, und widmete dieser Bestimmung bis an seinen Tod die ehrenvollste Thätigkeit. Seine Mußestunden füllten literarische Arbeiten. Er war sehr produktiv und versuchte sich in allen Fächern. Im Jahre 1806 schrieb er eine metrische Uebersetzung des Plautus, nebst einer Abhandlung über das Theater der Römer, in mehreren Bänden. Es zeigte sich schon in diesen Werken ein tiefes, gründliches Wissen und eine Beherrschung des Stoffes, wie sie nur das Ergebniß einer weitgreifenden, umfassenden Erforschung der Klassiker sein konnte, ein Boden, auf welchem sich Kuffner stets mit Auszeichnung bewegte, wie auch später sein Artemidor, auf die rühmlichste Weise bewährte. Vater Haydn, mit welchem Kuffner, wie ich bereits oben erwähnte, bis an dessen Tod im freundlichsten Verhältnisse stand, äußerte den Wunsch, sein junger Freund möge die Bearbeitung des Textes zu einem Oratorium: „Die vier letzten Dinge" übernehmen, welches er zu componiren beabsichtigte. Gerne unterzog sich Kuffner einem so ehrenvollen Auftrage. Er ging mit Liebe an die Arbeit und als er die beiden ersten Nummern dem biedern Meister vorlas, versicherte ihn derselbe mit Freudenthränen in den Augen, er habe ganz nach seinen In-

tentionen gedichtet, und alle seine Erwartungen übertroffen. Die abwechselnde Kränklichkeit des allverehrten Greises hinderte ihn jedoch, an die Composition zu schreiten, und es ereilte ihn 1809 der Tod, ohne daß er sie begonnen hätte. Für dramatische Arbeiten zeigte Kuffner stets große Vorliebe, und Bühne und Schauspielwesen war immer ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seines Antheiles. In einer, schon in den ersten Jahren seiner schriftstellerischen Thätigkeiten geschriebenen Tragödie, welche durch die berühmte Künstlerin, Mad. Roose, auf einer ihrer Kunstreisen (ungefähr im Jahre 1806—1807) auf die Bühne gebracht ward, zeigte er sich zuerst in dieser Richtung. Das Trauerspiel fand lauten Beifall, und Mad. Roose leistete in der Titelrolle: Andromache, Ausgezeichnetes. Später gelangte seine Tragödie: Tarpeja auf dem k. k. Hofburgtheater zur Aufführung. Sie hatte aber, trotz der eifrigen Mitwirkung der vorzüglichsten Künstler dieser Bühne, einen entschieden ungünstigen Erfolg, und auch ein noch später (im Jahre 1834) daselbst von ihm zur Aufführung gebrachtes romantisches Schauspiel: Guido von Ostenthal (eigentlich Ulrich, Herzog von Würtemberg), schritt wirkungslos über die Bühne und verschwand schnell wieder von dem Repertoir. Dagegen fanden mehrere von Kuffners dramatischen Dichtungen auf dem k. k. priv. Theater an der Wien beifällige Aufnahme, z. B. die Minnesänger auf der Wartburg, Cervantes in Algier, die blonde Locke. Auch schrieb er mehrere Oratorien, z. B. Saul, auf dringendes Verlangen Beethovens. Es

ging indessen mit diesem Oratorium eben so, wie mit jenem für Haydn. Beethoven las die erste Abtheilung, welche ihm Kuffner eingehändigt hatte, mit dem lebhaftesten Antheile, er fand sie höchst geeignet zur Composition, und hatte sie auch schon im Geiste skizzirt, als er vom Tode abgerufen ward. Ein anderes Oratorium Kuffner's, die Rose von Viterbo, ward von dem wackern Componisten Joseph Dräxler in Musik gesetzt, und in dem k. k. Redouten-Saale aufgeführt. Musik und Dichtung fanden ungetheilten Beifall. Es ist zu verwundern, daß bei der so vielfachen Thätigkeit Kuffner's in dieser Richtung keine Operndichtung von ihm auf die Bühne gelangte. Bei den Kenntnissen, welche er in musikalischer Beziehung besaß, und bei seiner Einsicht in das Wesen der Tonkunst, dürfte er den Componisten, deren Klage um entsprechende Operntexte so verbreitet ist, gewiß vorzüglich Brauchbares in dieser Gattung geliefert haben.

Wir kehren nach dieser Uebersicht der Leistungen des Dichters im dramatischen Gebiete, wieder zu dem Gange zurück, auf welchem er in seinen übrigen Arbeiten vorwärts schritt. Im Jahre 1809 ließ er seinen Perikles, den Olympier, in zwei Theilen erscheinen; eine Arbeit, in welcher sich mit dem Reize einer Unterhaltungs-Lektüre, auch der Glanz eines tiefen Erkennens Hellenischen Wesens und Geistes verband. Auch unterzog sich Kuffner mit Bereitwilligkeit der Redaction an der Herausgabe von Meißner's Werken, und der verdienstlichen: Bibliothek der Humanitäts-Wis-

senschaften, an welcher er besonders werkthätigen Antheil nahm. Es erschienen sodann seine Gedichte und seine Erzählungen mit Zwischenspielen. Im Jahre 1823 endlich schritt er an die Herausgabe seines großen Werkes: Artemidor in Rom, eine Arbeit, zu welcher er mit wahrhaftem Bienenfleiße seit Jahren Daten und Materialien gesammelt hatte, ein Werk, in welchem, wie in seiner meisterhaften Uebersetzung des Plautus, seine tiefen Kenntnisse in der klassischen Literatur auf das Glänzendste hervortraten, welches Barthelemy's berühmtem Anacharsis würdig zur Seite steht und der vaterländischen Literatur zur Ehre gereicht. Sowohl das gründliche Wissen, welches sich in dem Artemidor Kuffner's bewährte, als die glänzende ansprechende Darstellungsweise, errangen dem Werke allgemeine Anerkennung, und es ward auch in fremde Sprachen übertragen. Kuffner war mit der Herausgabe dieses trefflichen Buches von 1823 bis 1831 beschäftigt; es umfaßte sechs Bände. Während dem aber, war er stets an neuen Arbeiten thätig, und ließ seinen humoristischen Roman: Schilderschau, seine Lebensbilder, seinen Spaziergang im Labyrinth der Geschichte, in Briefen an Demoustiers Emilie, vier Theile seiner gesammelten Erzählungen, seine dramatischen Werke, eine Mythologie, und das „Lustwäldchen der Laune" im Drucke erscheinen. Als Sammelwerk, in der Art von Matthison's Anthologie hatte er schon 1818 einen Hesperidenhain der Romantik herausgegeben, welcher, durch die in

demselben in sinniger Auswahl mitgetheilten Gedichte besonders für Deklamatoren eine willkommene Gabe war. Auch der Journalistik und dem Almanachwesen war seine literarische Thätigkeit gerne und freundlich zugewendet, und die Jahrgänge der Zeitschriften und Taschenbücher bewahren geschätzte Beiträge aller Art aus Kuffner's Feder. Gerne war er stets bereit zur Förderung literarischer Zwecke mitzuwirken, und gewährte jedem solchen Ansinnen bereitwilliges Entgegenkommen.

Aus dem hier gegebenen Überblicke seiner literarischen Bestrebungen, geht die Mannigfaltigkeit derselben, und die rastlose Thätigkeit in ihrer Entwicklung auf das Sprechendste hervor. — Die Gewandtheit und Schnellkraft seines Geistes bewährt sich in dieser großen Produktivität eines Schriftstellers, der nur die Mußestunden eines wichtigen und ernsten Geschäftsberufes zu diesen Arbeiten verwenden konnte. Kuffner war in seinem Dienste eben so fleißig und unermüdet thätig, als in seinem schriftstellerischen Wirken.

Schon am 27. März 1807 ward er zum Hofkriegsraths-Concepts-Adjuncten, und am 27. April 1809 zum Feldkriegs-Concipisten befördert. Kuffner bewahrte unter seinen Papieren ein von dem Herrn F. M. L. Freiherrn von Ebner ausgestelltes höchst ehrenvolles Zeugniß über die vorzüglichen Dienste, welche Kuffner während der feindlichen Invasion des Jahres 1809, bei der Amtirung der damals nach Pesth verlegten, und der Leitung des gedachten Herrn Feldmarschall-Lieutenants anvertraut gewesenen General-Genie-Direction geleistet hatte. Am 23. Jänner 1811

ward Kuffner zum zweiten, am 24. September 1813 zum ersten Genie-Hauptamts-Concipisten, und am 4. Juni 1815 zum Hofkriegs-Concipisten befördert. Endlich wurde er mit a. h. Entschließung vom 28. März 1827 zum Staats- und Conferenz-Raths-Officialen ernannt, und mit a. h. Handbillet vom 12. März 1831 zum Staatsraths-Concipisten (mit dem Range eines k. k. Hof-Sekretärs) befördert, in welcher Stelle er bis an seinen Tod mit rastlosem, unermüdetem Eifer bestrebt war, den Obliegenheiten seines Dienstes zu entsprechen. Auch war Kuffner seit dem Jahre 1819 k. k. Bücher-Censor, wodurch seine Zeit ebenfalls von wichtigen Arbeiten in Anspruch genommen ward, und auf diese Weise ist seine vielfache literarische Thätigkeit, bei den wenigen Stunden, welche er ihr zu widmen im Stande war, wahrhaft staunenswerth. —

Bei der Gesinnung Kuffner's, bei seiner regen Empfänglichkeit für die stillen Freuden, war es natürlich, daß er frühzeitig darauf dachte, sich einen Hausstand zu gründen. Er hatte sich dreimal vermählt; das erstemal im Jahre 1812, das zweitemal 1829, das drittemal am 8. Mai 1841. In der ersten Ehe ward ihm ein noch lebender Sohn geboren. Seine dritte, ihn überlebende Gattin ist eine Tochter des k. k. Ober-Einnehmers der k. k. Staats- und Banco-Schuldenkassa Christoph Edlen von Meyer, und Schwester des berühmten Clavier-Virtuosen Leopold Edlen von Meyer. Schon vor einigen Jahren bedrohte eine tödtliche Krankheit das Leben des allgemein geschätzten Mannes, und die rege Theilnahme bei seiner dama-

ligen Genesung bewies ihm auf das Ehrenvollste, wie sehr seine Verdienste und sein biederer Charakter geschätzt wurden. Am 7. November 1846 erlag er einem Lungenübel, nach kurzer Krankheit. Er hatte das 69ste Lebensjahr erreicht, und sein Tod ward allgemein und aufrichtig betrauert. — Das zahlreiche Geleite ausgezeichneter Männer aus den verschiedensten Klassen der Gesellschaft, welche sich dem Zuge zu seiner Ruhestätte anschloßen, bezeugte, wie weit verbreitet die Trauer über den Verlust des in jeder Beziehung hochgeachteten Mannes sei. —

Christoph Kuffner nimmt unter den vaterländischen Gelehrten und Schriftstellern einen vorragenden Platz ein. Unterrichtet in den mannigfachsten Fächern der Wissenschaft, rastlos beschäftigt, den Kreis dieser Kenntnisse stets zu erweitern, mit Kennerblick und Forschergeist das Gebiet der schönen Literatur umfassend, und in den verschiedensten Richtungen derselben, als Lyriker, Epiker, Dramaturg, Philolog und Archäolog selbstthätig, tragen seine Schöpfungen allseitig das Gepräge einer wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung, welche ihnen stets eine ehrenvolle Stelle auf dem deutschen Parnasse sichern wird. Nicht blos in seinem österreichischen Vaterlande hat Kuffner die Anerkennung seines Werthes gefunden, auch das, mit solcher Anerkennung gegen unsere Leistungen nicht sehr bereitwillige Ausland hat das Verdienst Kuffner's gewürdigt, und es haben sich gewichtige Stimmen daselbst in diesem Geiste ausgesprochen. Ein äußeres Zeichen der Anerkennung besaß der Verewigte in der ihm ertheilten großen goldenen

Medaille für literarische Verdienste. Sein Name wird in geachtetem Klange fortleben, und wenn von den verdienstlichen Bestrebungen der Literatur unserer Zeit die Rede sein wird, seine Geltung rühmlich behaupten. Namentlich werden seine klassische Uebersetzung des Plautus und sein „Artemidor in Rom" zu allen Zeiten, als Werke geachtet sein, in welchem ein reich begabter Geist seine Wirksamkeit bethätigte. So wie nun Kuffner in allen Sphären seiner Wirksamkeit, als Staatsdiener und Gelehrter, ein ehrenvolles Andenken sich begründet hat, so erfreute er sich auch als Mensch der allgemeinen, verdienten Achtung. Er war ein guter Sohn, ein liebevoller Gatte und Vater, ein aufrichtiger Freund seiner Freunde. Es ist ein Beweis seines trefflichen, gediegenen Charakters, daß ein Mann, dessen Thätigkeit in so vielfache Verzweigungen gespaltet war, die Stimmen Aller, welche ihn kannten, zu seinem Lobe vereinigte, und daß von keiner Seite ein Mißton in dieser schönen Harmonie laut ward. Stets liebevoll gegen die Seinigen, freundlich und gefällig gegen Jedermann, der mit ihm im Dienste oder im Leben zu verkehren hatte; stets bereit Schönes, Gutes und Nützliches zu fördern, so weit es nur immer in dem Bereiche seiner geistigen und materiellen Mittel stand, schritt er, ein wahrhafter deutscher Biedermann, durch das Leben. Wissenschaft und Literatur war ihm die Sonne des Lebens, in ihrem Strahle vergaß er der Schatten, welche unvermeidlich jedes Menschenleben berühren und von denen auch das Seine nicht frei bleiben konnte. Die Verbreitung dieses milden Lichtes nach seinen

besten Kräften zu fördern, war die Aufgabe, welche er seinem Streben setzte. Daher auch eine der schönsten Eigenschaften seines Charakters, jene freundliche Theilnahme und Ermunterung, welche er jedem aufkeimenden Talente zuwendete. So wie der Neid über irgend eine vorragende künstlerische oder literarische und wissenschaftliche Größe seinem einfachen herzlichen biedern Sinne durchaus fremd war, so gereichte es ihm auch zur besondern Freude, wo er ein Talent zu entdecken glaubte, zur Erweckung und Belebung desselben möglichst beizutragen. Gerne gewährte er Rath, Belehrung und Unterstützung jedem jugendlichen Streben, und freute sich an der Erkräftigung desselben. In dieser Beziehung besonders wird Kuffner's Bild in dankbarer Erinnerung in vielen Herzen fortleben, und manche Dankesthräne hat wohl, aus solchem Quell entsprossen, den stillen Hügel des Biedermannes benetzt.

Bescheidenheit, diese stete Begleiterin des wahren Verdienstes, jene Tugend, welche in unsern Tagen so selten geworden ist, war auch eine der bezeichnenden Eigenschaften des wackern Kuffner. Wie ehrenvoll, wie mit Recht ausgezeichnet auch seine Stellung im Leben wie in der Wissenschaft gewesen, nie hat sie ihn zu eitler Überschätzung seiner Verdienste zu verleiten vermocht. Es machte ihm herzlich Freude, sein Streben, sein Wollen anerkannt zu sehen, er war empfänglich für den Ruhm, (und ohne diese Empfänglichkeit würde nie Schönes und Großes geleistet werden) aber diese Empfänglichkeit vermochte ihn nie zu beirren in der Erkenntniß seiner Stellung und in

dem Bewußtsein über den Werth des von ihm Geleisteten, und er verkannte nie die weite, noch unermessene und unermeßliche Bahn des Fortschrittes, dessen jede Bestrebung des Wissens und der Kunst fähig bleibt. So war und blieb er anspruchslos beschäftigt, die von der Vorsehung ihm verliehene Fähigkeit nach besten Kräften zu benützen, ohne ihren Gehalt auch nur im Geringsten zu überschätzen. —

Aus diesen, wenn schon nur flüchtigen Umrissen, wird, wie ich hoffe, auch jener, der den verdienstvollen Mann, dessen Bild sie darstellen sollen, nicht kannte, ersehen haben, daß Kuffner in jeder Beziehung eine ausgezeichnete Persönlichkeit gewesen, und daß wir seinem Wirken und Streben mit vollem Rechte freundliche Erinnerung weihen mögen. Er verdient den Tribut unserer Achtung, in welcher Beziehung wir auch sein Leben unserer Beurtheilung unterstellen wollen, und wir dürfen die Anerkennung seiner Verdienste und seiner ausgezeichneten Eigenschaften als Mensch und als Gelehrter, um so ungescheuter aussprechen, als es ein Kranz ist, den wir an dem Grabhügel des Biedermannes niederlegen, und am Grabe ist Wahrheit. — Die Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten, hat Kuffner's Leben erheitert und verschönt; der Nachruf eines echten Biedermannes, eines verdienstvollen Gelehrten bleibt seinem Andenken gesichert. —

F. C. Weidmann.

Inhalt.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Phantasie-Gemälde aus dem Reiche der Nacht.

Fünftes Buch.

Der Cid.

(Unvollendet nachgelassene Erzählung nach Herder's Bearbeitung in Romanzen.)

Christ. Kuffner's literarischer Nachlaß.

Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß aller zwanzig Bände.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

M.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.





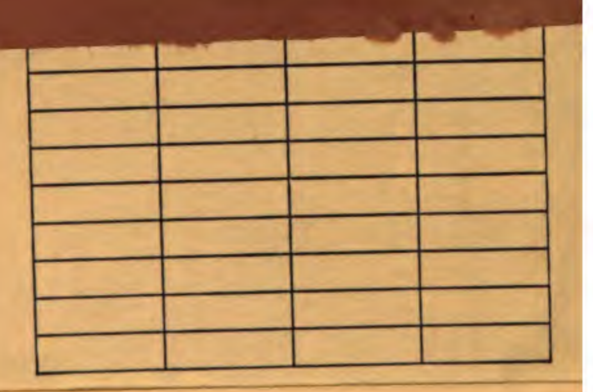
Stanford University Libraries
3 6105 015 302 883





